Erlebtes.

Zweiter Theil:

Nach meiner Exilirung.

Von

Karl Heinzen.

(Gesammelte Schriften vierter Band.)

Boston,
Selbstverlag des Verfassers.
1874.



Erlebtes.

Zweiter Theil:

Nach meiner Exilirung.

Von

Karl Heinzen.

(Gesammelte Schriften vierter Band.)

Boston,
Selbstverlag des Verfassers.
1874.

Dieses Buch

widme ich

meiner Frau und meinem Sohn,

welche alle die Verfolgungen und Miseren,

über die es berichtet,

tapfer und unverdrossen mit mir durchgemacht haben.

Inhalt.

I.

Flucht aus Köln. Politische Romantik. Fahrten in Belgien.

Ueber meinen Konflikt mit der preußischen Justiz und das Verfahren derselben, das mich in's Ausland trieb, habe ich schon im ersten Theil dieser Schrift kurz berichtet. Dasselbe ist aber so außerordentlich und bezeichnend, daß es noch eine ausführlichere Darlegung und nähere Beleuchtung verdient.

Durch eine Verfügung vom 15. August 1843 war die ganze Polizei des polizeigesegneten Preußenlandes angewiesen worden, ein Buch ausfindig zu machen und in Beschlag zu nehmen, welches später unter dem Titel „Die preußische Bureaukratie" erschien — eine schwierige Aufgabe für die Polizei, da zu jener Zeit noch kein Buchstabe dieser Schrift geschrieben, sondern nur die Absicht, es zu schreiben, bekannt geworden war. Die Polizei wie die Justiz hatte sich mit ihrem Fang noch länger als ein Jahr zu gedulden. Am 11. November 1844 langte endlich das im Geheimen gedruckte Buch ungeahnt von Darmstadt in Köln an und war von den Buchhandlungen mit

meiner Hülfe in wenig Stunden vertheilt. Am 12. wurde in allen Buchläden vergebliche Haussuchung gehalten und am Abend des 13. erhielt ich vom Instruktionsrichter eine Vorladung, um am Vormittag des 14. „über Das vernommen zu werden, dessen ich beschuldigt worden."

Wessen war ich beschuldigt worden? Das wollte mir die preußische Delikatesse nicht sogleich verrathen. Hatte ich gestohlen, gemordet, Brand gestiftet? Fürchtete man, ich werde entwischen, wenn man mich vorzeitig mit meinem Verbrechen bekannt machte? Doch dagegen war man gesichert durch meine Erklärnng in der Vorrede, daß ich mich dem Gericht stellen werde, wenn man meine Freiheit vor Fällung des Urtheils nicht antaste, meiner Vertheidigung nichts in den Weg lege und nach dem bestehenden Recht und Gesetz verfahre. Auch sah man mich unbesorgt in der Stadt umhergehen und vielleicht bloß deshalb und zur Vermeidung von Aufsehen schob man die Verhaftung bis zu meinem erwarteten Erscheinen vor dem Instruktionsrichter auf, wo sie in aller Stille hätte erfolgen können.

Mein Entschluß, dem Gericht nicht aus dem Wege zu gehen, so wie mein Vertrauen auf das vorausgesetzte öffentliche Verfahren nach Rheinischem Recht blieb unerschüttert, bis mir noch in der elften Stunde meine Freunde und namentlich ein Paar erfahrene Juristen klar machten, daß das tückische Preußenthum seine Rache um so sicherer durch einen langen Untersuchungsarrest mit angemessenen Quälereien vorwegnehmen werde, je weniger es Aussicht habe, sie später durch ein offenes und ehrliches Gerichtsverfahren hinlänglich zu befriedigen. Man be-

stürmte mich daher mit den dringendsten Zureden, mich bis zum Tage der gerichtlichen Verhandlung jenseit der belgischen Grenze in Sicherheit zu bringen, und erklärte es für eine Thorheit, daß ich mich nicht schon längst mit einem Paß versehen und bei Zeiten in's Ausland begeben hatte. Nachdem ich mich endlich von der Weisheit des ertheilten Raths überzeugt hatte, entschloß ich mich auch sofort, am 13. Abends, ihn mit Anwendung aller nöthigen Vorsicht zu befolgen. Als gewesener Beamter kannte ich die mißtrauische und vorsorgliche Umsicht der preußischen Griff- und Kniffologie. Mich von ihr überlisten zu lassen, hätte ich für eine tödtliche Blamage gehalten. Es galt daher, solche Maßregeln zu treffen, daß meine Flucht nicht vereitelt werden konnte. Daß man mich und meine Wohnung, so wie die Stadtthore und die Eisenbahn bewachen ließ, mußte ich als gewiß annehmen. Ich ließ meine Frau mit Hülfe eines zuverläßigen und vorsichtigen Bekannten von Allem benachrichtigen und nach dessen Wohnung aus der meinigen Dasjenige schaffen, was mir zur Reise unentbehrlich war, während ich ruhig hinter einem Glase Wein saß; zu einer bestimmten Stunde aber erwartete mich an einer sicheren Stelle ein pompöser, zweispänniger Wagen, welcher einem vor dem Stadtthore wohnenden Rentier gehören konnte und daher vor einer Untersuchung durch die Thorwache gesichert war. Die belgische Eisenbahn mußte nicht bloß am Kölner Bahnhof, sondern auch an den nächsten Stationen bewacht sein — eine Vermuthung, die sich später ebenfalls bestätigte. Ich war daher nur sicher, wenn ich am andern Tage den ersten Zug in möglichst weiter Entfernung von Köln bestieg — (Telegraphendrähte gab es damals noch nicht und die

Armtelegraphen konnten in der Nacht nicht arbeiten); deshalb wies ich den Kutscher an, mich sieben Stunden weit, nach der Stadt Düren zu bringen, die ungefähr in der Mitte zwischen Köln und Aachen liegt. Vor der Abreise schrieb ich noch einen Brief an den Instruktionsrichter, worin ich ihn von meiner Flucht wie von den Gründen benachrichtigte, die sie veranlaßt hatten, und versprach, mich sofort auch ihm zu stellen, wenn mir meine persönliche Freiheit bis zur Fällung des richterlichen Endurtheils zugesichert werde. Die Antwort war ein zwei Tage später in den Zeitungen publizirter Steckbrief, der zwar angab, „wessen ich beschuldigt worden", aber behauptete, ich habe mich „der gegen mich eingeleiteten Untersuchung durch die Flucht entzogen". Eine Aufklärung über meinen Schritt, die ich von Belgien aus der „Kölnischen Zeitung" zusendete, wurde von der Zensur gestrichen. Nach preußischer Moral durfte das Publikum nicht erfahren, was ich beabsichtigte, sondern sollte glauben, ich habe mein Wort gebrochen.

Doch die Hauptsache, die Flucht, gelang vollkommen und ich betrieb sie mit einem gewissen romantischen Gusto. Die Fahrten der politischen Flüchtlinge bilden den Haupttheil der modernen Romantik. Ich erzähle nach meinem Tagebuch:

Die Nacht war aus Dunkelheit, Nässe und Kälte zu gleichen Theilen zusammengesetzt. Der Zustand der Chaussee brachte als viertes Ingrediens noch die Langeweile hinzu, denn zur Zurücklegung einer Strecke von sieben Wegstunden brauchte ein flüchtiger Literat in einem Wagen mit zwei Pferden nicht weniger als sieben Zeitstunden. Wer an schlechter Verdauung leidet und Leibes-

erschütterung bedarf, dem empfehle ich eine Chaussee wie die zwischen Köln und Düren. Trotz diesem Zustand streckt Einem der Weg alle Nasen lang einen drohenden Barrierebaum entgegen, der bei Tage wie eine aufgehobene Zuchtruthe in die Luft ragt und bei Nacht wie ein Polizeistock die Passage verbietet. Die Barriereempfänger schienen gar nicht darauf gerichtet zu sein, daß in solcher Nacht ein Mensch sie inkommodiren könne. Sie schliefen einen Schlaf von erstaunlicher Hartnäckigkeit, so daß der geduldige Kutscher, nachdem er fünf Minuten die Stärke ihrer Fensterscheiben versucht, seinem bescheidenen Aerger jedes Mal in den Worten Luft machte: „Donnerwetter, der Kerl schläft wie ein Dachs!"

Die Barrierebäume brachten mich auf allerlei Betrachtungen über die geistigen und sonstigen Barrieren, die in Teutschland uns bei jedem Schritt den Weg versperren, und es wurde mir schon damals klar, daß man die Freiheit eines Volkes sehr gut auf der Landstraße studiren könne. Ein Barrierebaum ist ein Gedankenstrich, lang genug, um auf eine ganze Landstraße von Betrachtungen hinzuleiten. In Belgien ist, so weit ich mich umsehen und erkundigen konnte, kein Barrierebaum auf der Chaussee zu sehen; die Barrieren, bloß durch Aufschriften bezeichnet, sind alle verpachtet; der Pächter ist verpflichtet, an jedes Fuhrwerk heranzutreten, um das Geld in Empfang zu nehmen; der Fuhrmann kann ungestraft durchfahren, wenn auf dreimaligen Ruf der Empfänger nicht erscheint; er kann im Galopp vorbeifahren, wenn er das Geld dem Empfänger zuwirft, denn Chausseezettel gibt es dort nicht; er kann das Nämliche thun, wenn er demselben bekannt ist und ihm zuruft, daß er später zurückkommen

werde. Kurz, die ganze Einrichtung trägt die Rücksicht auf das Volk an der Stirne. Keine unnöthige Scherei, kein Aufenthalt, keine Beschränkung.

Morgens gegen 6 Uhr sah ich endlich die dunklen Umrisse der romantischen Stadt Düren vor mir. Trotz meinem, „bis oben zugeknöpften gelb bräunlichen Winterüberrock“, worin ich durch den Steckbrief den Menschenfängern denunzirt wurde, war ich so erfroren, daß ich mich vierzehn Jahre zurück unter die Brücke einer zugefrorenen Gracht zu Utrecht versetzt fühlte, wo ich damals nach meiner Rückkehr aus Batavia eine herrliche Winternacht zubrachte. Es wurde mir noch romantischer zu Muth, als ich aus den gespenstischen Umgebungen des Dürener Kirchhofs durch die dunkle, nasse Einsamkeit des Morgens zwei schwarzweiße Gestalten hervorschleichen sah, die mir Anfangs einen entsetzlichen Schauder von polizeilichen Kirchhofsgedanken einflößten, sich aber später unter der halberloschenen Laterne des Thoreinganges als zwei trauernde Weiber mit Betbüchern zu erkennen gaben. Sie waren christlich genug, mir als Führerinnen zum nächsten Gasthof zu dienen. Im Augenblick, wo der Kutscher anhielt, erscholl aus der dämmerigen Luft herab plötzlich eine wunderbare Musik. Es schlug nämlich auf dem Kirchthurm sechs Uhr, aber nicht in der geistlosen, monotonen Weise der gewöhnlichen Kirchthürme, sondern es schlug sechs Uhr mit Melodien und Variationen. In Düren ruft die Zeit ihre Stunden durch ein Glockenspiel aus. Meine Utrechter Illusion wäre dadurch vollständig geworden, hätte nicht der Dürener Kirchthurm Teutsch gesprochen oder gesungen. Er sang nämlich nichts Geringeres, als: „Heil dir im Siegeskranz“ ꝛc. — jenen

rührenden Nationalhymnus, den kein getreuer Unterthan anhören kann ohne in Gedanken Gut und Blut zur Verfügung zu stellen. Mir schien übrigens der Gruß des Kirchthurms eine gute Vorbedeutung zu sein und das „Heil dir im Siegeskranz“ konnte mir nichts Geringeres bedeuten, als: du wirst als Sieger über die Polizei mit heiler Haut über die Gränze passiren.

Mit diesem Vertrauen legte ich mich nieder. Nach zwei Stunden stand ich wieder auf, ohne ein Auge geschlossen zu haben, und zwar nicht vor Angst, wie groß dieselbe auch war, sondern vor Kälte. Die Dürener Chaussee und die geschlossenen Schlagbäume hatten mein Blut so lang gerinnen gemacht, daß selbst ein zweistündiger Aufenthalt in den Bettfedern es nicht wieder in Gang zu bringen vermogte.

Als ich aufgestanden war und im Gastzimmer erschien, sah mich der Wirth mit großen, mißtrauischen und sehr schlauen Augen an. In einer solchen Nacht, auf einer solchen Chaussee eine solche Reise in einem zweispännigen Wagen von Köln nach Düren zu machen, während die wohlfeile und schnelle Eisenbahn nebenherläuft, sodann von Düren, nach zweistündigem Aufenthalt im Bette, dennoch auf der Eisenbahn weiter zu reisen — das hat Etwas, das hat ein Mehreres, das hat Viel, das hat alles Mögliche zu bedeuten. Der Wirth strich um mich herum, wie ein Hund um ein einzukreisendes Wild, er maß mich, er fixirte mich, er durchschaute mich. Endlich „stand“ er mich, wie es in der Jägersprache heißt, trat entschlossen vor mich hin und sprach:

Er. Es ist kalt heute.

Ich. Es ist nicht warm heute.

Er. Haben Sie gut geschlafen?

Ich. Ich habe nicht gut geschlafen.

Er. Nicht gut geschlafen? Und doch eine so ermüdende Reise gemacht!

Ich. Haben Sie Kaffee bestellt?

Er. Er wird gleich da sein. Sie kommen von Köln?

Ich. Ich komme von Köln.

Er. Und Sie gehen?

Ich. Haben Sie den Homer gelesen? Die alten Griechen waren anständige Leute. Sie pflegten die Fremden nicht eher nach dem „Woher und Wohin" zu fragen, als bis sie sie einige Tage bewirthet hatten. Die Eisenbahn ist übrigens eine schöne Erfindung.

Er. Um Vergebung, wie ist Ihr Name?

Ich. (Durch die Nase gesprochen): Ich heiße He.nzen.

Er. Henzen? Hänzen?

Ich. Wie Sie wollen.

Er. Also Henzen! Oder vielleicht Heinzen?

Ich. (Ihn groß ansehend.) Nein, ich heiße Wackernagel.

Er. Wie? Wackernagel? Sie sagten ja: Henzen!

Ich. Was ich gesagt habe, war Ihnen ja nicht genug, darum wollte ich Ihnen noch einige Namen als Zugabe in den Kauf geben.

Dieß brachte den Mann zur Ruhe. Der Sprung von dem Namen Heinzen zu dem Namen Wackernagel war so groß, daß der verdutzte Menschenkenner ganz richtig berechnete: ich stehe mich doch besser, wenn ich die viel kleinere

Differenz zwischen Heinzen und Henzen übersehe und mich mit dem letzten Namen begnüge.

Nachdem He.nzen (durch die Nase gesprochen) seine Zeche bezahlt, verfügte er sich zum Bahnhof. Der Zug von Köln braus'te heran. Große Spannung. Blickt kein verdächtiger Kopf zum Wagenfenster heraus, um den Bahnhof zu mustern? Steigt kein Häscher aus? Kein Spion — Alles in Ordnung! Wir kamen nach Aachen. Der Zug fuhr erst nach zwei bis drei Stunden weiter und bis dahin konnte mit dem nächsten Zug ein polizeilicher Gruß aus Köln für mich anlangen. Ueberdieß sollten an der Grenze die Pässe revidirt werden und ich hatte keinen anderen Paß, als die Vorladung des Instruktionsrichters. Ich mußte also als kluger Feldherr meinen Operationsplan ändern und von der Eisenbahn wieder auf die Landstraße einlenken. Eine halbe Stunde von Aachen liegt der holländische Flecken Vaels, wohin die Aachener Bonvivants Austern essen gehen, wenn sie die Bestien unverzollt über die Grenze bringen wollen. Es war also das Gerathenste, vorläufig in Vaels Austern zu essen und sie dann auf einem Spaziergange nach Belgien zu verdauen. Um durch unschuldige Begleitung allen Verdacht abzuwenden, lud ich den Redakteur der „Aachener Zeitung" zu einem Spaziergang vor das Thor ein. Als ich mit ihm durch die Büchelstraße kam, wo zwei Buchhandlungen sind, sah ich — o Schrecken! — zwei Polizeibeamten aus der einen herauskommen und in die andere hineingehen. Ich fragte nach und vernahm, daß sie gekommen waren, um in Beschlag zu nehmen „die preußische Bureaukratie von Karl Heinzen", daß sie aber so wenig gefunden hatten, wie ihre Kollegen in Köln. Auf dem Wege nach dem

Thor, das nach Holland weis't, begegnete mein Blick plötzlich dem forschenden, stechenden Auge eines — Polizeikommissairs, eines alten giftigen Feindes, den ich einst als Landwehrofficier auf das Empfindlichste beleidigt hatte und der den besten Willen zu haben schien, außer dem Buch auch den verhaßten Verfasser in Beschlag zu nehmen. Er müßte ein schlechter Polizeibeamter gewesen sein, wenn er nicht durch mein Erscheinen in Aachen auf einige geographische Betrachtungen über das Königreich Belgien hingeleitet worden wäre. Ich sah ihm Das an, aber mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart gab ich seinen Gedanken eine andere Richtung indem ich mir in sorglosester Unbefangenheit ein Paar durch Miethzettel bezeichnete Häuser mit der Miene eines Menschen besah, der eine Wohnung miethen will und dabei seinen ortskundigen Begleiter als Rathgeber benutzt. Später hörte ich, daß eine halbe Stunde nach meiner Ankunft der Polizeikommissar den gleichzeitig mit mir angelangten Befehl zu meiner Verhaftung in der Hand hatte. Der arme Mensch wird sich nichtswürdig geärgert haben.

Der Weg von Aachen nach Vaels ist schwerlich schon mit schnelleren Schritten bereis't worden, als durch mich am 14. November des Jahres 1844. Die Fuhrleute wichen mir mit vierspännigen Wagen aus und die Chausseewärter ließen erstaunt ihre Hacken fallen. Vor Angst und Anstrengung zugleich schwitzend, dampfte ich wie eine Lokomotive daher und aus den Feldern kamen die Landleute herzugelaufen, um die Eröffnung der neuen Eisenbahn von Aachen nach Vaels mit anzusehen.

Fast mit verrenktem Hals, vom häufigen Umschauen nach der verfolgenden Polizei, stand ich endlich vor den

zwei Pfälen, die sich als Repräsentanten des Königreichs Preußen und des Königreichs Holland freundnachbarlich anblickten. Rechts von der Chaussee steht der rothe Pfal mit der Aufschrift: Ryks-regten (des Reichs Rechte, oder Zölle). Der Name „Reich" nimt sich sehr possirlich aus in einem Land mit zwei Dutzend Einwohnern, und was die „Rechte" betrifft, so gab man mir davon einen Begriff, als ich in Vaels nach einem Reitpferde fragte. Im ganzen Ort war keins zu finden, denn von einem Pferd, das einen Sattel trägt, sind in Holland — 40 Gulden jährliche „Rechte" zu zahlen.

Mit besonderer Aufmerksamkeit schien mich der schwarzweiße Pfal zur Linken anzusehen. Es war, als fragte er mich:

„Ich bin ein Preuße, kennst Du meine Farben?"

Ich antwortete: „Wohl kenne ich sie, denn das Schwarz erinnert mich an die Nacht des Kölner oder Berliner Untersuchungsarrests und das Weiß der Angst siehst du auf meinem Gesicht geschrieben." Worauf er replizirte: „Du bist ein Mann des bösen Gewissens; greife in deinen Busen und zeige deinen Paß oder deine Konduitenliste! O, ich sehe schon die Nemesis auf Deinen Fersen! Wer aber ein reines preußisches Gewissen hat, den schreckt kein Schwarz und kein Weiß, der sieht mit unserm durchlauchtigen Monarchen im Einen die Nacht des Bösen und im Anderen den hellen Tag des „Vorwärts", das sie durch die Macht der „W a h r h e i t" besiegen wird; der schlägt stolzen Selbstgefühls auf seine mit Gott für König und Vaterland erfüllte Brust und singt mit mir:

„Ich bin ein Preuße, w i l l ein Preuße sein."

Als ich mich von dem Eindruck dieser angreifenden Apostrophe wieder erholt hatte, blickte ich meinen hölzernen Landsmann patriotisch an und sang in der Antistrophe:

Ich bin ein Preuße, darf kein Preuße bleiben,
Weil Angst und Pflicht mich aus dem Lande treiben;
Schwarz weiße Pfäl', ihr prahlt, obschon ihr wißt,
Daß „Wahrheit" „schwarz auf Weiß" nicht preußisch ist!

Der Pfal schwieg und ich setzte den Fuß auf königlich-niederländisches Gebiet. Ich ahnte nicht, daß ich dem schwarz-weißen Vaterlande den letzten Fußtritt versetzt hatte. In dem Augenblick, wo ich die Grenzlinie überschritt, zuckte es mir im Genick. Ein Windstoß riß mir sechs Haare aus, die zwischen Aachen und Vaels grau geworden waren; ich glaubte darin die unsichtbare Hand der Polizei zu erkennen, die mir gleichsam per Telegraph in's Genick griff und der ich just im letzten Augenblick noch entgienge. Das Göthe'sche „Wer nie sein Brod mit Thränen aß" würde seine ganze Wirkung einbüßen neben einem Lied über die Angst, das etwa begänne:

Wer nie mit Angst die Straße maß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Erwischt im Vorarreste saß,
Der kennt euch nicht, ihr schwarz und weißen Mächte.

Zu Vaels kehrte ich in das nächste Gasthaus ein und opferte für meine glückliche Rettung den Göttern des Unterleibs eine Viertel-Hekatombe frische Austern mit einer Libation von zwei Glas echten holländischen Genevers. Aber selbst diese heilige Handlung sollte nicht ohne romantische Störung vorübergehen. Wie die Raben um ein

gefallenes Wild, so sammelten sich sofort die benachbarten Philisterhonoratioren des Orts und die amtlichen Spürnasen um den langen Menschen, der mit einem „Rohrstock“ und „bis oben zugeknöpften Winterrock“ in so ungünstiger Jahreszeit zu Fuß die holländische Grenze überschritten, eine geheime Unterredung mit dem schwarzweißen Pfal gehabt und darauf eilig im Wirthshause eingekehrt war, um —, um —, um — darauf kam es nun eben an, das Um, das „Woher? und Wohin?“ zu erfahren.

Während ich die Austern opferte, sah ich seitwärts mehrere amtliche Gesichter mit schielenden Augen mein Signalement aufnehmen. Hätten sie gewußt, daß ich der Verfasser einer „Reise nach Batavia“ war, ich wäre auf holländischem Gebiet aus dem Regen in die Traufe gekommen. In Kleve pflegt man den Lebensüberdrüssigen den Rath zu geben, nach Holland zu gehen und zu sagen, sie seien K. Heinzen. Glücklicher Weise waren die Vaelser Nationalen keine Kenner der teutschen Literatur. Als sie fanden, daß ich auf den amtlichen Steckbriefen, die sie auf ihrem Bureau haben mogten, nicht verzeichnet stand, ließen sie ihre außeramtlichen Vermuthungen los und hetzten ihre Neugier in der Person des Wirths auf mich ein. Wer? Woher? Wozu? Was? Warum? Womit? Wofür? Wogegen? Wonach? Es schwebten mir allerlei sonderbare Antworten auf der Zunge, z. B. ich sei Karl der Große und wolle in den Wäldern zwischen Vaels und Verviers mich von dem Gedeihen einer Eiche überzeugen, die ich vor tausend Jahren in einer sicheren Einsamkeit gepflanzt, um jetzt einen Knutenstiel für den romantischen Steiß der servilen teutschen Nation daraus zu

schneiden. Da ich aber die Befugnisse der holländischen Grenzbeamten nicht kannte, so hielt ich es doch für gerathen, ihr Denkvermögen nicht allzusehr anzustrengen, und begnügte mich mit der wahrheitgemäßen Versicherung: ich sei ein Freund der Natur, der die wilde Gebirgsgegend zwischen Vaels und der preußisch-belgischen Chaussee kennen zu lernen wünsche. Das war nun freilich den Leuten noch unglaublicher, als wenn ich gesagt hätte, ich sei Karl der Große; sie beruhigten sich aber, als ich einen Boten bestellte, um mich in jenen Bergen zurechtzuweisen. Die Tochter aus dem Hause, ein Mädchen mit einer rührend-interessanten Todesverschreibung auf dem Gesicht, die sie selbst noch niemals gelesen hatte, nahm besonderen Antheil an meinen naturforscherischen Absichten und schärfte dem Boten ein, mich ja über Alles auszufragen. Unter ihren Auspizien kam ich denn glücklich aus Vaels heraus und trat die Wanderung durch ein Gebiet an, das vielleicht noch kein zivilisirter Fuß betreten hat und das nur einen Tummelplatz für Wild, Vieh und Schmuggler bildet. Es ist eine Eifel, in's Holländische oder Belgische übersetzt. Koth bis an die Kniee, Sumpf bis an die Kniee, Wasser bis an die Kniee — das waren die Abwechselungen des Wegs. Mein „bis oben zugeknöpfter Winterrock", bei dem Marsch über himmelhohe Berge, sorgte dafür, daß ich auch von oben nicht trocken blieb, und wo er nicht hinreichte, mir den Schweiß auszutreiben, da kam ihm wieder die Angst zu Hülfe, die Angst des bösen Gewissens, die dem Frevler auch in der Einsamkeit der Wildnisse keine Ruhe läßt. Ich mögte sagen: ich schwitzte Untersuchungsarrest. Zu solcher Angst fehlte es in jener Wildniß um so weniger an Grund, da die Grenzverwickelungen

dort so mannichfaltig sind, daß man fast bei keinem Schritt weiß, ob man auf belgischem, oder holländischem, oder preußischem, oder neutralem Gebiete steht. Es liegt dort nämlich zwischen den drei Ländern ein sogenanntes neutrales Gebiet, ein herrenloser Landstreifen, der zwar keinem der angrenzenden Länder gehört, in dem aber das Regiment derselben wechselt. Dieses neutrale Gebiet, dieses preußisch-holländisch-belgische Krakau schien mir besonders bedenklich zu sein, denn nichts ist verdächtiger als Neutralität. Mitunter stand mein Fuß auf vier Gebieten zugleich und ich sorgte dann wenigstens dafür, daß der Absatz meines Stiefels auf belgisches zu stehen kam, damit ich im Nothfall dadurch mein Domizil darthun könne.

Unterwegs begann es fingerdick auf meinen bis oben zugeknöpften Winterüberrock zu regnen und mein Führer von Vaels verabschiedete sich. Er hatte den Auftrag seiner Herrinn getreulich erfüllt und mich über Alles ausgefragt. Aus Rücksicht auf seine treuen Dienste und die Gesundheit des interessanten Mädchens zitirte ich ihm beim Abschied einige Paragraphen aus dem Zollgesetz vom Jahre 1838 und vertraute ihm unter dem Siegel sonstiger Verschwiegenheit an, daß ich der Geheimrath Helmentag aus Köln sei, der hierher gekommen, um das neutrale Gebiet zu rekognosziren und eine geheime Konduitenliste über die Schmuggler anzulegen. Mein Führer, der kein gutes Gewissen haben mogte, nahm auf der Stelle Reißaus. An seine Stelle trat ein ohrspitzender, urochsenbesohlter, blaukitteliger, knotenstockiger, autochthonischer, schleichweg-hohlweg-kreuzwegkundiger Schmuggler, der mich endlich nach einem vierstündigen Marsch auf die Chaussee nach Henry-Chapelle (einem kleinen Städtchen zwischen Aachen

und Verviers) brachte, wo ich durch und durch naß und kothbekleistert ankam. Ich verlangte im Gasthaus eine heizbare Schlafstube, aber im ganzen Ort war keine heizbare Schlafstube zu finden. So mußte ich mich denn entschließen, gegen 4 Uhr Nachmittags zu Bette zu gehen, um nur aus dem Sumpf meiner Kleider herauszukommen. Als ich im Bette lag, kam die Tochter des Hauses, die Krone aus der „Krone“ zu Henry-Chapelle, zu mir und fragte mich in jenem Ton einer prüden Barschheit ländlich-städtischer Schönen, hinter dem der Kenner sofort das zärtliche Herz herauszufinden weiß, ob ich etwas wünsche? Ich wünschte also zunächst, daß sie mich mit derjenigen Freundlichkeit anblicke, welche dem mir zu Ohren gekommenen Ruf ihrer Liebenswürdigkeit entspräche. Sie fragte, wo dieser Ruf laut geworden? Ich versicherte, daß alle Kutscher und Fuhrleute auf der Landstraße von ihren liebenswürdigen Eigenschaften enthusiasmirt seien. Diese Versicherung wirkte und die Tochter aus der Krone war ganz für mich gewonnen. Ich bestellte ihr zunächst eine halbe Flasche Burgunder und erhielt aus besonderer Rücksicht und Affektion einen unchaptalisirten Rheinbleichert aus der Gegend von Bonn. Darauf fragte mich die freundlich gewordene Schöne, was ich zu essen wünsche? Als ich ihrem feinen Geschmack die Wahl anheimstellte, überraschte sie mich mit der Nachricht, daß sie mir einige ... „Lister“ warm machen wolle.

Ich. Wie? Sie geistvolle, kühne Tochter aus der „Krone“, wollten mich wirklich mit warmen Philistern beglücken?

Sie. Warum nicht? Es ist noch Vorrath genug da.

Ich. Am Vorrath zweifle ich nicht, aber wie kann ich

fremder Mensch, der ich Sie morgen wieder verlasse, so luxuriöse Rücksichten verlangen?

Sie. Welcher Luxus? Sie sind ganz billig.

Ich. Wie viel Fuhren Holz gedenken Sie mir denn zu opfern? Wissen Sie nicht, daß, um einen einzigen Philister warm zu machen, mehr Holz nöthig ist, als um die Stadt Moskau in Brand zu stecken?

Sie. Philistern? Was ist das? Ich habe von Listern gesprochen.

Nun fodere ich alle Sprachforscher der Christenheit auf, zu sagen, was ein Lister ist. Ein Lister ist ein — Krammetsvogel. Als ich diese Entdeckung, wofür ich den Doktortitel der internationalen Philologie in Anspruch nehme, gemacht hatte, aß ich ein halbes Dutzend Lister, mit entsprechender Malice, als wären es Philister gewesen, und schlief ein ungeheures Loch in die schwere Zeit meiner Angst. Die Krone des Hauses strich als ein schützender Engel um meine Zimmerthüre und wehrte alle Anfechtungen eines beunruhigenden Polizeigeistes von meinen Träumen ab, so daß ich, als ich am andern Morgen erwachte, in häuslicher Gewohnheit ganz naiv meine Magd fragte, ob die „Kölnische Zeitung" noch nicht da sei.

Meine Magd und die „Kölnische Zeitung" waren nicht da, aber die Chaise, die ich zur Weiterreise bestellt hatte, stand schon vor der Thüre. Die Chaise war von antediluvianischer Bauart und wurde von einem revolutionairen Gaul gezogen, der nach der apathisch-turbulenten Weise des belgisch-niederländischen Nationalcharakters entweder Schritt ging, oder hinten ausschlug und dabei eine besondere Inklination nach den Chausseegräben und Abhängen

hatte, was auf den himmelhohen Wegen bei Henry Chapelle eine bedenkliche Eigenschaft war. Mit zwei wohlgemeinten Hieben hätte der Gaul die Chaise mitsammt dem Kutscher und dem Passagier in die Luft geworfen und durch einen einzigen Satz hätte er mich in die Tiefen der belgischen Geographie und Mineralogie gestürzt. So war denn auch jetzt wieder für die erfoderliche Quantität Angst oder Romantik gesorgt, denn die Angst ist die Seele der modernen Romantik.

Endlich langte ich doch mit heiler Haut in Verviers an. In Verviers gedachte ich mich niederzulassen und zwar aus drei Gründen: erstens, weil es der nächste ansehnliche Ort bei der Grenze ist, wo ich den Tag des Gerichts abwarten wollte; zweitens, weil es berühmte Tuchfabriken besitzt, und ich eine neue Hose brauchte; drittens, weil dort kürzlich eine Volksdemonstration gegen die Einschmuggelung der Jesuiten Statt gefunden hatte. Als ich aber anfing mich in Verviers zu orientiren, konnte ich in der ganzen Stadt nicht einmal eine teutsche Zeitung auftreiben, und Das verdroß mein Nationalgefühl so sehr, daß ich mich gleich wieder auf die Eisenbahn setzte und nach Lüttich fuhr. In Lüttich ging mein erstes Bemühen dahin, ein Kaffeehaus mit teutschen Zeitungen zu finden. Ich lief in eins, in zwei, in sechs Kaffeehäuser und gab schweres Geld für Kaffee aus, den ich nicht trinken konnte, aber eine teutsche Zeitung kam mir nicht zu Gesicht. Meine Vorstellung von den berühmten, durch Männergesang und Kunstausstellungen zur wahren Verliebtheit gesteigerten teutschen Sympathieen in Belgien, über welche die preußischen Spekulanten so viel gefaselt, sanken auf Null herab und ich beschloß, am anderen Morgen nach Brüssel zu

gehen, um eine teutsche Zeitung zu suchen. Vorher aber sollten meine romantischen Erfahrungen noch durch ein Abenteuer voll Angst und Schrecken bereichert werden. Ich ging im Gasthof gedankenvoll an einen einsamen, hoch abgelegenen Ort, wohin man nicht öfter zu gehen pflegt, als man muß, und den nur weibliche Menschen zu zweien besuchen. Als ich den Ort verlassen wollte — es war eine grauenvolle Dämmerung und nur dumpfes Rauschen aus dem Gewühl der Stadt drang in diese Einsamkeit — versuchte ich vergebens die Thüre zu öffnen, ich war — eingeschlossen. Ich klopfte, ich rief, ich schrie — keine Antwort, keine Seele, die mir zu Hülfe kam. So sollte ich also einsam und gefangen, fern von Freunden und Verwandten, in diesem tückischen Gelaß mein Leben enden? So sollte ich denn ein zweiter Ugolino werden? So hatte mich also mein Schicksal doch in anderer Gestalt ereilt und die Freiheit, die ich im einen Lande zu retten suchte, mußte sich im anderen einem so gemeinen Kerker überliefert sehen? Man kann sich denken, welche Kombinationen meine gehetzte Phantasie und meine ängstliche Disposition in jener Gefangenschaft schuf. In meiner Verzweiflung stellte ich sogar Visitationen nach einem unterirdischen Durchgang an, aber auch hier war keine Thüre der Hoffnung zu finden. In wüthender Hoffnungslosigkeit warf ich endlich den Deckel auf die Oeffnung und begann dann wieder meine Versuche an der Thüre. Und, siehe da! die Thüre war offen. Wie ging das zu? Wer es noch nicht weiß, dem sei es hiermit kund gethan, daß in manchen Gasthöfen die Abtrittsthüre sich nicht eher wieder öffnen läßt, als bis man den Deckel auf die Oeffnung geklappt — gewiß ein sehr sinnreiches Mittel der Erziehung, um unkultivirten

Leuten gute Lebensart beizubringen und die Zerstreuten an ihre Umgebung zu erinnern.

Schon die Freude über meine Rettung aus so großer Gefahr hätte mir Lüttich auf einige Tage interessant machen können, aber das beleidigte Nationalgefühl trieb mich am anderen Morgen nach Brüssel. Nachdem ich in Brüssel vergebens den Kaffee und das Bier von zehn Kaffeehäusern und Estaminets gekostet, gelang es mir endlich, im "Café Suisse" die „Kölnische Zeitung" aufzutreiben. Mit dem Lesen hatte es freilich noch eine Stunde Zeit, denn es war eben ein alter Vlaemisch-Belgier beschäftigt, in ihr das Sanskrit zu studiren. Nachdem er sich bis zwischen die Zähne vollstudirt hatte, brachte mir endlich derKellner die „Kölnische Zeitung", die „Kölnische Zeitung" vom 17. Nov. 1844. Und was finde ich in der Kölnischen Zeitung vom 17. Nov. 1844? Meinen Steckbrief!

„Der der Verspottung der Gesetze, sowie des frechen Tadels der Anordnungen im Staat und der Erregung von Mißvergnügen der Bürger gegen die Regierung beschuldigte Literat Karl Heinzen, zuletzt hier wohnhaft, hat sich der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung durch die Flucht entzogen. Indem ich dessen Signalement hier unten mittheile, ersuche ich sämmtliche resp. Civil- und Militärbehörden, auf denselben zu vigiliren, ihn zu verhaften und mir vorführen zu lassen."

Ferner enthält er außer der Personalbeschreibung das schmeichelhafte Zeugniß, daß ich Teutsch, Holländisch und, was einstweilen nicht wahr ist, Französich spreche.

Ich kaufte dem Kellner das Blatt mit dem Steckbrief ab und benutzte es fortan als Legitimationspapier.

Nachdem ich in Brüssel ein Paar Tage verweilt und einen Ausflug nach Antwerpen gemacht hatte, zog es mich wieder nach der Grenze, wo ich Nachricht von den Meinigen erwartete: Ein Brief meiner Frau meldete:

„Am Abend nach dem Tage deiner Abreise kam ein alter Mann keuchend die Treppe heraufgelaufen und fragte mich: „sind Sie Frau Heinzen?“ Ja. „Ihr Mann wird, wie es in der Stadt mit Bestimmtheit heißt, heute Abend verhaftet werden; seien Sie auf Ihrer Hut.“ Einige Minuten später kam ein Anderer auf Pantoffeln heimlich herauf und sagte: „Ihr Mann wird morgen früh verhaftet; wenn er sich noch entfernen will, so sagen Sie ihm, daß er sich der Eisenbahn nicht mehr bedienen kann, da morgen ganz früh schon Gens'darmen und Polizeidiener an der Bahn stehen, um ihm aufzupassen.“ Den Tag darauf war mehreremale ein Polizeikommissair hier, um dich zu sprechen, und sonstige Polizeibeamten sind stets Tag und Nacht um unsere Wohnung herumgegangen. Sie sollen auch die Thoreingänge bewacht haben. Einer deiner Freunde brachte mir die Nachricht, daß der Befehl angelangt sei, dich sofort nach Berlin in die Hausvogtei zu bringen. Die Gensd'armen und einige Polizeidiener haben den ganzen Tag an der Eisenbahn gestanden. Es soll ihnen selbst lächerlich vorgekommen sein, dort stehen zu müssen, da du schon lang über alle Berge sei'st.“

„Am andern Morgen, als ich eben Kaffee getrunken und in die Schlafstube gegangen war, um meiner Schwester meinen Mantel zu zeigen, kommt ein Herr durch die Küche in die Stube gelaufen. Ich führe ihn durch die Küche auf den Gang zurück und sehe dort noch zwei Herrn stehen, sodann einen Polizeikommissair und einen Polizei-

diener. Ich führe sie alle in das Vorderzimmer und biete ihnen Plätze an, da begann einer die Unterredung mit der Frage: „Um Vergebung, Ihr Gemahl ist nicht hier?" Ich: nein. Er: „Wollten Sie wol die Güte haben, uns seine Schreibstube und seinen Schreibpult zu zeigen?" Ich: Hier ist seine Schreibstube und hier sind seine Papiere. Er: „Sie werden erlauben, daß ich Alles nachsehe." Hierauf diktirte er einem andern Herrn das Protokoll. Der Kleine fing an zu schreien und ich mußte zu ihm in die hintere Stube gehen. Der Polizeidiener folgte mir auf einen Wink des Kommissairs und blieb hinten auf dem Gang stehen, von wo er später sogar die Speichertreppe hinaufging, um zu sehen, was meine Schwester oben mache. Uebrigens waren die Herren ganz höflich. Als ich wieder nach vorn gekommen war und in meine Schlafstube ging, folgte mir der Kommissair. Sie sahen alle deine Papiere nach und haben einige zusammen in einen Bogen Papier gethan und versiegelt mitgenommen. Hierauf kamen auch die Andern in die Schlafstube. Als sie dort die Päcke mit deinen Gedichten liegen sahen, rief der Eine (der Staatsprokurator): „Aha, das sind gewiß Exemplare der Schrift über die Büreaukratie." Das wäre wohl möglich, sagte der Andre (der Polizeikommissair). Der Dritte (Instruktionsrichter) hob einen Pack auf den Stuhl und fing an loszuknoten. Ich hielt mich ganz still. „Das sind ja bloß Karl Heinzens Gedichte," rief er ganz unwillig und warf den Pack wieder hin. Darauf gingen sie fort. Der Unwille über jene Täuschung hat allen Grund, denn man hat hier schon 10 Thaler für dein Buch geboten und doch ist kein Exemplar mehr zu haben. Ein fremder Kaufmann hat dir, freilich zu spät, durch

einen deiner Freunde seinen Wagen mit Kutscher und Pferden zur Verfügung stellen lassen, um zu entfliehen."

Welche Anstalten, welche Zurüstungen, welche Anstrengungen, eines unschuldigen Buches wegen! Und Alles Das verrichten diese Menschen, ohne sich selbst auszulachen. Sie thun es mit einem wahrhaft religiösen Ernst und Eifer und würden Den für eine verworfene, jeder sittlichen Regung unfähige Kreatur erklären, der ihnen seine Verachtung bezeugte.

In Belgien begriff man Das nicht. Ich kam mit manchen gebildeten Menschen zusammen, die mir kaum glauben wollten, wenn ich ihnen sagte, ich werde wegen eines Buches über die Büreaukratie verfolgt; und wenn ich ihnen über die preußischen Preßzustände Aufschluß gab, erschraken sie, solche Nachbarn zu haben. Ein freisinniger Arzt in Brüssel, der mir eine Menge Fragen stellte, warum wir in Teutschland nicht Dieß und Das thäten, fing an vor Wuth zu zittern, als ich ihm die Zensur erklärte, und rief in seiner verzweifelten Bemühung, Teutsch zu sprechen, mit einem markdurchdringenden Pathos aus: „O das is fürchterliig, das is unglückiig, wenn der Mens nit sagen kann, was sie denkt!" Allerdings ist es fürchterlich und unglücklich, aber es denkt eben nicht jeder „Mens", namentlich unter der „Nation der Denker".

Doch genug davon. Wenn Einer zu lang auf einen Punkt sieht, streicht man ihm über die Augen, um ihn abzulenken. Also ein Strich über die Augen:

Ein Ochse und ein Schaf rühmten ihre Vorzüge vor dem Esel, dem noch nie die Ehre und das Glück wiederfahren sei, von Menschen geschoren oder gegessen zu werden. Der Esel, der klassische Studien gemacht hatte, erhob sich

in stolzem Selbstgefühl, pochte auf sein Kreuz und sein Pergament, nahm Plutarchs Werke vom Brett und las: „Als Artaxerxes Mnemon gegen die Kadusier zu Felde zog, entstand eine Hungersnoth in seinem Lager, die so groß war, daß man kaum für 60 Drachmen einen Eselskopf kaufen konnte.“ Voilà, sagte er, wann ist jemals für euer Gehirn so viel geboten worden? Und glaubt ihr, meine Zeit werde nicht wiederkommen? Schon sehe ich die Morgenröthe des Artaxerxes und die Kadusier sind bereits aufgestanden. Der Ochs und das Schaf erkannten in Demuth die Superiorität des Esels an und baten ihn um seine Fürsprache, wenn der große Artaxerxes kommen sollte.

*

Noch ein Strich. Das schönste Mädchen in Verviers ist Klärchen, die Tochter in dem Wirthshause, wo ich täglich die Zeitungen lese. Ich nenne sie die Rose von Verviers. Sie ist unschuldig wie ein Kind und liebenswürdig wie eine Venus. Aber sie ist arm und wird nicht glücklich werden. Neulich fragte sie mich, wer ich sei? Ich sagte: Der Teufel. Sie (sie sprach neben dem Französischen ein eigenthümliches, Luxemburgisches Teutsch): Wo haben Sie denn Ihre Kiesies? (Wo haben Sie denn Ihren Kuhfuß?) Ich: Den hab' ich dort unten meiner Großmutter zurücklassen müssen als Unterpfand, daß ich zurückkommen werde. Sie: Was wollen Sie denn hier oben? Ich: Ich will Sie holen. Sie: Mich holen? Warum denn? Ich: Weil Sie arm und unglücklich sind. Sie: Also da unten wird man glücklich gemacht? Ich: Ja. Dort unten wird gezeigt, daß nur der Unglückliche bös und daß das Böse nur ein Unglück ist.

Sie: Also gibt es gar kein Böses? Ich: Nein, es gibt nur Unglück und das Unglück hört in der Hölle auf. Sie: In der Hölle auf? Dann wäre ja zwischen Himmel und Hölle kein Unterschied? Ich: Ganz recht. Die Hölle ist das Vorzimmer des Himmels und der Himmel ist die Erkenntniß, daß es kein Böses gibt. Sie: Dann ist ja auch kein Unterschied zwischen dem Teufel und — Gott. Ich: Ganz recht. Der Teufel ist Gott von hinten besehen. Dreht Gott sich um, so zeigt es sich, daß sie eine Person sind. Sie: Dann wären Sie Teufel ja Gott, denn Sie sehen mich ja mit dem Gesicht an. Ich: Ich bin Gott und Sie sind es auch. Spiegeln Sie sich nur in meinem Auge. Sie: Ich will Ihnen erst einen Schoppen Wein holen. (Sie holt einen Schoppen Wein). Welche Strafen haben Sie denn in der Hölle? Ich: Die härteste Strafe besteht darin, daß man mit Moosrosen auf den bloßen Rücken geschlagen wird, wenn man glaubt, daß man bös sei, denn der Glaube an das Böse macht bös. Sie: Das ist die härteste Strafe? Ich gehe mit Ihnen in die Hölle und Sie werden sehen, daß ich nicht bös bin. Aber läßt es sich nicht einrichten, daß schon hier die Menschen nicht mehr bös sind? Ich: Da müssen Sie den Minister des Innern und des Unterrichts fragen. (Als ich den Ort verließ, schenkte ich in Ermangelung von etwas Besserem der Rose von Verviers eine große, wohlriechende Seifenkugel mit der Bitte, sich jedesmal die Hand zu waschen, wenn sie dieselbe in ihrem Geschäft als Aufwärterinn einem Unwürdigen habe reichen müssen.)

*

Noch ein Strich. Ich ging durch einen einsamen Wald. Die Liebesbriefe, welche die Natur dem Frühling auf Mil-

lionen Baumblätter geschrieben, lagen zerknittert, zerrissen und weggeworfen am Boden. Die Verlassene weinte dem Treulosen die letzten erkalteten Thränen von den nackten Zweigen nach, denn sie glaubte nicht an seine Wiederkehr. Kein Laut ringsum, nur der Fall der Thränen auf die zerrissenen Liebesbriefe und dann und wann der scheue Pfiff einer fliehenden Amsel, begleitet von dem fernen Rauschen des reißenden Vesdreflusses. Hineingerissen in die traurige Stimmung der Natur, trat ich auf einen ragenden Felsenvorsprung, zog vom Leder (denn ich hatte eine Flasche Wein in der Tasche) und schrie in die weite Welt hinaus, daß alle unvermutheten Holzhacker ringsum erbebten:

„Sie sollen ihn nicht haben" —

Wen? fragte das Echo. Mich! antwortete ich.

*

Noch ein Strich: Das Verlangen, ein Weib zu küssen, ist wie das Verlangen, eine Blume zu riechen. Eine Blume ist ein Weib, das man küßt mit der Nase.

*

Noch ein Strich: Wir leben nicht, sofern wir das menschliche Recht, sondern nur, sofern wir die polizeiliche Erlaubniß dazu haben.

*

Noch ein Strich: Man lies't jetzt nur vom ungenähten Rock zu Trier. Hätte Christus gewußt, welchen Mißbrauch man von seiner Religion machen würde, er hätte sich nicht dafür an's Kreuz schlagen lassen; wenn er aber gar gewußt, welches Skandal man mit seiner Garderobe machen würde, er wäre lieber nackt durch die Welt gegangen.

*

Noch ein Strich: Auf den balearischen Inseln war es in alten Zeiten Gebrauch, daß die Kinder ihr Butterbrod erst mit dem Pfeil treffen mußten, ehe sie es essen durften. Jedes Volk wird darauf erzogen, des Brodes seiner Freiheit nur durch den Pfeil habhaft zu werden.

*

Noch ein Strich: Wir haben in neuerer Zeit mehrere Male von Beispielen gelesen, wo Zensoren sich durch priapeische Regungen zu Skandalgeschichten haben verleiten lassen. Dieß erinnert an den psychologisch-physiologischen Erfahrungssatz, daß Wollust und Mordlust verbunden zu sein pflegen.

*

Noch ein Strich: Es ist sehr bezeichnend, daß das Einzige, was unsere Politik in dem freien Nordamerika studirt, das Gefängnißwesen ist. Und wie grausam schlägt man bei diesem Studium daneben! In einem Lande, wo der freie Mensch sich nach Belieben aussprechen kann, hat es doch einigen Sinn, daß der gefangene Sträfling zur Stummheit verurtheilt wird, wenn auch das Isolirungssystem noch so unmenschlich ist; aber in Teutschland, wo die Stummheit Regel ist, hätte man sie nicht auch noch zur Strafe machen sollen. Das verräth zu viel Grausamkeit.

*

Noch ein Strich: Keinem wird es leichter, bei den Damen eines Landes liebenswürdig zu erscheinen, als einem Ausländer, der ihre Sprache nur theilweise versteht. Alles, was er sagt, erscheint naiv, und die Naivetät ist die Liebenswürdigkeit in Person. Aber Das ist es nicht allein. Seine Bemühungen, sich in der fremden Sprache auszu-

drücken, verdecken seinen Mangel an Geist; hat er aber Geist, so erscheint jede Probe davon, die er mühsam zur Welt bringt, doppelt geistreich. Es ist damit, wie mit den klassischen Schriftstellern, von denen so mancher nicht bei uns genannt werden würde, wenn er in teutscher Sprache geschrieben hätte, die aber Alle als etwas Außerordentliches erscheinen, weil wir ihre Schätze so mühsam herausgraben müssen. Uebrigens kommt bei der Unterhaltung mit ausländischen Damen auch noch Das hinzu, daß schon die gute Lebensart sie dazu bringt, dem Fremden bei seinen Unterhaltungsbemühungen nachzuhelfen und dadurch Interesse an ihm zu nehmen, sowie daß es ihrer Eitelkeit schmeichelt, wenn sie seine Meinung errathen und interpretiren können. Aus diesen Gründen ist es auch weit leichter, Französisch oder Englisch in der Unterhaltung mit Damen, als mit Herren zu lernen.

*

Noch ein Strich: Auch du bist hier aus dem Lande der Todten. Dein Lächeln scheint still herüber zu mir, wie das Flimmern der Sterne, und aus den Gefilden des Todes überweht mich das Erinnerungsleben deiner Seele, wie ein sommerlicher Abendhauch das träumende Gebüsch eines moosbewachsenen Felsens. In der schmerzlichen Süßigkeit der Todesruhe lächeln deine Züge und die unnahbare Vertraulichkeit deines Wesens zieht und bannt meine Seele in stillem, vergeblichem Zwiespalt. Durch das Flüstern der Nacht und das Klingen süßer Akkorde ziehen die Träume und die Schmerzen und die Seeligkeiten einer ewigen Liebe und schwärmen deinem versinkenden Bilde nach; mein ermüdendes Augenlid sinkt nieder unter der sanften Hand der mütterlichen Natur,

und meine Seele verschwindet in den erneuten Traum von der nächtlichen Blume, welche, gebrochen von der Hand des Geliebten, das duftende Gift ihrer süßen Seele mit der seinigen eint und sterbend ihn tödtet.

*

Noch ein Strich: Seht da unten am Tisch den dickwanstigen Pfaffen mit dem funkelnden, erbarmungslosen Tetzelsgesicht! Diesen Menschen kann nichts in der Welt noch rühren, als der — Schlag.

*

Noch ein Strich: Erasmus von Rotterdam litt einst an einem hartnäckigen und bösartigen Geschwür. Zufällig las er um die Zeit in den epistolis obscurorum virorum. Als er an die Stelle kam: "ego me diabolice inutilem faciam", brach er in so gewaltiges Lachen aus, daß sein Geschwür aufging und Erasmus kurirt war. Wenn Erasmus mit seinem Geschwür jetzt hier am Tisch säße, so würde ich ihm den dickwanstigen, diabolisch fressenden Christusstreiter dort unten zeigen und dabei ausrufen: "ille se diabolice inutilem facit".

*

Noch ein Strich: Die alberne Redensart, daß derjenige Staat der beste sei, von welchem am Wenigsten gesprochen werde, glauben manche Staatsmänner ganz einfach dadurch verwirklichen zu können, daß sie die Leute zwingen, gar nichts mehr vom Staat zu sprechen.

*

Noch ein Strich: Hermes (Trismegistos) soll über 36,000 Bücher geschrieben haben. Das wäre der Mann für ein Oberzensurgericht. Wenn wir solcher Skribenten ein Paar Dutzend besäßen, so bliebe nichts übrig, als, den

Schriftstellern Preßfreiheit, oder den Zensoren Gewerbefreiheit zu geben.

*

Doch das Streichen nützt nichts mehr und ich gehe zu Bette.

*

In meiner Ungeduld, stets auf dem Sprung zu sein, wenn der Gerichtskalender mich nach Köln rief, hielt ich Verviers für einen zu entfernten Aufenthaltsort und etablirte mich daher der Grenze so nah, daß ich fast das Klirren der preußischen Douanen- und Polizei-Säbel hören konnte. Dolhain, so hieß mein neuer Aufenthaltsort, ist ein kleiner, trister Flecken und die erste belgische Douanenstation an der Eisenbahn. Im Winter ist es dort so öde, wie es nur in der Seele eines preußischen Büreaukraten sein kann, und der Ort wird zur Winterzeit aus dem Grunde von keinem Menschen besucht, weil noch kein Selbstmörder den Tod aus Langeweile aufgesucht hat; im Sommer dagegen soll es mitunter recht lebhaft sein, der romantischen Umgegend wegen. Den schönsten Punkt dieser Umgegend bildet das benachbarte Limburg, ein kleiner Flecken und ehemals eine berühmte Feste, welches auf einem steil aus dem Vesdreflusse hervorragenden Felsen wie auf einem kleinen Tafelberg oder einem großen Limburgerkäse aufgetischt liegt.

In der Dolhainer Einsamkeit konnte ich eine gute Vorübung anstellen auf die Dinge, die meiner etwa warteten. Außerdem aber liegt Verviers zu weit von der Grenze, um dort die „Marken des teutschen Vaterlandes“ in den Verzweigungen der niederteutschen Mundart gehörig feststellen zu können, wogegen ich in Dolhain, welches schon

durch seine erste Sylbe den germanischen Ursprung verräth, werthvolle Beiträge für die „Völkerstimmen Germaniens" erwarten durfte, welches durch die Völkerstimmen die Volksstimme ersetzen zu wollen scheint.*)

Die biedere alte Wirthinn des “Hotel des Pays bas” zu Dolhain, in welchem ich logirte, hatte eine ganz ausgezeichnete „Stimme Germaniens," so daß ich mich selten des Lachens enthalten konnte, wenn sie mich anredete. Doch behandelte sie ihren germanischen Gast mit mütterlicher Sorgfalt und ließ es ihm an nichts fehlen. Die Unterhaltung mußte ich mir selbst verschaffen und sie bestand meistens im Schreiben, so daß ich dort in vier Wochen ein ganzes Buch zu Stande brachte, das ein Paar Monate später unter dem Titel „Mehr als zwanzig Bogen" in Darmstadt beim Verleger der „Preußischen Büreaukratie" erschien.

Meine Frau besuchte mich nur auf kurze Zeit, da ich jeden Tag nach Köln gerufen zu werden erwartete. Außerdem aber erhielt ich mehrere Besuche von verdächtigen Personen, namentlich von einem Eisenbahnbeamten und einem an der Grenze stationirten Steuerkontroleur, die mir unter Bezeugung der größten Sympathie und Hochachtung versicherten, ich könne ganz unbelästigt auf preußischem Gebiet ihren Besuch erwiedern. Natürlich glaubte ich ihnen auf's Wort und blieb in Dolhain.

---

*) Zu jener Zeit füllten die Nationalwütheriche das Land mit ihren germanischen „Forschungen" und Renommagen, namentlich ein Dr. Firmenich aus Köln, der in einem gewaltigen „Werke" alle teutschen Dialekte, Sprachverhunzungen und linguistischen Barbareien sammelte, die er die „Völkerstimmen Germaniens" nannte.

Der verdächtigste Besuch war ein junger Mann, angeblich aus Verviers, der sich in meinem Hotel einquartirte und sich meine Unterhaltung sehr angelegen sein ließ. Eines Tages lud er mich zu einem Spaziergang ein, um mir die Schönheiten der Umgegend zu zeigen. In einem Wäldchen angekommen, stellte er sich plötzlich vor mich, zog ein Messer und fragte mich, eine drohende Miene annehmend, was ich thun würde, wenn er mir erklärte, daß jetzt meine letzte Stunde gekommen sei. Ich ersuchte ihn mit entsprechender Freundlichkeit, dem dummen Spaß sofort ein Ende zu machen, wenn er sich nicht ein Paar hundert Fuß tiefer im Vesdrefluß baden wolle. Dazu hatte er natürlich in der kalten Jahreszeit keine Neigung und er suchte der Sache den Anstrich eines unschuldigen Scherzes zu geben. Ob der Mensch an Beraubung dachte oder ein Spion war, weiß ich nicht; er verschwand noch am nämlichen Tage.

Die sonstige seltene Gesellschaft, die ich in Dolhain kennen lernte, bestand aus Bewohnern des Orts, die mitunter im Hotel des Pays bas den Abend zubrachten.

Eines Sonntags, während ich in der Wirthsstube mit Schreiben beschäftigt war, kam plötzlich eine etwas angetrunkene Gesellschaft herein, setzte sich in meiner Nähe an einen andern Tisch, ließ Wein kommen und stimmte einen ungeheuren „Männergesang" an. Dabei instrumentirten sie mit Händen und Füßen, daß die Stube dröhnte. Ich merkte bald, wo man hinaus wollte. Man ennuyirte sich darüber, daß ein germanischer Mensch sich hinter einem Berg Papiere, die ihm lieber die Polizei in Beschlag nehmen sollte, ungesellig den schönen Sonntag verbrachte, und dieß Mißvergnügen entsprang bloß aus dem französischen Blut. Die Hauptkunst und das erste Bedürfniß

der französischen Natur besteht im leben; leben aber heißt ihnen mit Recht nur, die Lebensgeister in Bewegung setzen, und das können sie am Besten im geselligen Verkehr und in der Unterhaltung. Sie wollen und können nicht allein mit ihrem Gemüth und ihrer Phantasie spazieren gehen, wie der Teutsche; sie müssen sich ergänzen durch Andere, sie sind, man mögte sagen, mitmenschlicher. Was ihnen aber selbst Bedürfniß ist, das suchen sie auch bei Andern. Ein Mensch, der schweigt, sich nicht unterhält, nicht gesellig ist, nicht an der Gesellschaft theilnimt, ist ihnen unausstehlich. So war es denn im Hotel des Pays-bas die französische Natur am einen Tisch und die germanische am anderen, die in Kollision geriethen. Nachdem die Gesellschaft mich nicht durch das Gehör hatte kuriren können, begann sie den Versuch mit dem Gefühl. Sie stimmten allerlei Lieder an (auch Beranger'sche), worin von “écrire”, von “pamphlet” u. dgl. die Rede war, kurz sie chikanirten mich durch Verse. Je fleißiger sie aber sangen, desto fleißiger fuhr ich fort zu schreiben. Als sie endlich pausirten, pausirte ich auch, bloß um zeigen, daß mein Schreiben nicht von ihrem Singen abhängig war. Da ich jedoch trotz dem Pausiren noch immer nicht an ihrem Vergnügen Theil nahm, versuchten sie wieder ein anderes Mittel. Sie sangen nämlich allerlei drollige Trinklieder, wobei der Hauptspaß darin bestand, daß Jeder in der Runde ein Glas leeren mußte, während die Andern ihn durch komische, stets wiederholte Töne, z. B. le Turlulu, le lem-lem-lem u. s. w. zum Lachen reizten. Endlich richteten sie es so ein, daß sie die Reihe zu meinem Tisch herüberspringen ließen und mich plötzlich Alle zusammen anfangen:

le Turlulu, le lem-lem-lem 2c. Statt nach den Eingebungen der germanischen Tölpelnatur wegen der sonderbaren und anhaltenden Störung grob zu werden, oder die Stube zu verlassen, ergriff ich in französischer Einschmeichlichkeit mein Glas, stürzte es mit einer nicht aus der Fassung zu bringenden Virtuosität hinunter und turlulemte, daß die ganze Turlulu-Gesellschaft darüber in freudiges Stutzen gerieth. Daß ich auf ihren Spaß so unerwartet eingegangen war, machte auf ihren geselligen Takt solchen Eindruck, daß sie sofort meine besten Freunde wurden. Einer derselben, der sich als Postverwalter zu erkennen gab, erbot sich sogleich, die Briefe, die ich eben geschrieben, auf der Stelle persönlich zur Post zu bringen, damit sie zeitig abgingen; ein Anderer, in dem ich den fungirenden Unterbürgermeister kennen lernte, lud mich auf das Freundlichste und Dringendste ein, bei ihm zu Abend zu speisen und seinen Wein zu versuchen. Am andern Morgen kam er sogar zu mir und suchte sich mit der ängstlichsten Sorgfalt zu entschuldigen und zu vergewissern, daß ich die Späße des vorigen Abends nicht übel genommen habe. Ich frage alle germanischen Postverwalter und Bürgermeister, ob sie ein Gleiches gethan hätten? Ich frage namentlich alle Philisterbürgermeister der kleinen germanischen Städte, ob sie nicht weit eher den schreibenden Menschen mit seinen Papieren durch den Polizeidiener vor sich hätten zitiren, ihm mit obrigkeitlicher Impertinenz den Paß abverlangt und ihn, wenn er nicht allen Anforderungen des Philisterthums erster und zweiter Klasse genügte, die bürgermeisterliche Hand hätten fühlen lassen?

*

Schicksal, Schicksal, wie spielst Du mir mit! Wird meine robuste Natur das Alles aushalten? In welchem Abgrund von Romantik werde ich enden? Kaum habe ich ein nationales Abenteuer mit Männern bestanden, so erwartet mich eins mit Weibern. Ein Paar Tage nach dem Turlulu-Abend sitze ich wieder in der Wirthsstube und schreibe einen Brief an den Dr. Firmenich, worin ich ihm Mittheilungen über meine völkerstimmigen Forschungen mache. Es war eben Abend geworden. Ich lege das Papier zur Seite, setze mich an's Fenster, schaue hinaus in die Dämmerung und lasse meine Gedanken über den benachbarten Felsenberg umherdämmern, der seinen beschneiten und bewaldeten Rücken wie eine gestreifte und borstige Hyäne über der Eisenbahn in die Luft hinaufkrümmt. Da öffnet sich plötzlich die Thüre und herein trit ein Damenpaar, zwei Damen von hoher Gestalt mit großen Hüten und langen Mänteln. Sie verbeugen sich und ich auch. Sie setzen sich und ich auch. „Woher? Wohin?“ Dieß waren die ersten Gedanken, von welchen meine Seele in Bewegung gesetzt wurde. Ein Paar Worte der Wirthinn, welche die Damen hereinbegleitet, belehren mich, daß es zwei fremde Frauen sein müssen, die ihre Männer zur Abreise erwarten. Fremde Damen in Dolhain! Ich fühlte eine ganze Elektrisirmaschine in mir arbeiten. Fremde Damen! Teutsche Damen ohne Zweifel! Dieß waren die zweiten Gedanken, von denen meine Seele in Bewegung gesetzt wurde. Nachdem meine Seele von den zweiten Gedanken in Bewegung gesetzt war, begannen die Damen zu sprechen. Sie sprechen! Was sprechen sie? Sie lispeln, sie murmeln, endlich sprechen sie! Welche Sprache? Ja, welche Sprache?

Sie sprachen eine Sprache, die ich nie gehört, nie gelesen, nie gedacht, nie geahnt hatte. Sie sprachen eine Sprache, in welcher sich Alles vereinigte, was die Welt in ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit zu bieten vermag, eine Sprache, die wie ein Kaleidoskop fur das Ohr alle Tonarten, Objekte und Formen des Universums durcheinander wirbelte. Beim ersten Wort dachte ich natürlich an Teutschland; beim zweiten an Australien; beim dritten an Belgien; beim vierten an Batavia; beim fünften an Truthühner; beim sechsten an Chinesen; beim siebenten an Spanferkel; beim achten an Matrosen; beim neunten an Rohrdommel; beim zehnten an Zumalacarregui; beim elften an den Teufel; beim zwölften an den Zaunkönig; beim dreizehnten an Düren; beim vierzehnten an Limburger Käse; beim fünfzehnten wieder an Truthühner; beim sechszehnten an Berlin; beim siebenzehnten an den berühmten Dünger Guano; beim achtzehnten wieder an Spanferkel; beim neunzehnten an Meerschweine, Truthühner und Spanferkel zugleich; beim zwanzigsten an Kohlenbergwerke, Leberwurst, Meerschweine, Chinesen, Kälberschwänze, Spanferkel, Wittwenkassen, Bürgermeister, Puppentheater, die Königinn Pomare, Rühreier, Fischmarkt, Accoucheur, Truthühner, leere Fässer, Nachtwächter, die Redaktion der litarischen Zeitung, Kaffeemühlen, Lappländer, Bügeleisen, Zahnschmerzen, Kraniche, den babylonischen Thurm, Zurbano, Kindergeschrei, Amsterdamer Handelsblatt, Laberdan, Begräbnißkosten, Nervenfieber. Man wird sich von der gesteigerten Anstrengung meines Denkvermögens bei der weiteren Unterredung eine Vorstellung machen können, wenn ich schon beim zwanzigsten Wort eine solche Gedankenjagd zu bestehen hatte. Und

was ich da hörte, schien aus Teutschland zu kommen! Ich habe eine robuste Natur, aber Alles hat seine Grenzen. Nachdem die fremden Damen in der Mitte ihres Diskurses angelangt sind, hört man plötzlich in der Stube einen erschütternden Schlag. Was ist geschehen? Ich liege unvermuthet sechs Fuß lang am Boden, wälze mich, ziehe mich zusammen wie ein Igel und habe Krämpfe wie ein Vulkan. Krämpfe! Glaubt man, ich sei ohne Hülfe geblieben?

Wi—Wi—, Walle—Wulle—Wa—, hi—kü—kü—kü—, tchü—tchü—tchü—, Mau—Mau—Mau—, Wa—tcha—huus—, Limburgü —gü—gü—ruti—quickukula—leeve—schnuck—bille— hamme—rommel—füllebüb—ritsch — samme — tchü —tchü—hi—kü—kü—blblmhskrqchnwvw — ꝛc. ꝛc.

Das war meine Hülfe! Das war mein Rezept! Das war die Botschaft der Rettung! Die beiden fremden Damen warfen sich auf mich und hielten die vorstehende Anrede, als sei ihre Absicht mich vollens um's Leben zu bringen. Glücklicherweise blieben sie nicht allein, denn die Wirthinn, der Wirth, die Magd, die Nachbarschaft, die Straße, der Ort, die Umgegend sammelte sich um mich. Es war eine historische Szene. Staunen, Schrecken, Entsetzen rings umher. Endlich kommt die Wirthinn zu sich und fragt:

Sie: Sollen wir einen Doktor kommen lassen?

Ich: Ja.

Sie: Johann, geschwind zum Doktor!

Ich: Halt! Welcher Doktor?

Sie: Zum Doktor N. Seien Sie versichert, wir haben einen guten Doktor. Seien Sie ganz unbesorgt.

Ich: Er kann hier nichts leisten, ich muß einen anderen Doktor haben.

Sie: Welchen denn?

Ich: Den Doktor Firmenich in Berlin!

Sie (im Stillen mit den Anwesenden): Mein Gott, der arme Teutsche ist wahnsinnig geworden.

Ich: Wenn er es werden könnte, wär' er es schon früher geworden. Den Doktor Firmenich her!

Sie: Was wollen Sie denn durchaus mit dem Doktor Firmenich?

Ich: Ich will ihn auffressen!

Sie: Warum denn? Ist dieser Doktor zugleich eine Medizin?

Ich: Ja! Er ist ein Brechpulver gegen die nationale Cholera. Er soll entscheiden, ob Das, was diese beiden Damen gesprochen haben, zu den „Völkerstimmen Germaniens" gehört, oder nicht. Sagt er: ja! so fresse ich ihn auf mit Haut und Haar, und dann hoffe ich kurirt zu sein für immer.

Sie: Was diese Damen gesprochen haben? Sie sind eine Stunde von hier zu Hause, sie sind von — Eupen!

Die Damen: Wulle—Wi—huus—füllebüb—blblll ... Eupen! Eupen! hallte es in der ganzen Umgegend wieder. Eupen gehört zu Germanien, gehört zu Preußen!

Meine Krämpfe legten sich, um dem teutschen Vaterlande nicht vorzugreifen. Teutsches Vaterland, du kannst dich über Alles trösten, da du solche Völkerstimmen hast! Ich schlage einen Nationalkonvent aller Nationaldialektforscher in Eupen vor, um es mit einem Tutti aller Völkerstimmen Germaniens gegen ein Solo in der Mundart

jener beiden Damen zu versuchen, und ich verwette mein Leben für Eupen.

*

Wer damit einverstanden ist, daß man in allen Dingen Maß halten müsse, der wird es begreiflich finden, daß ich meine pennsylvanischen Vorübungen in der Dolhainer Einsiedelei, zumal nach einem so schrecklichen Abenteuer, nicht sofort im mittelalterlichsten Style trieb. Nachdem ich zehn Tage dort ausgehalten, fühlte ich das Bedürfniß, einen Ausflug in ein poetischeres Gebiet zu machen, um meinen auf die Neige gegangenen Vorrath an Privatpoesie einigermaßen wieder zu ergänzen. Ich reis'te also nach dem einige Stunden von Dolhain gelegenen, berühmten Badeort Spa, wo einst Peter der Große die Gnade gehabt hat, Mineralwasser zu trinken. Ein Badeort hat zwar keineswegs das Privilegium, poetisch zu sein, aber ein Badeort im W i n t e r schien mir etwas Reizendes zu haben, etwas die Phantasie Herausfoderndes. So wie eine Burgruine mit den phantastischen Gedanken, die um sie herumschweben, romantischer ist, als die Burg mit dem rohen Ritterleben war, deren Andenken sie aufbewahrt, so wird, dachte ich, auch die gesellschaftliche Ruine eines bunten und rauschenden Treibens poetischer sein, als dieß Treiben selbst. Von Spa erwartete ich Das um so mehr, da dasselbe im Sommer der Sammelplatz vieler Berühmtheiten ist, englischer, spanischer, polnischer 2c. Ich habe aber erfahren, daß ich meiner Phantasie, die sonst produktionsfähig genug ist, da ich mit ihrer Hülfe sogar eine Zeitlang den König von Preußen für einen ehrlichen Narren gehalten, dießmal zu viel zugemuthet hatte.

Gleich bei meiner Ankunft hatte ich ein Abenteuer zu bestehen, das den gespannten Hahn meiner Lebensgeister schnell wieder in „Ruh'" setzte. Als ich aus dem Omnibus gestiegen war, bestürmte mich sofort nach der gewöhnlichen Weise ein dienstbarer Geist mit seinen Hülfsanerbietungen, um mir den besten Gasthof zu zeigen. Ich hatte indeß mein Absteigequartier, dessen große Aufschrift mir schon aus der Ferne zuwinkte, bereits in's Auge gefaßt, so daß ich mich ganz einheimisch geberden konnte, und wies die Hülfe des zudringlichen Lohnbedienten durch ein stolzes "Allez-vous en!" zurück, welches ich während meiner Anwesenheit in Belgien gelernt hatte, aber mit einer so geläufigen, eingeschulten Betonung aussprach, daß der Zurückgewiesene in mir sofort einen Belgier oder Franzosen von Geburt erkannte und mich ruhig den Weg nach meinem „Hotel" einschlagen ließ. Es war ein großes, pompöses Gebäude. Zwar wird es, dachte ich, dort nicht so wohlfeil sein, wie in dem Hotel des Pays-bas zu Dolhain, aber in den wenigen Stunden, die du dich hier aufhältst, willst du auch einmal etwas Fashionables kennen lernen. Ich trete also mit dem Selbstgefühl eines Lords und der Dreistigkeit eines seinem augenblicklichen Vorhaben gewachsenen Geldbeutels in das Hotel hinein. Im Hausflur begegnet mir ein Mann, der zwar ein etwas amtliches Aussehen hatte, den ich aber um so eher für den Kellner halten mußte, da er mich fragte, was ich wünsche? „Vorläufig," antwortete ich, „eine warme Stube und eine Portion Beafsteak, denn Hunger und Kälte streiten sich um mich." Der Mann sah mich groß an und sprach Einiges, das ich nicht verstand, woraus aber keinesfalls Höflichkeiten zu entnehmen waren. Sollte dieser fashio=

nable Gasthof dich etwa nicht als ebenbürtig ansehen? dachte ich. Um daher den Kellner zu beschämen, bestellte ich auch noch eine halbe Flasche Burgunder. Der Kellner wurde aber noch grober, als zuvor. Man kann sich denken, wie ich mich darüber empört fühlte, daß ich nicht einmal einem dummen Lord gleichgestellt wurde und wie ein Ausgeschlossener den Einlaß in ein öffentliches Wirthshaus förmlich erkämpfen sollte. Ich foderte den Kellner im gebietendsten Tone auf, mich zum "Maitre d'hôtel" zu führen. Und was erwiderte der Mensch? Er wolle mich zum "Bourgmestre" führen, der sei hier der "Maitre d'hôtel". Ich sollte also zur Polizei geführt werden, und zwar durch einen Kellner! Der Gedanke an meine Flüchtlingsqualität war zu natürlich, als daß er mir nicht sofort durch den Kopf hätte schießen sollen. Ich suchte also dem Kellner begreiflich zu machen, daß ich zwar ein teutscher Schriftsteller sei, der in Belgien seine Person in Sicherheit gebracht habe, aber es sei ein Schimpf für Belgien und seine Freiheit, daß es den Kellnern seiner Gasthöfe erlaube, die politischen Flüchtlinge an den Bürgermeister zu verweisen. Jetzt ging dem "garçon" ein Licht auf und seine Grobheit löſ'te sich auf in platzendes Gelächter. Als er wieder zu sich kam, machte er dem teutschen Franzosen begreiflich, daß die große Aufschrift des Hauses "Hôtel de ville" nicht Gasthaus, sondern Rathhaus bedeute und daß ein Polizeidiener kein Kellner sei. Das hatte ich von meinem Dünkel, den ich mir durch den Steckbrief hatte einflößen lassen. Ich beschloß, in Zukunft lieber bloß Holländisch zu sprechen und mich für einen Holländer halten, als mir je wieder einbilden zu lassen, daß ich ein Wort Französisch verstehe.

In Spa fand ich nicht eine gesellschaftliche Ruine, sondern eine gesellschaftliche Leiche. Todt wie ein Kirchhof war der ganze Ort, und ebenso todt die halb verschneite Umgegend. Dabei ein italienischer Himmel (der Prinz von Capua hielt sich noch dort auf), daß Einem das Mark in den Knochen gefrieren konnte. Der Prinz von Capua und ich, oder vielmehr ich und der Prinz von Capua waren die einzigen Fremden, deren Spa sich noch rühmen konnte. Dieser Prinz hat wenigstens das Verdienst, daß er den Menschen in sich höher gestellt hat, als den Prinzen, indem er seiner schönen Penelope Smith einstweilen die Vortheile seiner Geburt und die Gnade seines königlichen Bruders opferte. Er ist verhältnißmäßig arm und sein Hauptreichthum ist seine Penelope, welche ihm in der Einsamkeit von Spa seine Verbannung versüßt. Ich fragte den Lohnbedienten, der mich in den Umgebungen des Städtchens umherführte, ob die schöne Miß sich mitunter öffentlich zeige, ob ich sie nicht einmal zu Gesicht bekommen könne? und erhielt die naive Antwort: „das wohl, aber e r ist immer dabei.“

Die Umgebungen von Spa bieten schöne Punkte dar, die sich sogar meine halb erfrorene Phantasie in ihren sommerlichen Reizen recht wohl vorstellen konnte; aber auch dort vermißt man die befriedigende Poesie und Anmuth der Rheingegenden. Ueberhaupt tragen die Schönheiten der belgischen Natur, wie oft sie auch an rheinische Gegenden erinnern, einen gewissen prosaischen Charakter der Rohheit und Geistlosigkeit. Nur etwas ist mir in den Promenaden von Spa aufgefallen, was mir eine geistige Ueberraschung verursachte. Es fiel mir dort nämlich ein Baum mit einem Auswuchs in die Augen, der die frappanteste Aehn=

lichkeit mit dem Profil Mozarts hatte, so daß man ganz dryadisch-musikalisch dadurch gestimmt wird. Ich habe den Baum mit der Mozartnase länger betrachtet, als die ganze Umgegend von Spa, so daß mein Führer mich für einen Engländer mit den üblichen Kuriositäten hielt. Physiognomik an den Bäumen studiren, das war ihm noch nicht vorgekommen.

Den tödtendsten Eindruck machte in Spa die Redoute mit ihren leeren Sälen und ihrem vereinsamten kleinen Theater. Die grünen Tische, auf denen das klingende Gold so oft getanzt, standen da in weißen Tüchern wie stumme Grabsteine des Glücks. Es wird Einem ganz unheimlich in diesen Räumen, denn man glaubt sie noch vom Geflüster runzliger Koketten, vom Hüsteln alter Sünder und vom Zähneknirschen verzweifelnder Industrieritter wiederhallen zu hören. Eine Büste der Jeanne d'Arc, die dort träumerisch in der kalten Einsamkeit stand, war die einzige Erscheinung, welche in jenes trostlose Gedankenthema einige Variation brachte.

Das Theater war mehr als stumm. Seine einzigen Akteurs waren eine unverhältnißmäßig gehäufte Anzahl weißer, riesiger, mythologischer Karyatiden, welche auf ihren glotzenden Häuptern vor ein Paar Monaten in den Logen die steife Elite der reisenden Müßiggänger getragen hatten. Sie führten eben ein langes, ergreifendes Stück auf, nämlich: der Tod, großes, unromantisches Gähn- und Trauerspiel in sechs Monaten, — und man muß gestehen, daß sie ihre Rollen gut aufgefaßt hatten.

Obgleich erfüllt von allen diesen Eindrücken, ließ ich mich dennoch verleiten, einige Quartiere zu besehen, weil ich mit dem Plan umgegangen war, nach Spa auf einige

Zeit mein „Hoflager“ zu verlegen, wie es im Styl unserer journalistischen Kammerjunker heißt. Aber eine solche Unverschämtheit im Fodern, wie in Spa, ist mir noch nicht vorgekommen. Die Leute zehren dort im Winter von dem Tatzenfett, das sie im Sommer den Fremden abgekrallt haben, denn im Winter kommt keine Seele dorthin. Und dennoch scheuchen sie Diejenigen, die aus Verirrung ihre Langeweile theilen wollen, auch im Winter durch ihre Unverschämtheit zurück. Ich eilte daher mit der ersten Gelegenheit nach Dolhain zurück und ließ mir en passant von dem schönen Munde der Rose von Verviers nachrufen: “à revoir, Monsieur Heisen!”

Der Anblick dieses unverdorbenen, armen Mädchens, dieser naturwahren, unentstellten menschlichen Erscheinung war mir eine wahre Erholung und Erfrischung nach einer Fahrt voll Ekel, die mir eine Art geistigen oder misanthropischen Erbrechens verursacht hatte. Ich war nämlich auf derselben gar nicht aus der Gesellschaft von Pfaffen der niedrigsten Sorte herausgekommen.

Zu den unausstehlichsten Unausstehlichkeiten wie Unvermeidlichkeiten gehören in Belgien die Soldaten und die Pfaffen. Man kann fast nicht über die Straße gehen, ohne entweder den Einen oder den Andern zu begegnen. In diesem kleinen Lande soll es 400 Klöster geben. Ich bin während meines Aufenthaltes in Belgien vielfach auf den Eisenbahnen hin und her gerutscht, aber ich habe keine Fahrt von nur einigen Stunden gemacht, ohne daß Pfaffen zur Gesellschaft gehörten. Beim Anhalten an den Stationen blicke man zum Wagenfenster hinaus und man wird sich wundern lernen, wenn man nicht einen „Dreithurm“, wie ich von einem belgischen

Pfaffen die geistliche Kopfbedeckung nennen hörte, aus der Thüre des Stationshauses hervorragen sieht. Die Herren scheinen fortwährend auf Geschäftsreisen zu sein und die Eisenbahn, die man als Mittel zur Aufklärung begrüßt hat, mit dem besten Erfolg zu entgegengesetzten Zwecken zu benutzen. Auf meiner Fahrt nach Verviers war ich verurtheilt, ein halbes Dutzend „Dreithürme" in meiner nächsten Umgebung zu erdulden. Als sie sich hinlänglich hatten betrachten lassen, zogen sie auf einmal kolossale, in ein Futteral gewickelte Betbücher aus der Tasche, setzten ihre Lippen in eine plappernde Bewegung und führten eine förmliche Messe im Dampfwagen auf. Ihr Benehmen war ein Mittelding zwischen frecher Heuchelei und gedankenloser Maschinenmäßigkeit. Bis zu solchen frechen Komödien hat man es doch bei uns noch nicht gebracht. Es war ein sehr passender Witz des Zufalls, daß neben jenen messelesenden Pfaffen ein Mensch sich mit der Lektüre des „ewigen Juden" beschäftigte.

Mittheilungen aus Köln überzeugten mich, daß ich mir in dem öden Dolhain ganz unnützer Weise die Entbehrung einer passenderen Umgebung und Gesellschaft auferlegte, da mein Prozeß über alle Erwartung hinausgeschoben wurde. Ich entschloß mich daher, meinen Aufenthalt vorläufig in Brüssel zu nehmen, wohin sich unterdessen auch Freiligrath und einige andere Gegner der preußischen Justiz gewandt hatten. Dort erhielt ich nach einiger Zeit einen ungeahnten Aufschluß über die Ursache des gerichtlichen Aufschubs. Ich war, wie auch der Steckbrief sagt, angeklagt „der Verspottung der Gesetze, sowie des frechen Tadels der Anordnungen im Staat und der Erregung von Mißvergnügen der Bürger gegen die Regierung." Nach

den rheinischen Gesetzen mußten die Verhandlungen über dieß „Verbrechen" öffentlich sein. Das war es, worauf ich gerechnet hatte. Das war es aber auch, was das Preußenthum um jeden Preis hintertreiben mußte. Wie Das beginnen? Der Herr Justizminister ließ sich die Akten nach Berlin kommen. Es handelte sich darum, ein neues Verbrechen zu entdecken, bei dessen Aburtheilung die Oeffentlichkeit konnte ausgeschlossen werden. Man war überzeugt, daß ich mich stellen werde, um vor aller Welt mich selbst zu vertheidigen und meinen „frechen Tadel" zu begründen. Das Vaterland war dadurch in Gefahr und es mußte gerettet werden. Der Herr Justizminister fand das Mittel dazu. Konnte man mir z. B. auch eine Majestätsbeleidigung aufbürden, so war der Zweck erreicht — denn ein Majestätsbeleidiger durfte, einer besondern Kabinetsordre gemäß, nur bei verschlossenen Thüren unschädlich gemacht werden. Nun aber war in meiner Schrift unglücklicher Weise beim besten Willen keine Majestätsbeleidigung zu entdecken. Nach den ausdrücklichsten, in drei verschiedenen Paragraphen enthaltenen, übereinstimmenden Definitionen des Landrechts bestand sie nur und konnte und sollte sie nur bestehen in einer Beleidigung des regierenden „Oberhaupts des Staats". Und dieses Oberhaupt hatte ich ungeschoren gelassen. Aber der Herr Minister wußte Rath. Er fand, daß ich in einem Kapitel über den („in Gott ruhenden") wortbrüchigen Friedrich Wilhelm III., dieses todte „Oberhaupt", dieses Allerhöchste Skelett im Grabkeller, direkt und dadurch indirekt auch dessen noch mit lebendigem Fleisch versehenen Nachfolger beleidigt hatte. (Natürlich wäre nach solcher Logik und Erfindung, welche Verbrechen gegen Todte einführte, auch

z. B. ein Tadel des „großen Kurfürsten“ u. s. w. eine Majestätsbeleidigung gewesen.) Der geniale Minister wies daher das Kölner Gericht an, mich nicht bloß wegen „Verspottung der Gesetze“ u. s. w., sondern auch wegen „indirekter Majestätsbeleidigung“, also hinter geschlossenen Thüren abzuthun. Diese Zumuthung, mich wegen eines nie erhörten, allem Menschenverstand und Recht in's Gesicht schlagenden, für die Gelegenheit eigens erfundenen, selbst mit Hülfe preußischer „Gesetze“ und Verfolgungseinrichtungen durch keine Auslegungskunst qualifizirbaren Verbrechens vor Gericht zu stellen, war so absurd, so unmoralisch und ungeheuerlich, daß die Rathskammer des Kölner Landgerichts sie trotz dem Befehl des allmächtigen Ministers entschieden zurückwies. Der Staatsprokurator wurde genöthigt, gegen diese Zurückweisung zu appelliren. Mein Advokat, der sich vergebens um Einsicht der Akten bemühte, reichte beim Appellsenat eine Schrift ein, worin er nachwies, daß eine mittelbare Majestätsbeleidigung nie existirt habe, nicht existire und nicht existiren könne. Sogar das „öffentliche Ministerium“ (Vertreter des Staats) war der nämlichen Ansicht und trug auf Verwerfung der Klage an. Dennoch ließ der korrupte und servile Apellsenat, gehorsam den Befehlen aus Berlin, die Klage zu und — damit war die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen ausgeschlossen.

Als ich diese Nachricht erhielt, konnte ich nicht lang zweifelhaft sein, was ich zu thun hatte. Meines gegebenen Wortes, das eigentlich schon durch den Steckbrief zurückgewiesen worden, war ich nun durch Verletzung aller Voraussetzungen und gestellten Bedingungen ledig. Nach so schändlichem Verfahren mußte ich, wenn ich mich stellte,

alles Möglichen gewärtig sein. Meine Natur kennend, mußte ich erwarten, daß ich in der Gewalt und unter den Mißhandlungen solcher Feinde mich in ohnmächtiger Empörung aufreiben oder zu Widerstandsexzessen werde hinreißen lassen, welche die Mittel zu meiner gänzlichen Unschädlichmachung würden dargeboten haben.*) Zu einer Ueberlieferung an das Gericht konnte mich daher so wenig ein vernünftiger Zweck, wie eine Ehrenverpflichtung noch veranlassen. Dennoch wollte ich meinen Entschluß nicht bloß von meinem persönlichen Urtheil abhängig machen und berief daher eine Anzahl Freunde, unter denen F. Freiligrath, zur Entscheidung über meine Wahl. Nach genauer Prüfung entschieden sie, daß ich nicht bloß meines gegebenen Versprechens vollständig entbunden sei, sondern auch „durch Erfüllung desselben die Pflichten gegen mich und die Meinigen, wie nicht minder gegen mein Vaterland verletzen würde, da ich mir nach der von dem Gericht

---

*) Mein Advokat schrieb mir in dieser Beziehung: „Ihre Freunde sind alle der Ansicht, daß eine Arresthausordnung oder das Reglement einer Militärstrafsektion (ich war Landwehrofficier), auch noch so kurze Zeit auf Ihren Carakter angewendet, Ihren geistigen, vielleicht auch Ihren physischen Tod zur Folge haben wird, weßhalb es eine ungeheure Thorheit wäre, wenn Sie sich auch nur einen Augenblick unter einen preußischen Stockmeister stellten. Bei der Abgabe Ihres Versprechens scheinen Sie der irrigen Ansicht gewesen zu sein, als würden politische Verbrecher bei uns besonders ehrenvoll behandelt werden. Vergessen Sie nicht, daß die einschläglichen Gesetze im vorigen Jahrhundert und zwar in Teutschland (d. i. nicht in Frankreich) das Lebenslicht erblickt haben."

zu Köln gegebenen Probe auf kein wirkliches Recht mehr Hoffnung zu machen habe."

(Brüssel, den 22. Januar 1845.)

Damit war meine Exilirung entschieden. Jetzt galt es, den im Inland begonnenen Kampf im Ausland mit größerer Freiheit, Entschiedenheit und Energie fortzusetzen. Ich begann die Erfüllung dieser Aufgabe mit einer Brochüre, worin ich das gegen mich beobachtete Verfahren angemessen bloßstellte und das ganze preußische Regierungswesen in der schonungslosesten Weise charakterisirte. Sie hieß: „Ein Steckbrief," ein mit entsprechendem „Signalement" ausgestatteter Steckbrief gegen die preußische Regierung, welche sich „der gegen sie eingeleiteten Untersuchung durch die Flucht hinter verschlossene Thüren entzogen hatte." Es war die Antwort auf den gegen mich erlassenen Einfangungsbefehl. Da es in Brüssel keine teutsche Schriftsetzerei gab, mußte ich die Brochüre in lateinischen Buchstaben schreiben und von französischen Setzern, die kein Wort des Manuskripts verstanden, mit französischen Typen setzen lassen. Die Korrektur machte mir mehr zu schaffen, als die Abfassung der Schrift. Endlich war sie fertig. Mit Hülfe eines teutschen Buchführers der belgischen Verlagshandlung, in deren Offizin der „Steckbrief" war gedruckt worden, ließ ich 4000 Exemplare, zwischen französischen Nachdruck verpackt, der als täglicher Frachtartikel an der Grenze nur oberflächlich untersucht wurde, nach Leipzig schaffen. Der Buchführer selbst reis'te ihnen nach, um sich die Ehre ihres Absatzes zu sichern. Er war nicht wenig stolz, als sich in Leipzig die Buchhändler um seine Brochüre rissen, und schrieb mir triumphirend: „ich bin der Held des Tages". Die Folge

seiner prahlerischen Unvorsichtigkeit war, daß man den Helden des Tages beim Kragen nahm und, wie er mir später meldete, der ganze Ertrag der 4000 Exemplare an Gerichtskosten und Strafen darauf ging, so daß mir von meinen nicht geringen Auslagen nicht ein Pfennig ersetzt wurde.

Der Lärm, den die Brochüre in Teutschland erregte, fand bald ein Echo in Belgien, wo der preußische Gesandte wie besessen umhertobte und alle Behörden alarmirte. Ich hatte Das vorausgesehen und, wohl wissend, daß man mich trotz dem Asylrecht in Belgien nicht mehr dulden und durch eine Ausweisung meine Niederlassung auch in andern Ländern erschweren werde, mich bei Zeiten auf eine Uebersiedelung nach der Schweiz gerichtet, wo ich, nun einmal zum Exil verurtheit, den zusagendsten Aufenthalt zu finden hoffte. Ich trat daher mit Freiligrath, der die nämliche Wahl getroffen, im Anfang des März 1845 die Reise nach dem Lande der Alpen an.

Ehe ich diese Reise beschreibe, muß ich noch erwähnen, wie das um sein Opfer betrogene Preußenthum seine ohnmächtige Wuth an mir auszulassen suchte. Da das gerichtliche Urtheil über den Streiter mit der Feder nicht vollstreckt werden konnte, suchte man wenigstens eins über den Streiter mit dem Degen zur Ausführung zu bringen. Ein Paar Jahre vorher schon, als ich meinen Abschied als Beamter genommen und über das preußische Regiment vollständig in's Reine gekommen war, empfand ich das Bedürfniß, jedes Band zu zerreißen, welches mich noch durch eine freiwillig übernommene Stellung an dasselbe fesseln konnte. Ich war Landwehrofficier und wollte diese „Ehre" um jeden Preis los werden. Den Abschied ver=

langen konnte ich nicht, da ich noch nicht das erforderliche Alter hatte. Ich richtete daher eine schriftliche Eingabe an den mir vorgesetzten Major, worin ich erklärte, daß es sich mit meinen Grundsätzen nicht mehr vertrage, unter der preußischen Regierung eine Charge zu bekleiden, die als eine Ehren- und Vertrauensstellung angesehen werde, und da es mir noch nicht gestattet sei, von den mir drückend gewordenen Epauletten durch den Abschied befreit zu werden, müsse ich ihn ersuchen, auf meine „Degradation zum Gemeinen“ anzutragen, wenn ich nicht auf ein gänzliches Ausscheiden aus dem Landwehrdienst rechnen könne. Der erschreckte, mir übrigens sehr gewogene Major beschwor mich, mein Gesuch zurückzunehmen, es sei etwas Unerhörtes, eine Beleidigung der Regierung und eine Beschimpfung der ganzen Armee. Da ich aber nicht davon abstehen wollte, suchte er mich durch allerlei Vorspiegelungen zu beschwichtigen; er meinte, ich sei unzufrieden, weil ich nicht eine angemessene Stellung im Staatsdienst einnehme, und bat mich, anzugeben, welche Wünsche ich hege, er werde Alles aufbieten, ihre Erfüllung zu sichern. Als ich ihm aber erklärte, selbst für einen Ministerposten seien meine Grundsätze nicht feil, schlug er ein Kompromiß vor, das ich zuletzt annahm. Es bestand darin, daß ich für alle Friedenszeit von jedem Dienst, also auch von jeder Nothwendigkeit befreit wurde, den Soldatenrock wieder anzuziehen. Solche Vergünstigung ist schwerlich schon einem andern preußischen Officier zu Theil geworden. Nachdem nun aber das Buch über die Büreaukratie und der „Steckbrief“ erschienen waren, stimmte man einen andern Ton an. Jetzt sollten die vergoldeten Schwalbennester, die man mir früher trotz meinem Protest als Ehren-

zeichen auf die Schultern genöthigt, mir zur Beschimpfung herabgerissen werden. Man berief die Kölner Landwehr-Officiere zusammen und muthete ihnen zu, mich cum infamia aus ihrer Mitte auszustoßen, und als sie Das verweigerten, wurde ich mit Eklat kassirt, was mir begreiflicher Weise sehr zu Herzen ging.

II.

Eine Winterfahrt von Brüssel nach der Schweiz. Ufnau.

Theure Freundinn.

Wie ich auf meiner Flucht aus dem schwarz-weißen Rußland wohlbehalten in Belgien angelangt bin, habe ich Ihnen bereits gemeldet. Die Theilnahme, womit Ihre Freundschaft meinem Schicksale folgt, erleichtert mir die Erfüllung Ihres Wunsches, auch einen Bericht über meine späteren Erlebnisse zu erhalten. Für den Flüchtling gibt es kein tröstenderes Bewußtsein, als dasjenige, von den theilnehmenden Gedanken einer befreundeten Seele durch die oft so unfreundliche Fremde begleitet zu werden. Was ich thue, thue ich mit einem geistigen Hinblick auf Sie, was ich erlebe, erlebe ich in Ihrer Begleitung. Begegnet mir etwas Erfreuendes, so beeilt sich meine Feder, Sie daran Theil nehmen zu lassen; begegnet mir etwas Unangenehmes, so erleichtert mir die Pflicht, Ihnen Mittheilung davon zu machen, das Bestreben, möglichst Alles von der humoristischen Seite aufzufassen. Ich hoffe es noch dahin zu bringen, daß mir kein Begegniß mehr etwas anhaben

kann und daß der Ernst des Lebens, wo er mich recht böse ansehen will, niemals davor gesichert ist, vor meinem Blick in Lachen auszubrechen. In der That ist dieß die beste Rolle, in die man sich hineinleben kann, so lang man dem Schicksal oder der Welt gegenüber in der Defensive steht. Wo gibt es aber einen defensiveren Menschen, als einen heimathlosen Flüchtling? Verfolgung hinter sich, Mißtrauen vor sich, im besten Falle die Gnade der Gastfreundlichkeit über sich — so lebt er in der beständigen Bemühung, bald sich zu retten, bald sich zu legitimiren, bald sich unanstößig zu benehmen. Bald muß er seine Person, bald seine Ehre, bald seine Selbstständigkeit zu salviren suchen. Er hat keinen Schutz, denn er ist fremd; er hat keinen Kredit, denn er ist Flüchtling; er hat keine Rechte, denn er ist Ausländer. Nicht bestohlen und nicht todt geschlagen zu werden — diese negativen Rechte sind fast die einzigen, die er geltend machen kann, und wer wird, um zu dieser Geltendmachung eine Gelegenheit zu erhalten, es auf das Bestehlen und Todschlagen ankommen lassen?

Die größte Bitterkeit im Leben des Flüchtlings ist die, daß er überall von der Gnade abhängt. Werde ich *geduldet*? Das ist die ewige Frage, die er sich wiederholt, wo er kommt, wo er sich niederläßt, wo er etwas unternehmen, wo er sprechen, wo er handeln will. Dulden ihn die Gesetze, so ist er wenigstens von der Gesellschaft, duldet ihn die Gesellschaft, so ist er von der Nationalität abhängig. Keiner empfindet, wie der Flüchtling, die Exklusivität der Nationalvorurtheile, besonders wenn er Schutz bei Nationen suchen muß, die aus solchen Vorurtheilen eine Tugend machen und diese Tugend selbst auf Kosten der Ehre — wer nimt die Ehre eines Volks mehr

in Anspruch, als ein Schützling? — auszuüben sich nicht scheuen.

Doch alles Das, theure Freundinn, läßt sich noch ertragen, wenn man ein gehörig legitimirter Mensch ist; aber wer den Becher der Flüchtlingschaft bis auf den Grund leeren will, der muß fliehen — ohne Paß. Was ein Paß ist, das wissen Sie, und Sie wissen auch, was ein Mensch ist; aber was ein Mensch ohne Paß ist, das wissen Sie nicht. Sie haben sich so oft gewünscht ein Mann zu sein, weil Sie der Meinung sind, daß Sie als Mann Ihr Menschenthum besser zum Ausdruck bringen und geltend machen könnten. Preisen Sie sich glücklich, daß Sie zum schönen Geschlecht gehören, denn das schöne Geschlecht kann die Welt durchreisen ohne Paß. Der Mann ist das abhängigste Geschöpf von der Welt, denn er darf kaum den Kopf zum Fenster hinausstecken ohne Paß; zudem ist er das gefährlichste, denn er wird zu den wilden Thieren gerechnet ohne Paß; auch ist er das werthloseste, denn es gilt nichts ohne Paß. Ob ich ein Mensch bin, danach fragt Niemand, denn ich habe keinen Paß; ob ich ein ehrlicher Mann bin, dadurch läßt sich Keiner bethören, denn ich habe keinen Paß; ob ich Gefühl in der Brust, ein Herz im Leibe, Blut in den Adern, eine Galle und Nerven habe und so gut wie jeder andere Mensch des Teufels werden kann, das kümmert Keinen, denn ich habe keinen Paß. Mein eigenes Ich ist mir nicht mehr sicher, denn daß ich Ich bin, kann ich nicht beweisen ohne Paß. Ja, meine Freundinn, ich habe es an mir erfahren, was es heißt, keinen Paß zu haben. Ich theile seitdem die Menschen in zwei Klassen ein: in solche, die Pässe haben und in solche, die keine haben. So weit sind wir mit unserer

Kultur gekommen, daß Der nicht mehr zu den Menschen gehört, der nicht polizeilich dazu gestempelt, der nicht mit einem gehörigen Paß versehen ist. Wer es empfinden will, welche feindseelige, mißtrauenreiche und menschheitwidrige Sonderungen der jetzige Zustand in der Menschheit unterhält, der setze sich in die Lage, mit den Nationalitäten und mit dem Paßwesen in Kollision zu kommen. Im Ernst, es ist schrecklich, keinen Paß zu haben. Das Requisit des Passes ist so wichtig zur Dokumentirung der irdischen Menschlichkeit, daß ein Mensch ohne Paß, der sich für einen aus den Wolken gefallenen Mondbürger ausgäbe, alle Aussicht hätte, Glauben zu finden.

Wenn das Christenthum noch nicht in der Welt wäre, die christlich-germanische Polizei allein würde es hindern, hinein zu kommen. Man würde Christus mit seinen Aposteln ganz einfach nach ihrem Paß und, wenn sie nach Oesterreich kämen, überdieß nach ihrem Heimathschein fragen. Hätten sie keinen, so würden sie als Vagabunden über die Grenze gewiesen, oder als Demagogen in Untersuchung gezogen; hätten sie aber wohl einen, so würden sie ihren ganzen göttlichen Kredit verlieren, denn denken Sie sich den Eindruck, den es machen müßte, in dem Paß des Welterlösers zu lesen: Vaterland — „nicht von dieser Welt;“ Eltern: Joseph der Schreiner und Maria die Jungfrau; Geschäft: Religionsstifter; Religion: Allgemeine Liebe; Besondere Kennzeichen: „hat nicht, wohin er sein Haupt legt“ u. s. w. Mit einem Menschen, der sich durch einen solchen Paß legitimiren wollte, würde die Polizei kurzen Prozeß machen und ihn entweder in einem Narrenhaus oder einem Zuchthaus unterbringen.

Der Paß ist die menschenfeindlichste, unchristlichste und zugleich auch die prosaischste Erfindung der Welt Denken Sie sich einen Odysseus, einen rasenden Roland, einen Don Quixote, oder einen sonstigen Repräsentanten der Romantik, wie er mit abgezogener Mütze die Polizeibüreaux aufsuchen und den Paß visiren lassen muß. Vor diesem bloßen Gedanken erstarrt alle Romantik der alten und mittleren Zeit und doch sind die Befehlshaber unserer Polizei so große Freunde der Romantik. Die Unchristlichsten sind die Beschützer des Christenthums, die Unromantischsten sind die Begünstiger der Romantik geworden. Sich auf den Kopf zu stellen, ist für gewisse Leute das einzige Mittel geworden, zu zeigen, daß sie noch einen haben.

Ich mache den Herrn Eugène Sue darauf aufmerksam, welch ein herrliches Attribut des ewigen Juden die Paßlosigkeit wäre. Die Paßlosigkeit allein kann einen Menschen zum ewigen Juden machen. Ein paßloser Mensch ist sogar übler daran, als der ewige Jude, denn er kann nicht bloß nicht bleiben, sondern auch nicht fortkommen. Er ist ein wahrer Fangball für die Polizei, sei es die amtliche oder die gesellschaftliche. Wen die Philosophie nicht zum Kosmopoliten machen könnte, den würde die Paßpolizei dazu machen müssen.

Sie werden sich darüber wundern, daß ich diese Paßjeremiaden mit Rücksicht auf ein Land anstimme, welches durch seine liberalen Institutionen, besonders durch seine Liberalität gegen die Fremden sich auszeichnet, ein Land, worin mir mehrere Male ein Steckbrief als polizeiliche Legitimation hat dienen können. Belgien hat sich allerdings bereitwillig zum Zufluchtsort von Flüchtlingen gemacht, die auf dem ganzen Kontinent kein Asyl finden

konnten, was besonders von den Polen gilt; allein Belgien ist, sollte es sich auch in seiner inneren Politik spezifisch von dem teutschen Nachbarlande unterscheiden, nicht unabhängig von der allgemeinen Ueberlegenheit der Despotenländer, die sich allmälig geltend macht, wenn die Gegenelemente als zu vereinzelt dastehen. Die Kleinheit und Lage des Landes, die Zollvereins-Verbindungen, der Zustand der Gesellschaft — alles Das übt einen Einfluß aus, dem Belgien sich nicht als Ausnahme entziehen konnte. Belgien hat es nicht dahin bringen können, der Diplomatie die stolze Lehre der Nordamerikaner zu geben, daß sie sich auf ihre eigene Küche zu beschränken habe. Deshalb hat sich denn auch dort die Lage der Fremden ungünstiger gestellt, als früher. Es ist auch dort ein besonderes Fremdengesetz entstanden, welches den Aufenthalt der Flüchtlinge von den Launen des herrschenden Systems und von der Gnade der Minister abhängig macht, die schwerlich eines politschen Flüchtlings wegen einen Orden oder eine sonstige Gunst verscherzen oder gar eine Handelsverbindung beeinträchtigen werden. Die Freiheit hat es auf dem Kontinent noch nirgendwo dahin gebracht, daß man die Fremden mit den Einheimischen nur strafgesetzlich gleichstellte. Was ein Belgier drucken läßt gegen das Ausland, das verantwortet er vor Gericht, wenn die Angegriffenen ihn belangen lassen; was ein Fremder in Belgien drucken läßt, das kann ihm auf auswärtige Reklamation Landesverweisung zuziehen. Nachdem ich daher meinen Liebesbrief an die Sicherheitswächter meines engeren „Vaterlandes“ vom Stapel gelassen, war auch für mich die Zeit gekommen, die belgische Gastfreundschaft mit einer andern zu vertauschen.

Diese kurze Auseinandersetzung der Verhältnisse, meine Freundinn, wird es Ihnen klar machen, in welche Verlegenheit ich paßloser oder „unpäßlicher" Mensch gerathen mußte, da mein Endziel einstweilen weder England noch Nordamerika, sondern die Schweiz war. Wie sollte ich ohne Paß aus Belgien nach der Schweiz kommen, da auf der französischen Route die Paßkontrole so streng gehandhabt wird wie in Vorderrußland? Ich habe mich in Belgien Monate lang in der Lage eines Vogels befunden, der, durch die Abenddämmerung an die Rückkehr in die freien Wälder gemahnt, unruhig die Runde durch seinen Drathkäfig macht und für seinen Freiheitsdrang umsonst einen Ausweg sucht.

Doch ehe ich Sie weiter führe, muß ich den Zwischenraum durch einige Bemerkungen über meinen belgischen Aufenthalt ausfüllen, damit Sie einigermaßen die Eindrücke mitempfinden können, die er auf mich gemacht hat. Ich beschränke mich dabei auf Weniges, da ein Hinüberstreifen in politische Gebiete Sie zu wenig interessiren würde. Wenn ich von den politischen Institutionen und den literarischen Zuständen eines Landes absehe, so beschränkt mein Hauptinteresse sich auf drei Punkte: auf den Charakter des Volks und dessen gesellschaftliches Leben, auf die natürlichen wie die geschaffenen Merkwürdigkeiten des Landes und sodann auf interessante einzelne Menschen. Indem ich aus meinem Brief die Politik ausschließe, habe ich dieß hinsichtlich der literarischen Zustände nicht einmal nöthig, denn eine belgische Literatur gibt es nicht. Die geistige Versorgung Belgiens hat die Natur der Dinge Frankreich zugetheilt und der Nachdruck ist das Vehikel, wodurch Belgien sich an der literarischen Wirksamkeit Frankreichs

betheiligt. Taucht in Belgien eine geistige Erscheinung von einiger Bedeutung auf, so wird sie durch den französischen Schwerpunkt sofort nach Paris gezogen. Die belgische Literatur für sich gilt im Lande selbst so wenig, daß belgische Schriften in der Regel nur gegen Erlegung der Druckkosten einen Verleger finden können. Zwar hat sich in Belgien eine vlaemische Literatur als lokale Selbstständigkeit aufzuthun bestrebt, indem deren Vertreter, die es in französischer Sprache zu keiner Bedeutung bringen konnten, dem allgemeinen Schicksal durch Verschanzung hinter die holländische Sprache zu entgehen glaubten. Allein diese Bestrebungen, welche namentlich von der preußischen Diplomatie als Reaktionsmittel gegen die französischen Sympathien und zwar vergebens begünstigt werden, haben weder ein eigentliches Volkselement zur Grundlage, noch können sie es zu irgend einem nachhaltigen Anklang im Lande bringen. Ihr Haupteindruck ist der einer ekelhaften Koketterie mit der Romantik und dem Preußenthum, das sich auf Belgien allerlei Hoffnungen macht. Die Natur der Dinge, welche die Gestalt der Völker aus dem Großen formt und deren Schicksal nicht nach besonderen lokalen Zufälligkeiten und .Spekulationen modelt, hat einmal das freie Belgien in geistiger wie politischer Beziehung dem freien Frankreich untergeordnet oder wenigstens einstweilen beigeordnet, und daran wird sich auch das spekulirende Preußenthum gewöhnen müssen.

Fragen Sie mich, wie mir das sonstige Leben in Belgien behagt hat, so kann ich kurz antworten, daß ich dort so wenig existiren mögte, wie in Holland. Was ich in Belgien vermißte, war hauptsächlich eine Verbindung mit dem geistigen Leben in Teutschland. Die Paar teutschen

Journale, welche dort gehalten werden, sind nicht im Stande, jenen Mangel auszugleichen und literarische Neuigkeiten gelangen aus Teutschland nur sehr spärlich und spät nach dem Nachbarland. Obschon an der Thüre Teutschlands wohnend, sind die Belgier in geistiger Beziehung fast ganz davon abgeschnitten. In Paris ist bei Weitem mehr teutsches Geistesleben, als in Brüssel und dem gesammten Belgien. Den Grund davon suche ich in den politischen Zuständen Teutschlands und dann im belgischen Materialismus. Der Materialismus verschlingt in Belgien alles Interesse, er liegt dort gleichsam in der Luft. Auch Ihr Geschlecht entgeht seiner Einwirkung nicht und es mag wol wenig Länder in der Welt geben, deren Frauen so uninteressant und unliebenswürdig sind, wie die belgischen. Sie sind ein unglückliches Gemisch von niederländischem Materialismus und französischem Feuer. Das Feuer ist nicht stark genug gewesen, die materielle Rohheit umzuschmelzen, es hat nur hingereicht, ihr eine schwarze Farbe anzubrennen und so stehen denn die angebrannten Niederländerinnen in ihrer verfehlten Anlage als eine charakterlose Spezies da und können es weder nach der einen, noch nach der andern Seite hin zu etwas Ganzem bringen. Sie eignen sich hauptsächlich zu Dienerinnen der Pfaffen und die versäumen denn auch nicht, ihre Opfer in Sicherheit zu bringen. Wo die Frauen nicht liebenswürdig sind, da sind es die Männer auch nicht, da fehlt Etwas in der Entwicklung, da hat die Bildung einen Haken. In Belgien sitzt der Haken hauptsächlich im Materialismus. Ich habe mich noch niemals so materiell und geisteslahm gefühlt, wie in Belgien, namentlich in Brüssel, und damit Sie nicht etwa die Schuld

davon mir zuschieben, zitire ich Ihnen den bezeichnenden Ausdruck einer Ihrer teutschen Landsmänninnen, welche sich in Belgien aufhielt und ihrer Unbehaglichkeit in den Worten Luft machte: „Hier ist kein geistiges Klima für uns." Solcher Unbehaglichkeit würde ich eher an jedem andern Ort entgehen zu können glauben, als grade in der schönen Hauptstadt. Brüssel erscheint mir wie ein schöner Leib ohne Seele. Niederländischer Materialismus mit französischem Firniß überzogen und in einen schönen Rahmen gefaßt — so präsentirt sich die belgische Hauptstadt. Es ist nichts Tieferes und Charakterganzes in dem dortigen Leben und man wird stets in der Schwebe gehalten zwischen den Prätensionen der schönen, durch ihre politische und gesellschaftliche Stellung bedeutenden Stadt und zwischen dem unbefriedigenden Inhalt ihres Lebens. Dem Treiben der hohen Welt ohnehin fern stehend, habe ich, außer im Umgang mit einigen interessanten Personen, bisweilen Unterhaltung gesucht in dem Materialismus des eigentlichen Volkes. Die Seele des Brüsseler Volkslebens bilden die Bierhäuser, wo das berühmte Farobier in ähnlichen Massen konsumirt wird, wie in München der Bock. In diesen Bierhäusern sitzen die Brüsseler Philister jeden Vormittag und jeden Abend in dicht gedrängten Massen und genießen gesichterglänzend die Freuden des Faro. Tabaksqualm und ununterbrochenes Diskursgesumme füllen die Stube. Zwischendurch machen Höckerweiber die Runde, welche getrocknete Fische, gekochte Seeschnecken, geschmorte Kartoffeln und kalte Eier feilbieten, die ohne weitere Umstände vom Biertisch, der den Teller bildet, gegessen werden. Wenn man in dieser Umgebung eine Zeit lang gesessen, so hat

man ein derbes Stück Volksleben verzehrt und kommt auf den Weg, vor lauter Materialismus dem Materialismus zu entgehen.

Doch sagt Ihnen die Einförmigkeit des materialistischen Philisterthums der Estaminets nicht zu, so begleite ich Sie in die "faille déchirée", wo mehr für Abwechslung gesorgt ist. Was ist die "faille déchirée?" Eine kleine Gasse in der Nähe des Rathhausplatzes, auf welchem Egmont enthauptet wurde. In dieser Gasse existirt eine kleine Wirthschaft mit einer zwanzig Fuß langen und sieben Fuß breiten Stube, in Form einer Treckschuitkajüte, in welcher man zu geeigneten Stunden den Dandy und den Handwerker, Damen und Grisetten, Literaten und Diplomaten durch einander sitzen und Beefsteaks oder Austern essen und Bier oder Champagner, oder was ihnen sonst beliebt, trinken sieht. Da das Wirthshausleben nun einmal ein unentbehrliches Element der Gesellschaft ist, so mögte ich Allen, die nach Brüssel kommen und eine „gemüthliche Kneipe" suchen, die Kajüte in der "faille déchirée" empfehlen. Wenn ich an Brüssel zurückdenke, so vergesse ich dabei niemals die "faille d'échirée", in welcher die Erinnerung an die teutschen Emigranten und ihre gefährlichen Diskurse ihren geheimen Sitz aufgeschlagen hat.

Einmal in das Gebiet der Brüsseler Gastronomie hineingerathen, erwähne ich auch noch der „sozialistischen" Kartoffelwirthschaft in der Nähe des Rathhauses. Dort werden nämlich zu gewissen Stunden am offenen Fenster geröstete Kartoffelscheiben verkauft und zwar in solcher Menge, daß der Unternehmer mitunter hundert Franken den Tag lösen soll, obschon er seine Waare in kleinen

Quantitäten, dutenweise, verkauft. Eine Fünfpfennigsdute heißt eine Vigilante; eine Groschendute heißt ein Omnibus. Ich habe Sie oft zu mir gewünscht, wenn ich mit einer Vigilante über die Straße spazierte und die delikaten Kartoffelscheiben verzehrte; wir hätten dann einen Omnibus genommen und uns zweispännig des Lebens gefreut. Genügt Ihnen Das auch noch nicht? So werde ich Sie über die einförmigen Boulevards führen, welche sich rings um die Stadt ziehen, oder in den prosaischen Park, in welchem die schöne wie die häßliche Welt ihre Paraden abhält, oder durch die Magdalenenstraße, vor deren glänzenden Läden die Menschen sich zum Kauf aufstellen wie die Waaren, oder in die Kaffeehäuser, die so oft als homöopathisches Gegenmittel gegen die Langeweile der Gesellschaft dienen müssen, oder in die Theater, wo Sie Herrn Oriol in Gedanken den Hals brechen und Stücke aufführen sehen, von denen Sie nichts verstehn, oder in Museen, die sich ausnehmen wie alle Museen. Sind Sie mit allem Dem noch nicht zufrieden, so führe ich Sie zu dem „ältesten Bürger von Brüssel“, dessen unerschöpfliche Laune ohne Rücksicht Alles übersprudelt, was in seine Nähe kommt, und Ihre Ungenügsamkeit schon beschämen wird.

Es ist nicht Ihre Absicht, meine Freundinn, von mir ein Handbuch über Belgien zu erhalten und noch weniger ist es meine Absicht, den Handbüchern in's Handwerk zu pfuschen. Begnügen Sie sich daher mit den skizzenhaften Bemerkungen, in denen ich Sie auf einige Zeit in mein einstweiliges Asyl versetzt habe. Wären Sie persönlich zu mir gekommen, so hätte ich auch Gelegenheit gehabt, Sie mit einigen interessanten Personen bekannt zu

machen, mit denen ich in Brüssel in Berührung gekommen bin. Es versteht sich, daß ich zunächst von meinen Kollegen, von Flüchtlingen spreche. Doch unter Allen, welchen das Schicksal ein Asyl in Brüssel angewiesen hat, würde Keiner Ihr Interesse mehr in Anspruch nehmen, als ein Mann mit grauen Haaren, welcher dort Ruhe vor dem Fluch des russischen Despotismus gefunden. Dieser Mann heißt Lelewel. Für einen sichern Anhänger der Gewalt ist es ein so leichter Triumph, einen Menschen sich abquälen zu sehen, der in stiller Charakterfestigkeit kein höheres Ziel kennt und verfolgt, als die Heilighaltung und Verwirklichung seiner Ueberzeugungen; auch ist das Gewühl des Erdenlebens so groß und mannichfach, daß ein Mann, den nicht Stellung und Ehrgeiz in den Vordergrund drängen, nach und nach in der Stille verloren gehen kann, schlüge auch sein Herz lauter und edler, als tausend andere. Wer aber selbst nicht herzlos ist, dem thut es wohl, einem solchen Mann ein Wort der Anerkennung zurufen zu können, damit er wisse, daß es noch Menschen gibt, die sich die Schätzung seiner Eigenschaften zur Ehre anrechnen. Lelewel ist nicht bloß ein vielgenannter öffentlicher, er ist auch ein großer Privatcharakter, der an längst vergessene Zeiten erinnert, gleich seinem edlen Gesicht, eins der schönsten Gesichter, die ich je gesehen habe. Lelewel ist ganz arm, weil er es sein will, und er will es sein, um unabhängig leben zu können. Seine einzige spärliche Hülfsquelle sind literarische Arbeiten. An seiner bescheidenen Charakterfestigkeit sind alle Unterstützungszumuthungen der Polenfreunde abgeprallt und mit stiller Resignation erträgt er auf seiner einsamen Dachstube alle Entbehrungen, um der Gnade der gastfreundlichen Fremde gegenüber Eins be-

wahren zu können, das er höher als alle äußerliche Stellung schätzt, nämlich den Stolz einer republikanischen Seele. Ihm zu lieb geht Lelewel, der schwache gebückte Greis, ärmlich mit seiner alten polnischen Kappe in blauem Kittel daher, so daß man eher einen armen Handwerker, als ein ehemaliges Haupt der polnischen Regierung in ihm vermuthen sollte; ihm zu lieb dauert er ohne Heizung im Winter auf seiner einsamen Kammer aus und umwickelt zum Schutz gegen die Kälte seine Glieder mit Lumpen; ihm zu lieb begnügt er sich mit spärlicher Kost und depensirt mit einer Tasse selbst gebrauten Kaffees. Ich traf ihn mit dem Studium der polnischen Wappenkunde beschäftigt. Der Inhalt seiner kalten Stube war ein merkwürdiges Durcheinander von Gegenständen seiner Studien und Geräthschaften seiner Häuslichkeit. Hier eine alte Kaffeekanne neben einem Folianten, dort Nähgeräthschaft neben einem Manuskript, dort ein Stück Brod neben einem Wappen. Zwischen diesem Hausrath empfängt Lelewel seine seltenen Besucher. In dieser Umgebung hätte ich Stunden lang die edlen Züge dieses Mannes betrachten können. Der Ausdruck des Gesichtes, in welchem eine resignirende Schwermuth nicht zu verkennen, ist bei der Unterhaltung die mildeste Freundlichkeit und die hingebendste Offenheit; aber zugleich sieht man ihm an, daß Dasjenige, was Lelewel als Geheimniß betrachtet, hinter diesen Zügen jedem Scharfblick verschlossen bleibt. Der Mensch beeinträchtigt in ihm nicht den Mann, das hat auch die russische Politik gewußt, als sie so viel Gewicht auf ihn legte. Die polnischen Flüchtlinge sind je nach dem Grade ihrer Gefährlichkeit in zwölf Proskriptionskategorien eingetheilt. Auf der zwölften Liste, der

gefährlichsten, steht ein einziger Name verzeichnet und dieser Name heißt Lelewel, denn — Lelewel ist ein Republikaner. Lelewel liefert durch seinen entsagenden Freiheitsstolz ein hohes Beispiel für Alle, die sich als Opfer ihrer Ueberzeugungen und Freiheitsbestrebungen betrachten können. Dieser alte Mann, meine Freundinn, beschämt uns Alle. Vielleicht wird man ihn eines Morgens erfroren oder an Erschöpfung verschieden auf seinem ärmlichen Lager finden. Dann wird die Welt ihn rühmen als einen Mann von antiker Charaktergröße. Jetzt wird er vergessen oder gemieden, denn er ist arm und ist ein „Revolutionair". Vielleicht, meine Freundinn, schreibe ich einmal ein Buch über die politischen Flüchtlinge. Die Zahl derselben ist so groß, daß es sich dieserhalb schon verlohnt, sie als eine besondere Klasse von Menschen zu behandeln.

Versetzen Sie sich nun aus der kalten Stube des alten Lelewel plötzlich in den noch kältern Wagen der Messagerie, wie er mich und meinen Reisegefährten Abends spät (es war Anfangs März 1845, zur Zeit jenes wahrhaft sibirischen Nachwinters) aus dem Thor der belgischen Hauptstadt nach Namür der französischen Grenze zuführt. Sie fragen nach meinem Paß? Diese Frage ist grausam, denn wenn ich in Verlegenheit komme, tragen Sie die Schuld. Sie sind die Veranlassung, daß ich nicht länger bleiben kann, Sie sind die Veranlassung, daß ich Frankreich passiren muß, Sie sind die Veranlassung, daß ich nach der Schweiz reise, Sie, ja Sie sind die Amme meiner paßlosen Unruhe. Sie verdienen, daß ich Ihnen kein Wort darüber mittheile, wie ich den kühnen Entschluß zu meiner Abreise fassen konnte, und daß ich Ihnen die Enthüllung von Geheim=

nissen vorenthalte, die für Sie nicht weniger Interesse haben würden, als für die Polizei.

Die Fahrt von Brüssel war sehr langweilig, obschon der Kondukteur die halbe Nacht auf seinem Klapphorn musizirte und mein Freund, der einige poetische Anlage hatte, aus den verschneiten Umgebungen heraus allerlei Gebilde vorphantasirte und beständig in einer „großen Stadt" zu sein glaubte. Die übrige Reisegesellschaft war sehr ordinairer Natur und wir hielten sie in ihrer Rohheit für fähig, „ihren eigenen Wohlthäter zu fressen". Wir hatten sie zum Futter für die Wölfe ausersehen, von denen damals in der Gegend der Ardennen viele Heldenthaten erzählt wurden, im Fall wir eine Attaque dieser fahrenden Helden sollten zu erleiden haben.

Unter den langweiligen Städten unterscheide ich solche, in denen ich nicht leben mögte, und solche, in denen ich nicht mögte begraben sein. Die Festung Namür, in der wir Morgens anlangten und bis zum Nachmittag bleiben mußten, gehört zu der letztern Klasse, obschon sie in ihren Umgebungen ziemlich hübsche Partien hat. In Namür hörte man von nichts Anderem, als von Wölfen, deren dort auch eine große Menge in Schafpelzen sich aufhalten soll, und vom Schnee. Es wurde uns erzählt, daß auf der Tour nach Metz in den Ardennen förmlich der Himmel eingefallen sei und der weiße Platfond desselben häuserhoch auf den Straßen liege. Das waren schöne Aussichten auf einer Tour, die selbst in der günstigsten Jahreszeit so wenig Unterhaltendes bietet. Wir fanden sehr bald, daß man nicht übertrieben hatte. Eine solche Fahrt, meine Freundinn, habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gemacht und ich stehe nicht dafür ein, daß selbst Ihre

Gegenwart sie hätte angenehm machen können. Denken Sie sich eine sibirische Kälte und in dieser Kälte eine Fahrt von mehreren Tagen durch eine zugeschneite wilde Gebirgsgegend, in welcher bald der Wagen völlig stecken bleibt, bald ganze Landschaften im Schritt durchfahren werden, bald die Passagiere Stunden weit zu Fuß und bis an die Kniee durch den Schnee krebsen müssen, bald das Fuhrwerk umzuschlagen oder in Abgründe zu stürzen droht — und Sie haben einige Züge von dem Bild unserer Reisefreuden. Dieselben waren wirklich mitunter sehr ernster Natur. Der Wagen war oben auf die unvernünftigste Art mit Koffern und Gütern beladen, so daß der obere Theil schon auf gebahnten Wegen eine große Neigung zum Umschlagen verrieth. Fuhr nun dieser gewaltige Kasten die hohen, steilen Berge hinab, deren Wege zum Theil mit Eis bedeckt, zum Theil durch die Glättung des Schnees zu einer Schlittenbahn geworden waren, so schwankte er in beständigen Schlangengeleisen wie eine Schleuder hinter den Pferden her und ehe man sich's versah, stand er völlig queer und rutschte auf der abschüssigen Seitenchaussee den Gräben zu, und plötzlich hatten die entsetzten Passagiere aus dem zum Umkippen schiefgestellten Wagen die herrlichste Aussicht in die romantischen Abgründe. In solchen Augenblicken flog dann schnell die Thüre auf, Alles stürzte hinaus, an den obern Theil des Wagens wurde ein Seil angebunden und an diesem Seil mußten die Passagiere dem Kondukteur den Wagen aufrecht halten helfen, wenn es gelingen sollte, ihn aus seiner Stellung wieder heraus auf die Mitte der Chaussee zu bringen.

Zu solchen Hindernissen, welche die Elemente schufen, kamen noch allerlei andere hinzu, welche durch die Nach-

lässigkeit der Fuhrunternehmung entstanden. Bald war das Pferdegeschirr nicht in Ordnung, bald brach der Hemmschuh, bald fand sich sonst ein Aufenthalt. Mit welcher Liederlichkeit das Fuhrwesen der Messagerie gehandhabt wird, davon erlebten wir auf Kosten Ihres Geschlechts ein sprechendes Beispiel.

Auf der Fahrt zwischen Namür und Arlon stiegen auf dem Lande zwei junge Damen ein, die in der Gegend von Arville wieder aussteigen wollten. In der Mitte der Nacht hält plötzlich der Wagen in einer einsamen Waldgegend an. Was soll geschehen? Dem Kondukteur ist eingefallen, daß er zwei Damen im Wagen hat, deren Absteigeort wir schon eine halbe Stunde vorbeigefahren sind. Nun denken Sie sich, daß diese Damen um Mitternacht durch den Schnee einer Waldgegend, die überall von Wolfsphantasien bevölkert ist, eine halbe Stunde zu Fuß gehen sollen. Es blieb ihnen indeß nichts Anderes übrig und während der Kondukteur sich der nothgedrungenen Galanterie befleißigte, sie zu begleiten, mußten wir Andern bis zur Weiterfahrt eine Stunde lang Betrachtungen über die Eitelkeit der irdischen Dinge anstellen.

Am andern Mittag kamen wir mit erschöpfter Geduld in Arlon an, wo uns in einer freundlichen und warmen Wirthsstube wieder menschlich zu Muth wurde. Auch wurde dort mit der aufgethürmten Kofferlast des Wagens zugleich eine schwere Last der Angst von den Herzen genommen. Von Arlon aus ging es im flottesten Trabe der französischen Grenze zu und mein Freund und ich, die wir jetzt allein im Coupé saßen, geriethen in die seeligste Stimmung. Der Gedanke, auf französisches Gebiet zu kommen, hatte in der That etwas Erhebendes für uns,

während wir in der vorherigen Nacht die Felder von Waterloo mit nationalster Gleichgültigkeit passirt hatten. Man muß die Waterloo'schen Felder als politischer Flüchtling passiren, erst dann hat man den rechten nationalen Genuß davon. Meine Freundinn, Sie haben sich die Politik verbeten; ich wäre sonst sehr aufgelegt, Ihnen einige Waterloo'sche Phantasiebilder mit königlich-preußischen Farben zu zeichnen. Wenn es ein anderes Leben mit Himmel und Hölle gibt, so kann ich mir in der Hölle keine größere Qual denken, als das Bewußtsein, für den teutschen Polizeidespotismus sein Blut vergossen zu haben. Doch genug davon. Wir sind also im Begriff, den Fuß zum ersten Mal auf den freien französischen Boden zu setzen. Den freien? Wenn nur die verwünschte Paßpolizei nicht wäre! Sie werden begierig sein, zu erfahren, wie ich über die Grenze gekommen.

Der Grenzort heißt Mont-Saint-Martin. Dort werden von den Douaniers nicht bloß die Effekten, sondern auch die Personen revidirt, d. h. die Pässe abgefodert. Bei der Visitation unserer Koffer richtete sich die Hauptaufmerksamkeit der jovialen Zollbeamten auf die Bücher. „Haben Sie Bücher?" Aufzuwarten! „Teutsche oder französische?" Bloß teutsche und russische. „Die können passiren." (Es war den Herren um belgischen Nachdruck zu thun, der in Frankreich streng überwacht wird.) „Haben Sie gar keinen französischen Nachdruck aus Belgien, etwa den juif errant?" Mit Nachdruck geben wir uns nicht ab, aber wenn Sie vom juif errant das Original sehen wollen, so steht selbiges vor Ihnen. Diese Worte, welche eigentlich die Einleitung zu einem mehr als aufrichtigen Bekenntniß der Paßlosigkeit bilden

sollten, machten auf die empfänglichen Douaniers einen so erheiternden Eindruck, daß ich plötzlich einen großen Muth faßte, ein sehr paßmäßiges, wie ein Normalsignalement aussehendes Gesicht aufsetzte und in dem benachbarten Wirthshaus eine Flasche Wein kaufte, um — doch den Paß, Sie wollen den Paß. Denken Sie, was Sie wollen, denken Sie mich untergetaucht wie eine Ente, bis die Gefahr vorüber ist, denken Sie mich von einem Schlaganfall heimgesucht, denken Sie, ich sei gefallen und habe von vier Mann in den Wagen gehoben werden müssen, kurz, denken Sie, was Ihnen beliebt, nur verbitte ich mir den Verdacht, als sei ich nach Belgien umgekehrt, denn bald kamen wir in die Festung Longwy, wo — zum zweiten Mal und zwar von Militairpersonen die Pässe abgefodert werden. Sie können denken, ich sei zum zweiten, sodann in Metz zum dritten, sodann in Straßburg zum vierten Mal untergetaucht — genug, von Saint-Martin bis Straßburg wird vier Mal der Paß abgefodert und wer keinen hat, der kommt nicht durch.

Jetzt vergessen Sie diese Paßgeschichte trotz ihrer Räthselhaftigkeit und lassen Sie sich von einem grandiosen Abenteuer erzählen, das ich zwischen Longwy und Metz erlebte, oder anrichtete. Zu unserer Reisegesellschaft gehörten u. A. zwei französische Damen, eine Mutter mit ihrer Tochter. Sie sprachen ziemlich viel, wovon ich indeß nichts verstand, theils weil ich in der entgegengesetzten Seite des Wagens saß, theils weil ich des Französischen zu wenig kundig war; aber nichts destoweniger nahm ich großen Antheil an ihrer Unterhaltung, da ihre wohlklingende Stimme und die zarte Betonung ihrer Sprache in mir die Vorstellung von zwei interessanten und reizenden

Geschöpfen von edelster Bildung und zartester Weiblichkeit erregte, — ein Geschäft der Phantasie, das durch die Dunkelheit ungemein begünstigt wurde. Zwischen diesen beiden zarten Damen, welche die rechten Ecken des Wagens einnahmen und meinem Freund und mir, welche in den linken Ecken saßen, waren noch zwei Herren eingepreßt, die an dem Diskurs lebhaften Antheil nahmen. Mit dieser diskurrirenden Gesellschaft beladen, hält der Wagen plötzlich still, wahrscheinlich weil die Pferde in dem tiefen Schnee eine Pause machen müssen. Ich aber gerathe, ich weiß nicht wie, auf den Glauben, wir seien an einer Station, vielleicht gar in Metz angelangt. Von meinem Freunde angesteckt, glaube ich in den verschneiten Erscheinungen um uns her Theile einer „großen Stadt" zu erkennen, öffne die Wagenthüre und steige aus. Während ich — wir waren mitten auf dem Felde in einem koupirten Terrain — mit meinen halberfrorenen Füßen umhertrete und mich in der Dunkelheit nach einem Absteigequartier umsehe, fährt der Wagen getrost von dannen. Ich höre das zwar an dem Knirschen des gefrorenen Schnee's, glaube indeß, es komme bloß darauf an, in den benachbarten Posthof hineinzufahren. Die Fahrt nach dem Posthof wird indeß so lang, daß zuletzt Bedenken in mir aufsteigen. Ich trabe also hinter dem Wagen her, hole ihn in einer Viertelstunde ein und sehe, daß er sich mühsam zwischen zwei hohen, zu Eis gefrorenen Schneemauern dahinwindet, an welchen die Räder so nah vorbeistreifen, daß an ein Einsteigen gar nicht zu denken ist. Ich fasse Geduld und wandere ruhig hinter dem Wagen fort, aber der Hohlweg zwischen den Eiswänden nimt kein Ende und ein Vorbeikommen bleibt unmöglich. Endlich bemerke ich, daß an der Seite, wo die

Damen sitzen, der Weg sich etwas erweitert. Ich nehme den Augenblick wahr und riskire, entweder in einem Satz auf den Wagentritt zu gelangen, im nämlichen Moment die Thüre aufzureißen und mich in das Interieur zu stürzen, oder aber — unter die Räder zu kommen und an der unmittelbar wieder einbiegenden Eiswand zerquetscht zu werden. Die Erwägung, daß der Wagen sechstausend Pfund wog, und zugleich der Gedanke an Sie, meine Freundinn, machten es möglich, daß das Kunststück, in den Wagen hineinzusetzen, gelang. Aber jetzt? Ich hatte zwei Ueberröcke auf dem Leibe und über diesen Ueberröcken einen großen Schlafrock, so daß ich eine ziemlich groteske und kolossale Figur bildete. In dem Augenblick, wo diese Figur die Thüre aufreißt, um sich in den Wagen zu werfen, fühlt sie vier wüthende, würgende Hände an der Kehle, die sich unter dem Geschrei "un brigand! un brigand!" alle mögliche Mühe geben, den Eindringling unter die Räder zu stoßen und ihn einem sichern Verderben zu überliefern. Und diese Hände waren die Hände der beiden Damen von edelster Bildung und zartester Weiblichkeit! Obgleich, wie Ihnen bekannt, sehr eifrig der Galanterie beflissen, vermogte ich doch nicht, diese Tugend so weit zu treiben, daß ich ihr zu lieb mein junges Leben in einem Wagengeleise hätte lassen sollen; mit ungalantester Kraftentwicklung forcirte ich daher zwischen den zarten Damen und ihren galanten Nachbarn hindurch den Eingang und saß plötzlich wohlbehalten meinem erstaunten Freund gegenüber, der geglaubt hatte, ich sei in das Coupé gestiegen, um mir besser die nächtlichen Schönheiten der „großen Stadt“ betrachten zu können. Das Geschrei der Damen hatte übrigens damit kein Ende,

sie hatten plötzlich ihre ganze Zartheit abgelegt und beschuldigten den "brigand" auf die nachdrücklichste Weise, daß er ihnen — einen Hut gestohlen habe. Sie können sich denken, daß diese Beschuldigung, verbunden mit der kundgegebenen Grausamkeit, welche mir nach dem Leben getrachtet hatte, bei mir, der ich in größter Aufregung über das vollbrachte Wagestück war, die übelste Auslegung fand. Die Wuth lehrte mir plötzlich Französisch sprechen und, von dieser Wuth beseelt, sprach ich folgende denkwürdige Worte: Mesdames, vous m'avez voulu tuer, vous ètes des hyênes; vous n'ètes pas mêmes des femmes, vous ètes des — puçelles! Wie ich an diese Worte kam, weiß ich nicht mehr, sie machten aber die Szene noch tragischer, als sie schon war. Von der einen Seite die Beschuldigung des Diebstahls, von der andern die Beschuldigung eines Mordversuchs mit der Reminiszenz aus Schiller:

„Da werden Weiber zu H y ä n e n
Und treiben mit Entsetzen Scherz"

und dann die puçelle von Orleans dazwischen und unter den Zuhörern ein banges Schweigen des Erstaunens — Sie werden sich die Situation jetzt selbst vergegenwärtigen können, in welche die Reisegesellschaft mit einem Schlage gerathen war. Aber der Hut? Es ergab sich später, daß ich wirklich bei meinem gewaltsamen Eindringen einen Hut mit fortgerissen hatte, der sich in etwas veränderter Gestalt, nämlich der eines Kuchens, zwischen den Reisenden wiederfand.

Kurze Zeit nachher kamen wir in einer kleinen Stadt, Namens Ucange, an. Ehe wir uns darüber besonnen hatten, daß wir an einer Station angelangt seien, war schon

die ganze Reisegesellschaft mit Kondukteur, Postillon und Pferden verschwunden und mein Freund und ich, die nicht wußten, daß hier eine lange Pause gemacht wurde, denen auch kein Mensch eine Sylbe davon sagte, fanden sich mitten in der Nacht und der Straße im Postwagen allein. Nirgends hörte man einen Laut und keine Seele ließ sich blicken. Bloß eine Hundeseele, ein kälbergroßer Bullenbeißer, der mein von der überstandenen Aufregung noch todtblasses Gesicht für den Mond zu halten schien, machte um den Wagen die Runde und bellte uns aus Leibeskräften an. Endlich wurde uns die Situation doch gar zu langweilig und ich stieg aus, um auf Entdeckungen auszugehen. So gelang es mir denn, einige Minuten vom Wagen entfernt ein Wirthshaus aufzufinden, in welchem der rücksichtvolle Herr Kondukteur, der uns ohne Weiteres im Stich gelassen, ganz großartig hinter einer Kaffeekanne saß. Ich erkundigte mich nach den beiden Damen, um in der Reue meiner wiedererwachten Galanterie einen Versuch zur Verständigung zu machen, und erfuhr, daß sie zu Bette gegangen waren, um sich von ihrem Schreck und ihrer Aufregung zu erholen. Requiescant in pace! Wer waren sie? Die Frau eines — Douanenbeamten mit ihrer Tochter. Diese Qualität machte allerdings die Unbedenklichkeit, womit sie einen in Lebensgefahr schwebenden Flüchtling sofort als "brigand" attakirt hatten, einiger Maßen erklärlich.

In Metz — eine schreckliche Stadt mit der schmutziggelben Todtenfarbe ihrer Häuser — langten wir Morgens als lebendige Eisklumpen an. Im Hôtel de l'Europe, das ich Jedem empfehle, der Geld zu viel hat, ließen wir uns an einem kleinen Herdfeuer, das 20 Groschen

kostete, ein Paar Stunden aufthauen und benutzten dann, da der Wagen nach Straßburg schon besetzt war (Beiwagen werden nicht gegeben), die nächste Fahrgelegenheit nach Nancy, um nur aus dem fatalen Metz herauszukommen. Auf der ganzen Tour nach Nancy, die uns übrigens manche hübsche Moselgegend zeigte, begegneten wir überall jener gelben Häuserfarbe von Metz. Ich habe vergebens nachgedacht, um für diese gelbe Leidenschaft eine Erklärung zu finden. Wenn sie auf den Geist der Menschen schließen läßt, so muß Lothringen ein wahrer geistiger Kirchhof sein. Nancy gilt für das schönste Monument auf diesem Kirchhof. Wir kamen bei Nacht dort an und fuhren vor Tagesanbruch wieder ab, so daß wir fast nichts von der Stadt zu sehen bekamen. Der nächste bemerkenswerthe Ort war Lüneville. Dort zwängte sich zwischen meinen Freund und mich ein Familienvater, Schwabe von Geburt, Möbelfabrikant von Geschäft, in das Coupé, um uns bis Straßburg nicht wieder zu verlassen. Der Mann war mitunter sehr langweilig, aber doch der interessanteste Reisekompagnon, den wir bis dahin gehabt hatten. Er hielt uns Anfangs für Engländer, um zu zeigen, daß er Welt besitze, später aber für Teutsche, was wir uns gefallen ließen, um die nationalen Sympathien nicht zu zerstören. Ich erwähne des Mannes weitläufiger, weil er eines der ausgesuchtesten Exemplare jener Spezies war, deren Seele heißt: G e l d. Es ist Unsinn, einen Menschen zu verabscheuen, weil er Geld hat, wie das bei den Kommunisten Mode geworden ist; aber ein Mensch, der an gar nichts denkt, als an Geld, und zwar bloß des Geldes wegen, sollte geröstet und pulverisirt werden, um als Brechmittel zu dienen. In jedem Wort unseres Reise-

gefährten, er mogte sprechen, wovon er wollte, hörte man den Klang des Geldes. Der Mann hatte als Handwerksbursche die halbe europäische Welt durchwandert und Manches gesehen und erfahren, bis er sich zuletzt in Lüneville niederließ und es dort zu einem hübschen Wohlstand brachte. Von diesem Wohlstand erzählte er bis in den Keller hinein, wo er 18 Ohm Wein habe (aber nicht zum Trinken, sondern nur, um sie zu besitzen, oder gelegentlich einen Profit darauf zu machen); auf diesen Wohlstand bezog sich seine Religion, auf diesen Wohlstand seine Politik. Er rühmte Ludwig Philipp als einen großen Mann, unter dem sich in Ruhe ein Wohlstand erwerben lasse, nur seien die Steuern, welche die Industrie- und Gewerbs-Klasse zu zahlen habe, etwas sehr hoch, während die Bauern ihren Wohlstand ohne Steuerdruck erwerben könnten. Algier koste viel Geld, die Pariser Forts ebenfalls, aber Beides sei doch nothwendig, denn Ludwig Philipp wisse was er thue, und er sei der Vater des Wohlstandes. O unaussprechliches Glück, einen Wohlstand zu besitzen! Und doch sei dieß Glück nicht unverfälscht, denn wenn er auch zwölf Gesellen halte und so und so viele tausend Franken zurückgelegt habe, so gehöre er doch nicht zu den eigentlichen „Bourgeois“, die mehr besitzen, als seinen Wohlstand, und mit Geringschätzung auf denselben hinabsehen. Aber nur Geduld! Er reise jetzt nach Schwaben, um eine Erbschaft zu erheben, und dadurch werde sein Wohlstand wieder bedeutend in den Komparativ gebracht. Wohlstand, Wohlstand! Er wisse, was es heiße, einen Wohlstand zu besitzen. Alles, was ihm früher Freude gemacht, sei ihm jetzt gleichgültig geworden, nur die Politik fessele ihn noch, denn davon hange auch der Wohlstand ab. „Meine Her-

ren," so schloß er seine Vorlesung, „das Leben bringt große Aenderungen im Menschen hervor; meine Herren, — ich habe den Wolf gesehen!" Mit dieser Redensart wollte er den Ernst des Lebens, der sich als Noth des Lebens zu erkennen gebe, bezeichnen und zugleich erklären, daß der Mensch Alles d'ran geben müsse, was ihn in die Gefahr des Nichtwohlstandes bringen könne. Dieß sagte der Mann, weil er sich bewußt war, ursprünglich freisinnig gewesen zu sein. Bei den Aeußerungen dieses angehenden Geldwolfs (er wußte in der That so gut über Politik mitzusprechen, daß er völlig zurechnungsfähig war) konnte ich mich nicht enthalten, an Lelewel zu denken. Lelewel, du hast den Wolf gesehen, öfter als dieser Bourgeois, und du verkehrst noch täglich mit ihm, aber er zeigt dir vergebens die Zähne. Ein Wolf frißt, was zum Vieh gehört und es ist entsetzlich, wie viel er frißt. Es gibt unendlich viel Politiker und unendlich viel „Freisinnige"; wie viele gibt es, die den Wolf sehen können? Meine Freundinn, man findet trotz der Masse verächtlichen Gesindels hoher und niederer Art noch manchen Menschen, den man ehren kann; keinen auf der Welt aber ehre ich höher, als den, der da sagen kann: ich bin, was ich war, und bleibe, was ich bin und — „habe den Wolf gesehn."

Unter den Wohlstandsunterhaltungen unseres schwäbisch-französischen Bourgeois, der den Wolf gesehen hatte, kamen wir in die Himmelsregion der Vogesen. Was der Winter in den Ardennen möglicher Weise an uns versäumt haben mogte, das holte er in den Vogesen doppelt nach. Schnee, Sturm, Eisregen, Nordpolskälte — Alles aus der ersten Hand und was die Natur unterließ, das richteten die Menschen aus.

In einem kleinen Städtchen stieg eine stark gegliederte, pausbackige Elsasserinn auf; sie schien von Geschäft eine Viehmagd zu sein. Da im Wagen kein Platz mehr war, mußte sie mittelst einer Leiter in die imperialischen Regionen des Kondukteurs befördert werden. Der Kondukteur, galant und weinerfüllt, nahm die neue Begleiterinn mit offenen Armen auf. Er war in mehrere schwarze Schaf- und Bärenfelle gekleidet, in dieser Umhüllung beinah eben so breit wie lang und würde in der Dunkelheit überall für einen riesigen Newfoundländer oder einen Tanzbären gehalten worden sein. Diesen Newfoundländer mit seiner ebenbürtigen Begleiterinn über uns, gelangten wir glücklich zur nächsten Station. Plötzlich kugelt der bärenfellige Edle wie ein riesiger Igel von der Imperiale herab und fährt mit der Tatze neben mir durch die Fensterscheibe, daß die Trümmer durch das Coupé umherfliegen. Was war geschehen? Ob eine Brunhildische Szene aufgeführt wurde, oder der Newfoundländer beim Absteigen seiner Begleiterinn hülfreiche Hand hatte leisten wollen und wegen seiner Betrunkenheit den festen Fuß verloren, weiß ich nicht — genug, durch die offenen Fensterscheiben strömte von nun an eine solche Quantität Winter auf mich ein, daß der Ueberzug von einem halben Dutzend Bären mich nicht hätte schützen können. Doch was war zu thun? Ich that das einzig Vernünftige, ich faßte mich in Geduld. Wir kommen weiter. Der Postillon hält mitten im Felde an, um etwas am Geschirr in Ordnung zu bringen, und der Kondukteur steigt mit seiner verbundenen blutigen Hand ebenfalls ab. Als der Postillon wieder aufsteigt, schlägt er mit seinem Holzschuh — ein Schutz gegen Schnee und Kälte — die vor mir befindliche Scheibe ebenfalls ein.

Jetzt saß ich vollständig im Freien und fühlte mein Ende herannahen. Dieß Gefühl überwand meine Geduld, ich riß die Thür' auf und stürzte mich wüthend auf den Newfoundländer, um ihn dahin zu bringen, daß er die Fensterscheiben reparire und mich vor dem sichern Untergang bewahre. Er wollte mich nöthigen, bis zur nächsten Station zu warten, ich erklärte ihm indeß, daß ich ihn nicht eher wieder auf den Wagen hinauflassen werde, als bis er die Fensterscheiben reparirt habe. Der Postillon fluchte und schlug auf die Pferde. Ich trabte mit dem Newfoundländer neben dem Wagen her und vertrat ihm beständig den Weg. Als wir in dieser Weise fluchend und schimpfend eine Zeit lang getrabt hatten, begriff ich endlich, daß der Mann mich mit vollem Recht fragen konnte:

Wächst mir 'ne Fensterscheibe in der flachen Hand?

Diese Reminiszenz, welche mir es in's Gedächtniß rief, daß dem armen Newfoundländer wirklich von seinem Fall her die Stücke einer Fensterscheibe in der Hand wuchsen, mahnte mich an meine Grausamkeit und ich machte der Traberei ein Ende. Zum Lohn für diese Menschlichkeit kam ich verfroren bei der nächsten Station (Pfalzburg) an, wo um Mitternacht der Fenstermacher aus dem Bette geholt werden mußte.

Ich könnte meinen Bericht über unsere Reiseannehmlichkeiten noch bedeutend verlängern und Ihnen z. B. erzählen, wie sogar die Pferde vor unserem Wagen einander wirklich todt schlugen, als sei in der That der jüngste Tag gekommen; Sie werden indeß nach den erzählten Begegnissen schon hinlänglich ermessen können, was Sie an mir zu verantworten haben, seitdem Sie mir ein Rendezvous in der Schweiz gegeben. Ich übergehe also allen weitern

Zwischenraum, selbst das romantische Städtchen Saverne, wo einst Fridolin „in der Furcht des Herrn“ (d. h. des Herrn Grafen) gewandelt ist, und versetze Sie unmittelbar nach Straßburg, wo wir endlich nach einer beinah achttägigen Reise mit einem ähnlichen Gefühl anlangten, wie die Kreuzritter vor Jerusalem, nur etwas kälter.

Straßburg hatte ich mir als eine imposante Stadt gedacht, es hat mir indeß dort nichts imponirt, als der Kirchthurm und der Paßkommissair. Den Eindruck, den die äußere Stadt mit ihren alterthümlichen, verkrüppelten, verschrobenen Häusern auf mich gemacht, mögte ich in die Worte fassen: hier scheinen viel Wanzen zu sein. In Straßburg scheint ein großartiger Philistersinn zu herrschen, dagegen wenig geistiges Interesse und noch weniger „teutscher Sinn“, den man nach manchen Darstellungen voraussetzen könnte, vorhanden zu sein. Man bestrebt sich dort vielmehr, einen Gegensatz gegen das Teutschthum zu bilden, obschon die teutsche Sprache im gewöhnlichen Leben nach wie vor die Hauptsprache ist. Daß die Elsasser sich nicht nach Teutschland zurücksehnen, kommt den nationalen Strohköpfen verwunderlich vor. Sie wären wahrlich nicht werth, Franzosen zu sein, wenn sie unter den jetzigen Verhältnissen wieder Teutsche werden wollten. Doch Das gehört nicht hieher, Sie wollen keine Politik. So steigen Sie mit mir hinauf auf die Plateform der Münsterkirche und in die berühmten Schneckenstiegen des großen Thurms, des würdigen Rivalen des Kölner Doms. Trotz der bezogenen Winterluft konnten wir nach der einen Seite hin die Vogesen, nach der andern den Schwarzwald mit dem Rhein erblicken. Da oben an dem Platze, wo Göthe gesessen, einen Sommerabend zuzubringen,

muß allerdings wohlthuender sein, als eine Winterreise durch die Ardennen und Vogesen. Der Wächter zeigt den Besuchern eine Menge eingemauerter Steine, worauf die Namen der berühmten Männer gezeichnet stehen, die den Thurm hinaufgeklettert sind. Unter ihnen befindet sich auch Voltaire. Von seinem Namen sind indeß, angeblich durch den Blitz, wahrscheinlich aber durch die Pfaffen, so viel Buchstaben weggekratzt, daß beinah das Wort Volte herauskommt, so daß man sagen könnte, der Blitz habe dort oben die Volte geschlagen.

Wenn Sie nach Straßburg kommen, meine Freundinn, so versäumen Sie ja nicht, Mittags zwölf Uhr in den Münster zu gehen und die berühmte Uhr schlagen zu sehen. Da wird u. A. der Tod in leibhaftiger Furchtbarkeit, sodann Christus mit seinen Aposteln und namentlich der famose Hahn sich Ihnen produziren, welcher den Petrus so hübsch angeführt hat. Er kräht sehr ausdrucksvoll, schlägt die Flügel mit triumphirender Malice und das Alles nach den Eingebungen eines christlichen Uhrwerks. Ich habe nie etwas Abgeschmackteres gesehen, als diesen heiligen Marionettenkasten, belebt durch die künstlichste Uhr der Erde. Selbst die dummsten, gläubigsten Bauerngesichter verzogen sich zu einem höhnischen Lachen vor diesem Schauspiel, wie sehr dasselbe auch berechnet sein mag, den Wunderkultus zu unterstützen. Man mögte davon laufen tausend Stunden weit, wenn man das Mittelalter in seinem kirchhöflichen Aufzug so schwarz an sich vorüberschreiten sieht, wie es noch in Straßburg konservirt wird. Ich für meinen Theil werde immer melancholisch durch solchen Kultus und meine Vernunft zieht ihre Trauerkleider an, so oft sie ihm begegnet.

Da ich Geschäfte hatte, die mich in Straßburg acht Tage lang aufhielten, mußte ich meinen poetischen Freund nach der Schweiz vorausreisen lassen.

Bei der Fahrt von Straßburg nach Basel versetzte ich mich in die Lage eines teutschen Nationalen und wurde dadurch auf fremde Rechnung ganz neidisch gegen die Franzosen gestimmt, denn es ist schade um die teutsche Romantik, daß sie ein so schönes Land mit so malerischen Bergen und so romantischen Ruinen in fremden Händen lassen muß. Es mag dort noch manche Marburg und mancher Stolzenfels liegen, die sich trefflich zu Geburtstagspräsenten für gekrönte Häupter eigneten. Wenn wieder ein Krieg gegen Frankreich ausbräche, so bedürfte es nur eines Hinweises auf die Romantik des Elsasses, um die loyalen Teutschen zu Helden zu machen und die „Marken des Vaterlandes“ wiederzuerobern. Endlich langten wir bei dem Grenzort St. Louis an und sahen die erste Schweizerstadt vor uns. So sollte also meine langjährige Sehnsucht, einmal in meinem Leben das Land der Berge zu sehen, seine Erfüllung finden. Freilich hatte ich niemals gedacht, daß es auf solche Veranlassung geschehen werde. Doch so oder so, es gilt gleich: ich sah die Berge vor mir und hatte nur zwei Schritte bis Basel. Vor einer neuen Landesgrenze stehend, setzte ich mich wieder in die erfoderliche Positur, um der Douanen- und Paßrevision begegnen zu können. Aber wie erstaunte ich, als von dem französischen Grenzbahnhof der Omnibus Menschen und Koffer in das Schweizerland hineinführte, ohne daß auch nur eine polizeiliche Seele sich um uns bekümmert hätte! Wahrlich, wenn etwas geeignet ist, beim Eintritt in ein Land ein günstiges Vorurtheil für dasselbe

zu erwecken, so ist es der *freie* Eintritt. Wir sind überall so sehr an Absperrungen, Kontrolen, Visitationen, Plackereien und Teufeleien gewöhnt, daß wir in einer neuen Welt anzulangen glauben, wenn wir irgendwo den Strich, den man Grenze nennt, ohne Hülfe von Douaniers und Polizisten überschreiten können.

In Basel mich umzusehen, fand ich keine Zeit, denn ich benutzte am nämlichen Abend, wo ich ankam, die Postgelegenheit, um bis zum nächsten Morgen nach Zürich zu gelangen. Zürich! Mein poetischer Freund hatte bei meiner Ankunft schon ein Gedicht fertig, das also begann:

„An dem See von Zürich
Welch ein Leben führ' ich“ u. s. w.

Meine Freundinn, wenn Sie erst Zürich gesehen hätten, so würde Ihnen der Abschied von Ihrem Mutterlande viel leichter werden. In Zürich haben Sie Teutschland und Italien zugleich. Rechts und links von Bergen begleitet, kommen Sie von Basel her durch freundliche, mit Landhäusern untermischte Dörfer und schöne Fluren in die freundliche Limmatstadt. Nachdem Sie einige Straßen durchfahren, gelangen sie plötzlich auf die letzte Brücke, welche über die krystallklare Limmat führt, und sehen vor sich den langhin gestreckten Zürichsee. Seine Ufer sind von Zürich aus an beiden Seiten weithin mit Dörfern und Landhäusern in fast ununterbrochener Reihe besä't, in deren Rücken sich rebenbesetzte und bewaldete Bergzüge erheben, welche die ganze schöne Landschaft einfassen. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß Zürich mit den andern Uferorten sich einst zu einer ungeheuren Weltstadt verbinden werde, die den See in ihre Mitte nimt.

Den Zürichsee hinauf, der sich acht Stunden weit erstreckt, erheben sich im Hintergrunde die schroffen Häupter der Glarner Alpen, welche bis zu einer Höhe von 11,000 Fuß den Blick fesseln und bei Abend ihre ewig mit Schnee bedeckten Gipfel von der untergehenden Sonne vergolden lassen. Da haben Sie einige Züge zu dem Bilde der Gegend von Zürich, welche einzeln hinzuzeichnen ich unterlasse, um Sie noch mehr zur Selbstbesichtigung anzureizen. Die ganze Gegend ist ein Garten, ein Spaziergang, eine Schönheit und — ihre Seele ist Freundlichkeit. Eins nur werden Sie hier vermissen, was Ihnen in Teutschland so viel Vergnügen machte: in der teutschen Schweiz gibt es keine Nachtigallen. Doch ist denn die Nachtigall eine Verkünderinn der Freude? In den Annoncen, welche Wohnungen ausbieten, wird hier als gewöhnlicher Charakter derselben die „Frohmüthigkeit" hervorgehoben: „ein frohmüthiges Wohngemach;" auf den Schildern verschiedener Wirthshäuser lies't man die Aufschrift: „zum Frohsinn," „zur frohen Aussicht" u. s. w. Diese Bezeichnungen gehören sämmtlich in das Lexikon der Umgegend. Die „Frohmüthigkeit" ist ihr Hauptcharakter. Man muß in der That vom Unglück verfolgt werden, oder ein unheilbarer Hypochonder sein, wenn man am Zürichsee nicht „frohmüthig" gestimmt wird. Ich bin ein ganz anderer Mensch geworden, seit ich nach Zürich kam. Meine Wohnung war so gelegen, daß ich Morgens schon aus meinem Bette den See überblicken, die weißen Landhäuser sich in seinem Spiegel vor lauter „Frohmüthigkeit" auf den Kopf stellen und die jodelnden Schiffer mit ihren schlanken Kähnen seine glatte Fläche durchfurchen sehen konnte. Die Abende waren noch schöner und wie müssen

sie erst im Sommer sein, wenn man in traulicher Gesellschaft oder bei einem Glase würzigen „Valteliners" oder „Neftenbachers" mit einem schaukelnden Kahn den hallenden See durchrudert, oder von den umliegenden Bergen aus die blühende Landschaft überträumt! Meine Freundinn, ich würde in Zürich ein Romantiker geworden sein, wenn ich ihn nicht schon hinter mir hätte. Und doch bin ich um eine Zeit dort hingekommen, wo alle Welt in Aufregung und Verwirrung war. Die Romantik des Bürgerkrieges hätte die Romantik der Natur leicht paralysiren können. Es wurde damals gerade die Luzerner Affaire eingeleitet. Die Unternehmung der Freischaaren, welche meist bei Nacht ihrem Ziele zumarschirten, bereitete sich ganz in der Stille vor, ohne daß man etwas Anderes von ihr gewahr wurde, als die Zeitungsberichte und verworrenen Gerüchte. Kaum aber zeigte sich die Lage der Dinge in der traurigen Niederlage der Freischaaren und dem blutdürstigen Triumph der Jesuitenpartei, so war gleich von allen Seiten das Militair auf den Beinen. In der Nacht hörte ich die Trommel rühren und am andern Morgen überraschte mich schon eine wie aus dem Boden aufgetauchte Truppenmacht, Infanterie, Kavallerie und Artillerie. In keinem „Militairstaat" kann schneller das Militair bei der Hand sein, als in diesem Freistaat ohne stehendes Heer. Die Schweiz kann in wenig Tagen 100,000 Mann auf die Beine bringen. Auch habe ich mich gewundert über die männliche Haltung der schweizerischen Soldaten, welche bei aller Ungenirtheit und Zwanglosigkeit den wahren Geist freier Wehrhaftigkeit an den Tag legen. Ueberhaupt habe ich in wenig Tagen ganz andere Begriffe von der Schweiz erhalten, als mir die entstellenden Be-

richte bis dahin beigebracht hatten. Namentlich hat mich die lebendige, erregte Theilnahme, die bis zum Dienstboten und zum Handwerker herab Alles für die Politik an den Tag legte, überrascht und erfreut. Was ist das doch für ein anderes Leben, als bei uns, wo Jedem sein Stück Politik von der Polizei zubereitet und zugemessen wird! Und ein solch erregtes Leben nennt man in Teutschland ein unglückliches! Wenn man in die Schweiz kommt, so denkt man nur an Verwirrung, Anarchie, Banditen und Todtschläger. Die Schuld davon trägt die beständige Verleumdung, namentlich der teutschen Presse. Ich bin in die Schweiz gekommen zu einer Zeit, wo die Zustände mich in ungünstigen Vorurtheilen hätten bestärken müssen, und dennoch behaupte ich, daß die Schweizer durchweg verleumdet werden. Sie sind ein nüchternes, praktisches Volk, das wahrlich nicht zum bloßen Vergnügen Anarchie treiben wird, und wenn sie ihre Freiheit benutzen, um ihre Theilnahme an ihren Angelegenheiten zu bethätigen, so haben nicht sie die Schuld, daß diese Bethätigung keine glänzende Früchte trägt. Man entferne die ausländischen Intriguen und mache aus der Schweiz eine Einheit, ein die Kantonalzerstückelung beseitigendes Staatsganzes, und man wird anders über sie urtheilen lernen. Doch — ich verirre mich als gewesener Soldat in das Militair und als politischer Flüchtling wieder in die Politik. Verzeihen Sie, ich werde Sie gleich durch eine Zugabe von Romantik wieder zu besänftigen suchen.

Bevor ich mich in meinem neuen Wohnort einrichtete, wünschte ich, den Züricher See bis in die obere Gegend kennen zu lernen. Es bot sich mir hierzu eine passende Gelegenheit, als ich in Gesellschaft meines poetischen

Freundes einen Ausflug nach Rapperswyl machen konnte, ein Städtchen sechs Stunden von Zürich, wohin man in zwei Stunden mit dem Dampfschiff gelangt und in dessen Nähe sich mein Freund eine reizend gelegene Sommerwohnung gemiethet hat. Ich ließ ihn dort in seiner idyllischen Einsamkeit allein und setzte mit einem Kahn nach einer andern Einsamkeit hinüber, um auf den Besuch bei einem lebenden Poeten den Besuch bei einem todten folgen zu lassen. Errathen Sie, welche Einsamkeit ich meine? Ufnau! Es war ein herrlicher Frühlingstag, ein beinah heißer Aprilmittag, als ich zur Insel hinüberschiffte. Der See war glatt wie ein Spiegel und schon in ziemlicher Entfernung vom Ufer ließ er durch sein krystallenes Wasser auf den tiefen Grund sehen. Ich zitirte alle Geister aus der Höhe und aus der Tiefe, um in angemessener Begleitung den letzten Aufenthaltsort jenes Mannes zu betreten, der mehr als hundert Andere einen Anspruch auf unsere Pietät hat, weil er nicht bloß ein kräftiger und kühner Geist, sondern auch ein kräftiger und kühner Charakter war, einer jener seltenen Charaktere, die nur leben können, wenn sie für ihre Ueberzeugung leben, und die eher Alles in die Schanze schlagen, als ihr Streben nach Wahrheit in feigen Rücksichten untergehen lassen. Der Kahn stößt an's Land und ich betrete die Ruhestätte Ulrichs von Hutten, des Koryphäen der teutschen Flüchtlinge. Indem ich in feierlicher Stimmung der alten Kirche zuschreite, welche in der Ferne zuerst den Blick auf sich zieht, begegnet mir eines jener kleinen Ereignisse, die so oft als Possen des Zufalls das Leben erheitern. Ich sehe nämlich aus einem alten Hause einen gelben Hund von der Größe eines Kalbes auf mich losstürzen. Kein Gebell läßt er hören, aber

bald in wilden Sätzen und bald in schleichendem Lauf, mit unverwandtem Blick und einer unheimlichen Tigerhaftigkeit eilt er näher, immer näher. Da mich der Zufall schon häufig in Kollision mit großen Hunden geführt, wobei ich immer Sieger geblieben war, so hatte die Annäherung des Ufnauer Tigers anfänglich nichts Beunruhigendes für mich. Da er aber lautlos und mit jener eigenthümlichen Angriffshaltung wilder Thiere unverwandt auf mich zukam, hielt ich es doch für nöthig, mich einiger Maßen vorzusehen. Ich hob daher meinen Stock hoch in die Luft, um ihm per Telegraph zu bedeuten, daß er sich nicht ungestraft an meiner feierlich gestimmten Person vergreifen würde. Aber weder mein Stock, noch mein fester Gang imponiren ihm, er schleicht immer näher mit funkelndem Blick und schon schickt er sich an zu einem Tigersprung. Ist denn kein Mensch in der Nähe, der dem Unthier die Rückkehr gebietet? Niemand läßt sich sehen. So bin ich also nach Ufnau gekommen, um dem edlen Ulrich von Hutten meinen Besuch abzustatten, und werde von solch einer gemeinen Hundsbestie empfangen, muß mit dieser Bestie einen Kampf auf Leben und Tod bestehen? Indem ich mich eben zu diesem Kampf anschicke — fühle ich die Bestie schon an meinem Halse. Mit einem plötzlichen Satz kommt sie meinen Maßregeln zuvor und umarmt mich wie ein Bär. Sie werden denken, jetzt sei es um mich geschehen. Was würden Sie aber sagen, wenn Sie mich, die Bestie am Halse, plötzlich in ein gewaltiges Lachen ausbrechen sähen? Meine Freundinn, ich habe durch diesen Hund erfahren, welch ein Unglück es ist, wenn man sich nicht verständlich machen kann. Der Hund von Ufnau, das gutmüthigste Thier der Welt, kam nicht, um mich an=

zugreifen, sondern um mich zu begrüßen, und mein aufgehobener Stock schreckte ihn nicht zurück, weil er in seiner insularischen Unverdorbenheit eine feindseelige Begegnung nicht einmal als möglich annahm. Er war die Freundlichkeit in Person, aber das Organ der Freundlichkeit fehlte ihm: der Schwanz. Dem armen Hund hatte die grausame Kultur den Schwanz bis auf die Wurzel abgehauen, und erst als er mich umarmte, merkte ich an der zitternden Bewegung des kurzen Stumpfes, daß der Freundliche im eifrigsten und herzlichsten Wedeln begriffen war. Ein glücklicher Zufall hatte ihn davor bewahrt, seine freundliche Begrüßung mit einem mörderischen Stockhieb erwiedert zu sehen. Mögte dieß Beispiel eines grausamen Mißve ständnisses dazu beitragen, daß man jedem das Seine lasse und namentlich keinen Hund der Sprache des Herzens beraube. Bei einem dressirten Hund ist der Schwanz das Organ der Servilität, bei einem freien ist er das Organ der Herzlichkeit, denn selbst ein Hund erhält und verliert seinen Werth mit der Freiheit. Ich weiß nicht, ob meine Sympathie für den Freiheitshelden Ulrich von Hutten dem Wächter seines Grabes mit zu gut kam, genug, in Begleitung des Hundes verlebte ich einen ganzen Tag auf der Insel und das unbedeutende Begebniß beim Empfang war für meine Stimmung nicht wenig entscheidend.

Ich hatte in Rapperswyl schon einen Platz auf der Post bezahlt, die ich Nachmittags in Stäfa zu treffen gedachte; als ich aber in Ufnau angekommen war, schickte ich meinen Fährmann zurück und bestellte ihn auf den andern Tag. Es gefiel mir auf der Insel zu gut, wenn sie auch weiter keine Reize hat, als die Erinnerung an ihren ein-

stigen Schützling und die Rundschau auf die Berge und den See. Soll ich Ihnen erzählen, was ich während der vierundzwanzig Stunden auf der Ufnau gemacht habe? Ich habe dort u. A. Vorstudien zu der Kunst des wissenschaftlichen Reisens gemacht. So sei Ihnen z. B. das mineralogische Bekenntniß abgelegt, daß die Insel Ufnau mir aus Konglomerat und Schieferfelsen zu bestehen scheint. In botanischer Hinsicht habe ich von quercus vulgaris, crocus intervinalis, stumpus haselstockius u. s. w.; in zoologischer Hinsicht, außer von obbemeldtem Thier, von anser schnatterificus, lacerta langschwanzia u. s. w. zu berichten. In anthropologischer Beziehung ist zu sagen, daß die Insel bewohnt ist von einem Pächter nebst Frau, vier Töchtern und drei Söhnen. Wär' ich nun schon ein ächter, regelrechter Mann der Wissenschaft, so könnte ich Ihnen noch einen reichen Schatz von Früchten meines Aufenthalts darreichen. Aber als naturwüchsiger Sohn des Lebens muß ich mich, außer diesen wissenschaftlichen Bemerkungen, auf die rohen Erlebnisse und Beobachtungen der Person beschränken. Ich betrachtete also zuerst die Gebäulichkeiten der Insel und berichte Ihnen darüber im Einzelnen, weil Sie sich so sehr für das Asyl Huttens interessiren. Unter den Gebäuden steht oben an die alte verkommene Kirche, in welcher aber doch noch Morgens fünf Uhr von dem Sohn des Pächters die Frühglocke geläutet wird. Unter der Kirche befindet sich ein Beinhaus mit einer Menge weißer Schädel. Ich habe sie alle mit phrenologischer Neugier untersucht, in der Hoffnung, einen unter ihnen zu finden, der möglicher Weise der Schädel Hutten's sein könnte. Allein sie sahen alle so patzig darein, daß ich sie nur für Schädel obscurorum virorum

halten durfte. Außer der Kirche sind noch zwei alterthümliche, zum Theil verfallene Gebäude vorhanden, die sich sehr gut zu Sommerwohnungen einrichten ließen; aber auf meine Erkundigungen erfuhr ich, daß die Eigenthümer der Insel, die Mönche des Klosters Einsiedeln, außer ihrem Pächter keine Bewohner auf ihrem Besitzthum dulden, auch dasselbe zu keinem Preise abtreten wollen. Ich glaube, sie fürchten, das Andenken Hutten's könne auf eine antijesuitische Weise ausgebeutet werden. Die Angelegenheit mit dem Auge der neuen Zeit betrachtend, prophezeie ich Demjenigen ein schnelles Reichwerden, der die Insel, vielleicht auch die benachbarte kleinere, die ich hiermit Neuufnau taufe, an sich bringt, sie mit einem Gasthof, hübschen Anlagen und Badeanstalten versieht und sie zu einem Halteplatz der Dampfschiffe macht. Jedenfalls wird sie dann gemeinnütziger verwendet, als jetzt, wo sie nur zur Produktion von einigen Ohmen Wein für die Mönche und einem Stall voll Heu für ihre Ochsen benutzt wird. Der Stall für diese Ochsen bildet das vierte und das alte Haus des Pächters, in welchem ich auf einer alten Bodenkammer übernachtete, das fünfte Gebäude auf der Insel. Der Hauptheil derselben besteht in einer Grasfläche, von spärlichem Gebüsch und ein Paar Hügeln unterbrochen. Neben einem der Hügel fand ich etwas, das ich Ihnen zeigen zu können wünschte: ein ganzes Thal voll Veilchen. Eine solche Veilchenpracht habe ich nie und nirgends gesehen. Um sagen zu können, ich habe mich in Veilchen gewälzt, würde ich Selbiges gethan haben, wenn bei dem Vergnügen nicht zu viel Hummeln und Erdspinnen konkurrirt hätten. Als ich mir die Insel betrachtet und mich an dem vortrefflichen „Leutschen Wein,“ einem Produkt des Klo-

sters Einsiedeln, gelabt hatte, das der Pächter verzapft, bestieg ich mit dessen zwölfjährigem Sohn einen Kahn, um die Insel zu umschiffen und zu fischen. Wir fiengen jedoch nichts, weil es zu hell war. Den andern Morgen aber zogen wir mit den ausgestellten Netzen zwanzig Fische heraus, von welchen mir ein treffliches Frühstück bereitet wurde. Was wollen Sie neben diesen wichtigen Ereignissen noch weiter über meine Erlebnisse auf der Insel wissen? Ich war „kreuzfidel", wie Hutten sagt, würde aber langweilig werden, wenn ich beschreiben wollte, wie ich es war. Genug, der Geist Ulrichs, des Koryphäen der Flüchtlinge, war in mich gefahren und ich habe ihm nicht durch Kopfhängerei meine Huldigung dargebracht. Ich habe mit ihm und seines Gleichen über alle Teufel gesprochen, ich habe mit ihm gesprochen, als ich an dem Ufer der Insel umherstrich, ich habe mit ihm gesprochen, als ich sie umschiffte, ich habe mit ihm gesprochen, als ich Abends die dämmernden Alpen hinaufsah und das ferne Jodeln von den Seedörfern und Schifferbooten zu mir herüberscholl, ich habe mit ihm gesprochen, als vor Sonnenaufgang das Pfeifen der Strandvögel durch mein zerbrochenes Fenster drang, ich habe mit ihm gesprochen den ganzen Tag und mehr als eine Flasche auf sein und Ihr Wohl getrunken. Lassen Sie es damit genug sein.

Man weiß nicht mehr, an welcher Stelle Hutten begraben ist. Was liegt daran? Die ganze Insel ist sein Grab. Sein Grab heißt Ufnau. Heut zu Tage wär' es ihm nicht einmal gegönnt worden; so wechseln die Zeiten und Zustände. Hätte Hutten jemals gedacht, daß in der Nähe seines Kirchhofes im Jahr 1845 der Jesuitismus triumphiren, ja daß sein Kirchhof Eigenthum der Jesuiten

werden würde? Ich prophezeie den schwarzen Herren, daß in nicht langer Zeit auf der Insel Ufnau für Ulrich von Hutten ein Denkmal wird errichtet werden. Ich selbst habe ihm ein kleines Denkmal zu errichten gesucht in einem Gedicht, das folgende Strophe enthält:

Der Wahrheit bleib' ich treu wie du,
Wenn ich, wie du, auch „brechen" werde,
Und fänd' ich keine Rast und Ruh',
Auf keiner Ufnau dieser Erde.

Nun, meine Freundinn, geht es wieder nach Zürich zurück. Sie erwarten gewiß noch eine Darstellung des geselligen Lebens, einen Bericht über die dortigen Menschen u. s. w. Ich muß Sie darauf einstweilen warten lassen, da sich dergleichen nicht, wie eine Gegend, mit einem Blick überschauen läßt, sondern längere Zeit studirt, oder wenigstens beobachtet sein will. Eine Bemerkung über die Schweiz und die Schweizer aber, die sich mir sofort aufgedrängt hat, kann ich schon hier nicht unterdrücken. Ich habe nämlich eine auffallende Aehnlichkeit der schweizerischen Gesellschaftszustände und Menschen mit den holländischen gefunden. Nicht bloß zeichnet sich die Schweiz, wie Holland, durch ihre Viehzucht, ihren Käse und ihren industriellen Geist aus, sondern auch die Sitten und der Volkscharakter beider Länder stimmen in manchen Stücken auffallend überein. Dieselbe Geldsucht, dieselbe Nüchternheit des Verstandes und Entfremdung vom Idealen, dieselbe diplomatische Pfiffigkeit bei äußerer Treuherzigkeit, dieselbe Abhängigkeit von alten Sitten, welche Gutes wie Schlechtes konservirt, weil es hergebracht ist, und namentlich bei der Geldaristokratie mitunter eine patriarchalische Biederkeit fortpflanzt, dieselbe häusliche Reinlich-

keit, dieselbe Stereotypie in der Redeweise der Konversation, derselbe „nationale“ Dünkel, dieselbe Abneigung gegen die Teutschen! Sogar in körperlichen Aeußerlichkeiten, namentlich in der holzschnittartigen Massivität mancher Gesichter, sowie auch in den forcirten Kehllauten der Sprache findet sich manche Aehnlichkeit wieder. Man merkt es bald, daß den Schweizern Dasselbe fehlt, was den Holländern, nämlich die Durchknetung mit fremdem Sauerteig. Die Isolirung ist ihr größtes Gebrechen und das größte Hinderniß ihrer Kultur. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß ich die Schweizer nicht den Holländern gleichstelle; sie sind nicht so korrumpirt und gemein wie diese und bei Weitem kräftiger angelegt. Dabei stellt ihr politischer Sinn im Allgemeinen sie so hoch über ihre Konkurrenten im Käsemachen, wie ihre Käse größer sind als die holländischen. Was dagegen einen Theil von ihnen tief unter die Holländer stellt, das ist die alte Gewohnheit, den auswärtigen Despotismus, ja sogar die Todfeinde ihrer eigenen Freiheit mit Söldlingen zu versorgen, während die Holländer (für ihre Kolonien) Söldlinge von Außen beziehen. Dieser Krebs ist für die Schweizer, was die Sklavenzüchterei für die Nordamerikaner ist. So lang die Schweiz nicht Diejenigen als Scheusale ausstößt, die in Rom und Neapel die Freiheit morden helfen, so lang haftet auf dem Namen Schweiz ein blutiges Mal der schändlichsten Schande.

III.

Aufenthalt und Thätigkeit in Zürich. Republikanische Hetzjagd. Genf. Abschied von Europa.

Nachdem ich mich in Belgien hatte entschließen müssen, fortan im Auslande zu leben, siedelte meine Familie nach Heidelberg über, wo sie im Hause einer Verwandten ein einstweiliges Unterkommen fand. Dort war der alte Welcker ihr täglicher Besucher, der sich beständig in Lobeserhebungen meines Buchs über die Büreaukratie erging. Kurze Zeit nachher, als ich in Zürich meine Niederlassung besorgt hatte, folgten mir die Meinigen dorthin und wir bezogen eine Wohnung im „Seefeld". Später zogen auch Freiligrath und Ruge in jene Gegend. Außerdem wohnte dort W. Schulz mit seiner trefflichen Frau. Mit diesen Expatriirten, sowie mit Jul. Fröbel, der damals seine Chamäleons- oder Bedienten-Natur noch nicht herauskehrte, stand ich in täglichem Verkehr und es entwickelte sich zwischen uns Allen und unsern Familien das freundlichste Umgangsverhältniß, dem wir manche heitere Stunde und gegenseitige Anregung verdankten. Sonstige Bekanntschaft knüpften wir nur mit ein Paar teutschen Professoren

der Universität an. Mit Schweizern hatten wir alle sehr spärlichen Umgang. Unter den teutschen Schweizern gibt es Wenige, an die sich ein Teutscher anschließen könnte.

Die Thätigkeit, die ich in Zürich begann, sollte eine doppelte sein: eine entschieden revolutionaire durch Verbreitung von Flugschriften, welche in der Schweiz gedruckt wurden, und eine, die teutschen Möglichkeiten berücksichtigende, welche in der Publizirung von zensurfreien Zwanzigbogenschriften innerhalb Teutschlands bestand. Jene sollte unterhalten werden durch Geldsammlungen, diese sollte mir die Mittel der Existenz liefern.

Die erste Zwanzigbogenschrift, welche ich von der Schweiz aus in Teutschland (bei Leske in Darmstadt, 1846) erscheinen ließ, war „die Opposition", eine Vierteljahrsschrift, mit Beiträgen von Ruge, Fröbel, Nauwark, Freiligrath, Herwegh u. A. — ein schönes und vielversprechendes Unternehmen, an dem sich nach und nach alle hervorragenden Kräfte der entschiedensten Opposition betheiligen sollten. Aber bald nach dem Erscheinen des Buchs trat die Polizei in's Mittel und machte durch Bedrohung des Verlegers die Fortsetzung unmöglich. Eine zweite Zwanzigbogenschrift war „Politische und unpolitische Fahrten und Abenteuer", zwei Bände, die ich im nämlichen Jahr im Selbstverlag bei H. Hoff in Mannheim herausgab. Derselbe ließ sich aber beinah die ganze Auflage in Beschlag nehmen, so daß mir das Buch nicht einen Pfennig einbrachte. Unterdessen thaten auch die revolutionairen Flugschriften eine solche Wirkung, daß Alles, was von mir ausging, sofort eine polizeiliche Hetzjagd hervorrief, welche gleichzeitig jeden Buchhändler, der ferner meine Schriften zu verlegen wagen sollte, mit einem Ver-

lagsverbot bedrohte. O. Wigand in Leipzig, einer der kühnsten, dem ich ein Paar Zwanzigbogenschriften antrug, schrieb mir, „er wage nicht einmal meinen Namen zu drucken, denn mein Name und Satan sei in Teutschland identisch geworden."

Die schlimmste Wirkung dieses Verhältnisses war, daß mir dadurch alle Erwerbsquellen abgeschnitten wurden, denn meine Flugschriften wurden gratis vertheilt und im Auslande gab es keinen Verleger, der für eine Schrift, namentlich mit der Tendenz der meinigen, Honorar zahlte. Im ersten Jahr meines Exils brachte mir meine Feder 1500 Thaler ein, mehr, als ich für mich und meine Familie brauchte, obschon ich damals für sechs Personen zu sorgen hatte. Diese Einnahmequelle wurde durch die Polizei plötzlich verstopft und ich war nun auf einen Theil der gesammelten Gelder verwiesen, die ich, obschon sie auch zum Zweck einer persönlichen Unterstützung und zur Erhaltung meiner Familie beigesteuert wurden, bloß für die Flugschriftenpropaganda bestimmt hatte. Dieß lieferte zugleich willkommenen Stoff für die Verleumdung, die theils von Agenten der Reaktion, theils vom niedrigsten Neide auf der Oppositionsseite ausging. Man suchte den Geldsammlungen durch Gerüchte ein Ende zu machen, wonach ich als lockerer Verschwender in Saus und Braus „von Austern und Champagner" leben sollte. Damals erhielt ich den ersten Vorgeschmack der gemeinen und infamen Verleumdungen, womit man mich bei jeder Gelegenheit unschädlich zu machen suchte, Verleumdungen, die bloß auf dem Umstande fußten, daß ich die Kriegskosten meines Feldzuges nicht aus eigener Tasche bestreiten konnte, sondern durch Sammlungen erhielt. Mit den

mir zugewendeten Geldern ging ich so gewissenhaft um, daß ich nicht einmal den naheliegenden, sehnlichen Wunsch erfüllte, mir die Hauptschönheiten der Schweiz anzusehen, wozu eine mäßige Summe ausgereicht hätte. Selbst den Rigi, den gewöhnlichen Ausflugsort von Zürich aus, habe ich nicht besucht und die einzige Vergnügungsreise, die ich mir erlaubte, war eine mit Freiligrath unternommene dreitägige Fußreise nach dem Wallensee und nach Glarus. Fast Alles, was ich sonst von der Schweiz gesehen, habe ich nur durch die republikanische Polizei kennen gelernt, als sie mich später von Ort zu Ort jagte. Und während ich in solcher Weise ökonomisirte und während mir zu einer gewissen Zeit, wo mir in Zürich alle Mittel ausgingen, die Sorge um meine Familie in acht Tagen den halben Schädel bloßlegte, lebte ich den teutschen Zeitungen zufolge von Austern und Champagner. Doch die Mittel fanden sich wieder ein und mit ihnen auch die Haare auf dem Schädel, dessen Inhalt sofort wieder in revolutionairen Flugschriften den teutschen Verleumdern antwortete.

Unter Denjenigen, die sich für die Geldsammlungen und meine durch dieselben ermöglichte Thätigkeit interessirten, ist vor Allen der alte Itzstein und H. Simon von Breslau zu nennen. Niemand verstand es besser, als Itzstein, durch Mahnungen in der Presse, denen er stets den unschuldigsten Anstrich zu geben wußte, die Sammlungen immer wieder von Neuem anzuregen, und durch seine Hände gingen die meisten Gelder, womit meine Flugschriften gedruckt wurden. Hauptagent für die Verbreitung derselben aber war Rob. Blum, der sich dieses Amt eigens als Ehrensache ausgebeten und durch seine Verbindungen von Leipzig aus die beste Gelegenheit dazu

hatte. Ich sorgte für die Einschmuggelung der Schriften über die Grenze und die Weiterbeförderung nach Leipzig und Blum ließ sie von dort aus nach allen Gegenden versenden. (Später übrigens, als er Mitglied des Frankfurter Parlaments war, hatte er seine Gesinnung geändert. Ich ließ ihm von der Schweiz aus von einer gegen jene verrätherische Versammlung gerichteten, eine republikanische Bewegung befürwortenden, in 20.000 Exemplaren gedruckten Flugschrift ein Paar tausend Exemplare zur Verbreitung zugehen. Er sandte das Paket dem Agenten in Basel zurück mit der peremtorischen Weisung, ihn mit dergleichen fortan zu verschonen. Mich selbst aber, dem er früher die verehrungsvollsten Briefe geschrieben, würdigte er keiner Antwort mehr. Hätte er geholfen, den Frankfurter Schwindel bei Zeiten zu bekämpfen, wäre er wol nicht auf der Brigittenau erschossen worden.)

Bei der Verbreitung der Tausende von Flugschriften und bei meiner Korrespondenz in Teutschland ging ich so vorsichtig zu Werke, daß nicht eine einzige Person durch meine Schuld kompromittirt worden ist. Zu den durch eigene Unvorsichtigkeit der Polizei in die Hände Gefallenen gehörte der mir verwandte Th. Moras, der aber, als er von Mainz nach Koblenz transportirt werden sollte, sich durch einen kühnen Sprung vom Dampfschiff in den Rhein rettete, worauf es ihm durch bereitstehende Hülfe gelang, in's Ausland zu entkommen.

Bei meiner Korrespondenz suchte ich es so einzurichten, daß meine Briefe nicht in der Schweiz zur Post gegeben und keine direkte Adressen benutzt wurden. Besonders wichtige Briefe ließ ich sogar durch die Hand eines Geheimraths gehen, der hochachtungsvoll im Namen einer

Dame gebeten wurde, die Einlage seiner Fräulein Tochter zur Besorgung an eine Freundinn zu übergeben, deren Adresse verloren gegangen war. Die Freundinn wußte natürlich, was sie weiter zu thun hatte.

Der Anklang, den meine Propaganda fand, ihr unerhört revolutionairer Ton, die Kühnheit, womit sie betrieben wurde, und die Unablässigkeit ihres Fortganges hielt beständig die ganze teutsche Polizei in Athem. Was aber die Machthaber am Meisten zu verdrießen schien, war die Vergeblichkeit aller Maßregeln, welche sie dagegen ergriffen. Dazu kam noch der empörende Humor, womit ich ihre Häscher mitunter irreführte. So ließ ich von einigen Flugschriften, auf deren Titel falsche Verlagsorte und recht loyale oder fromme Firmen (mit Aenderung einzelner Buchstaben) gedruckt standen, nach geschehener Verbreitung ein Paar Exemplare absichtlich der Polizei in die Hände fallen. Und was that die geniale Polizei? Sie hielt die kleine Namenänderung für einen Druckfehler, überfiel die loyalen Firmen, hielt schreckhafte Haussuchungen und brachte dadurch Aufregung und Verwirrung in ihrem eigenen Lager hervor, während sie durch den erregten Lärm das Interesse für die verfolgten Schriften erhöhte. Den meisten Kummer aber hat den hohen Behörden, welche die Polizei dirigirten, eine später, im Jahr 1847, bei Jenni in Bern herausgegebene Sammlung meiner bis dahin erschienenen Flugschriften gemacht. Sie hatten durch ihre Spione erfahren, daß diese Sammlung erscheinen sollte, und daher sofort Maßregeln angeordnet, sie beim Ueberschreiten der Grenze abfassen zu lassen. Durch meine Verbindungen in Frankfurt wurde ich hiervon nicht bloß benachrichtigt, sondern erhielt auch Ab-

schrift eines amtlichen Dokuments aus der Bundestags-kanzlei, welches den polizeilichen Feldzugsplan verrieth. Kurze Zeit nachher war plötzlich durch ganz Teutschland die Flugschriftensammlung verbreitet und hinter der Titel-seite abgedruckt folgende geheime

„Autographirte Cirkularnote
sämmtlicher Bundestagsgesandten an ihre resp. Regie-rungen.
Gehorsamster Bericht, eine gefährliche Schrift betreffend.

Der Herr Bundespräsidialgesandte Graf Münch hat unterm 18. d. M. mittelst Cirkularnote eine solche des königl.-preußischen Gesandten mitgetheilt, des Inhalts, daß nach zuverläßigen Nachrichten eine Schrift des be-rüchtigten Karl Heinzen, unter dem Titel „Die teutsche Revolution," hauptsächlich eine Sammlung der von ihm früher herausgekommenen Schandschriften, nächstens in 5000 Exemplaren über Basel und Karlsruhe zur Verbrei-tung im übrigen Deutschland, namentlich nach Leipzig an den Buchhändler Jurany, versandt werden soll.

Die badischen, sächsischen und würtembergischen Behör-den sind besonders darauf aufmerksam gemacht worden und zu gleicher Zeit wird dem Ersuchen gemäß dieser Bericht an hochlöbliches Polizeiamt salva remissione ab-zugeben sein.

Frankfurt, den 19. Juni 1847.

J. F. v. Meyer."

Man mag sich vorstellen, in welche Wuth solche empö-rende Frechheit eines ehemaligen Unterthans, der nur wenig Stunden von den zahlreichen teutschen Festungen

und Gefängnissen haus'te, die hohen Behörden versetzte. Aber sie konnten mit all ihrer Polizei und allen ihren Soldaten gegen den einzelnen Ex-Unterthan nichts ausrichten und mußten sich mit einer wüthenden Untersuchung zur Entdeckung des Frevlers begnügen, der mir aus dem Heiligthum der Bundestagskanzlei das Instrument der Verhöhnung des ganzen bundestäglichen Fangapparats mitgetheilt hatte.

Ich habe mich niemals stolzer gefühlt, als damals, wo ich einzelner Mensch dieser ganzen Macht, vor welcher siebenzig Millionen zitterten, die Hölle heiß machen und trotzen konnte. Welche Unruhe und Wuth den Mächtigen diese Thätigkeit einflößte, mag man daraus schließen, daß der König von Baiern sogar mit dem Plan umging, mich bei Nacht durch ein Detachement Kavallerie auf Schweizer Gebiet aufheben und nach Teutschland schleppen zu lassen. Zuletzt wurde selbst meinen eigenen Gesinnungsgenossen bang. Es verbreitete sich eine gewisse unheimliche Schwüle um Diejenigen, die mit mir sympathisirten. Itzstein und Andere riethen, eine Pause zu machen oder einen gelindern Ton anzuschlagen, und Ruge, der meinte, „ich komme 40 Jahre zu früh", ermahnte mich, mein Leben nicht nutzlos wegzuwerfen, da ich unfehlbar werde ermordet werden. Natürlich ließ ich mich durch Freunde so wenig wie durch Feinde irre machen und wollte um jeden Preis meine Thätigkeit in der begonnenen Weise fortsetzen. Sie einstellen hieß ihre ganze Wirkung aufheben. Ich bildete mir nicht ein, durch bloße Flugschriften eine Revolution hervorrufen zu können; auch hatte ich keine Ahnung davon, daß dieselbe schon so bald erfolgen werde. Aber ich rechnete darauf, daß die teutsche Unterthänigkeit durch

den rücksichtlosen Ausdruck revolutionairer Gesinnung, wenn er beständig an ihr Ohr drang, endlich rebellisch werden müsse und mein Beispiel nicht ohne Nachahmung bleiben könne. Ich wollte die Kühnheit der Sprache so weit treiben, daß sie keinen andern Uebergang mehr zulassen konnte, als zur That. Was ein Volk denken und empfinden lernt, das wird es zuletzt auch wollen und thun lernen. Zugleich legte ich es darauf an, die Reaktion bis zu einem Grade zu beunruhigen und zu blinder Wuth aufzustacheln, daß sie selbst durch ihre Repressivmaßregeln den gewaltsamen Widerstand hervorrufen mußte. Von revolutionairer Konspiration oder Organisation zu einer bestimmten That konnte bei meiner Thätigkeit nicht die Rede sein, dazu waren noch keine Elemente vorhanden. Ich wollte bloß auf geistigem und psychologischem Wege die Gedanken und die Gesinnung des Volkes reif machen, einen Anstoß oder eine Gelegenheit, wie sie gewöhnlich von der Reaktion selbst gegeben werden, zur Erhebung zu benutzen. Eine solche Thätigkeit, Jahre lang fortgesetzt, kann nicht ohne Wirkung bleiben, und ich bin noch jetzt überzeugt, daß eine einzige Feder, die von einem sichern Punkte aus ein unterdrücktes Volk erreichen könnte, im Stande wäre, endlich jede Reaktion zu stürzen.

Aber der sichere Punkt, der Punkt des Archimedes — das war es, neben dem Geldpunkt, worum es sich bei mir handelte. Und mein Punkt sollte zu bald unsicher werden.

Begreiflicher Weise konnte es mir nicht darum zu thun sein, meine Propaganda mit Ostentation am Orte meines Aufenthaltes zu betreiben. Wo meine Flugschriften gedruckt waren, wußte Niemand und ich sorgte auch dafür,

daß sie nicht in der Schweiz verbreitet wurden. Nur auf diese Weise gelang es mir, meine Thätigkeit unter den Augen der ängstlichen „Staatsmänner“ von Zürich, wo damals gerade der Vorort war, auf längere Zeit ungestört fortsetzen zu können. Im Winter des Jahres 1846 indessen nahte mir das Schicksal in Gestalt eines monarchischen Premierministers und eines republikanischen Polizeidirektors. Um jene Zeit war in Südteutschland eine Kornsperre an der Schweizergrenze angeordnet worden, welche den republikanischen Magen auf die Dauer empfindlich zu werden drohte. Es wurden daher die Herren von Gonzenbach und Neff von Zürich nach München gesandt, um die Aufhebung jener Sperre gehorsamst nachzusuchen. In der ersten Audienz drückte ihnen der berüchtigte Jesuitenminister Abel — dessen Kain ich hätte werden mögen — seine Verwunderung darüber aus, daß sie eine Gunst als Vertreter eines Landes nachsuchten, welches seine freundnachbarliche Gesinnung durch Beherbergung von Wühlern bekunde, die das ruhige und glückliche teutsche Volk zu Aufruhr und Verbrechen aufzureizen suchten. Und zum Beweis hatte er gleich als corpora delicti einige meiner Flugschriften zur Hand, welche den Herren Gesandten völlig unbekannt waren und sie in nicht geringen Schrecken versetzten. Sofort berichteten sie in der geeignetsten Weise die schreckliche Entdeckung an den Vorort und der Vorort gab den geeigneten Wink der Züricher Regierung.

Am 15. Dezember brachte die „Neue Züricher-Zeitung“ einen enthusiastischen Lobartikel auf den eben in der Schweiz gestorbenen Patrioten Confalonieri, den Leidensgefährten Silvio Pellico's, und hob bei der Gelegenheit

mit Stolz hervor, daß „die Schweiz so manchem politischen Flüchtling ein sicheres Asyl gewährt habe.“ Als hätte man mir diese gerühmte Sicherheit eigens interpretiren wollen, wurde ich an dem nämlichen Morgen durch einen Landjäger vor den Präsidenten des Polizeiraths zitirt. Dieser Herr zeigte mir die aus München erhaltenen Flugschriften und wollte mich über deren Verfasser, Herausgeber, Drucker u. s. w. zu Protokoll vernehmen. Natürlich versagte ich dem Polizeirath die Gefälligkeit, mein eigener Denunziant zu sein, und überließ ihm zu thun, was er mit Ehre und Recht für vereinbar halte. Nach Schließung des Protokolls erklärte er mir, daß er mich auch ohne mein Geständniß für den Verfasser halte, und am Abend schickte er mir einen Gemeindeammann mit einem Landjäger in's Haus, um die etwa vorfindlichen Flugschriften in Beschlag zu nehmen, natürlich ohne Erfolg.

Da ich schon nach meiner Vernehmung errathen konnte, was mir bevorstand, theilte ich sofort nach der Rückkehr in meine Wohnung der Regierung schriftlich mit, daß ich in den ersten Tagen den Kanton verlassen werde und daher auf Erneuerung der dem Ablauf nahen Aufenthaltsbewilligung verzichte. Ich wollte einer Ausweisung zuvorkommen und zugleich, wie ich den Catonen von Zürich zu wissen that, „einer republikanischen Regierung die Verlegenheit und den Schimpf ersparen, die Polizeidienerinn von Menschen zu sein, welche nach republikanischen Begriffen mindestens in's Zuchthaus gehörten.“ Aber die Züricher Catone hatten von republikanischer Ehre andere Begriffe, als ich. Mein Schreiben kam in der nämlichen Sitzung zur Verhandlung, worin über mein

Schicksal beschlossen werden sollte. Einen Tag später und die Ausweisung hätte keinen Gegenstand mehr gefunden, hätte nur nach meiner Entfernung erfolgen können. Eine Ausweisung mußte man aber haben, um dem Minister Abel den Preis für die erbetene Gunst im Voraus zu zahlen, und es war Gefahr im Verzuge. Es handelte sich um das Korn und um den Magen und beide wissen nichts von republikanischer Ehre. Man hätte mich ausgewiesen, wenn ich auf dem Weg nach Amerika, ja wenn ich auf dem Mond gewesen wäre. Es war, als hätte man einen Sterbenden oder Gestorbenen zum Tode verurtheilt, bloß zur Dokumentirung des guten, ernsten, aufrichtigen Willens, ihn zu köpfen. Die Thatsache der Ausweisung, begleitet mit möglichst viel „Abscheu" und Lärm in der Presse, wird genügen, — so kalkulirte man —, die Aufhebung der Kornsperre sofort zu bewirken. Und man hatte richtig kalkulirt. Kurze Zeit nachher wurde die Sperre aufgehoben, aber mir, dem man die Aufhebung zu verdanken hatte, wurde kein republikanischer Dank votirt. Vielmehr sollte jetzt erst die wahre Hetze beginnen. Mit ihrem perfiden Ausweisungsverfahren nicht zufrieden, ersuchte die Züricher Regierung in einem Zirkularschreiben die sämmtlichen übrigen Kantonsregierungen, den Verbrecher, der sich nicht gescheut hatte, von einer Republick aus mit der Feder für den Republikanismus zu wirken, sofort weiter zu spediren, wenn er sich in ihrem Bereich blicken lasse. Und damit das Zirkularschreiben seine Wirkung nicht verfehle, wurde es von einer journalistischen Hetzerei begleitet; die sich, wie ein Hundegebell auf eine gegebene Intonirung, durch das ganze Land verbreitete und mit dem ganzen Aufgebot von Roh-

heit und Fremdenhaß betrieben wurde, dessen schweizerische Musterrepublikaner fähig sind. Die „Neue Züricher Zeitung", die ein Paar Tage vorher die „Sicherheit" des schweizerischen Asyls gerühmt hatte, gab das Signal und ihr antwortete ein sich fortwährend verstärkendes Echo durch alle „freien Berge" bis in die Ur-Kantone, wo u. A. die „Luzerner Staatszeitung" der Züricher Regierung dafür dankte, daß sie „den Muth (!) gehabt habe, einen jener teutschen Lausbuben aus dem Lande zu weisen."

Ich hatte schon vor einiger Zeit im Kanton Baselland Einleitungen zur Erlangung des Bürgerrechts getroffen. Jener Kanton ist zwar einer der rohesten und langweiligsten der Schweiz; aber es war dort zu jener Zeit am Leichtesten das Bürgerrecht zu erlangen. Zudem hatte ich dort die besten Verbindungen und Gelegenheiten für meine revolutionaire Wirksamkeit. Deshalb wandte ich mich, als ich den Konton Zürich verließ, direkt nach Baselland und gedachte dort ruhig mein Avancement zum Eidgenossen abwarten zu können. Kaum aber war ich in der Hauptstadt Liestal abgestiegen, so überraschte mich der Polizeiminister mit der Nachricht, daß ich auf das Bürgerwerden zu verzichten und in dem wegen seines „Radikalismus" verschrieenen Baselland kein anderes Recht in Anspruch zu nehmen habe, als, möglichst rasch den Meinigen Nachricht von meiner Weiterreise zu geben und dann sofort den Postwagen nach Bern zu besteigen. Denn mich jetzt noch an die kleinern Kantone zu adressiren, erkannte ich nach den erhaltenen Mittheilungen als vergebliche Mühe.

Bern, das stolze Bern, ist der natürliche Hort der schweizerischen Freiheit. Es hat auch einen Bären im

Wappen und läßt sich am Stadtthor von zwei Petzen bewachen, die Jeden zu erdrücken drohen, der sich an der freien Stadt vergreifen will. Auf die Berner Bären und noch mehr auf die berner Demokraten, die Schüler Snells, setzte ich meine Hoffnung. Herr Niggeler, ein Schwiegersohn desselben, vertrat mich auf das Kräftigste in seiner Zeitung und Herr Stämpfli, ein zweiter Schwiegersohn Snells, versprach, im Regierungskollegium sein Bestes für mich zu thun. Er hielt es aber nicht für überflüssig, daß ich vorher auch mit andern Mitgliedern der Regierung spreche, und auf seinen Rath machte ich einen Besuch bei Sr. Exellenz dem General Ochsenbein, dem siegreichen Helden des Kriegs gegen den Jesuitismus.

Herr Ochsenbein empfieng mich auf das Freundlichste und ich hatte eine lange Unterredung mit ihm. Ich sprach in der kräftigsten Weise mein Vertrauen aus, daß die Besieger der Jesuiten nicht einem Jesuitenminister durch meine Verfolgung die Ehre und Rechte der Schweiz opfern würden; die Schweiz, bemerkte ich, könne ihre Stellung nur behaupten durch Stolz und Kühnheit den Despoten gegenüber, während jede Konzession, die sie denselben mache, eine Ermuthignng zu neuen Ansprüchen sei, welche zuletzt nur durch Aufopferung der Freiheit und Unabhängigkeit des Landes befriedigt werden könnten. „Ja," erwiederte seine Exellenz, „so ist es. Aber man irrt sich, wen'n man glaubt, der Schweiz entehrende Zumuthungen machen zu können. Wir haben nichts zu fürchten und fürchten auch nichts. Ein Volk wie wir ist stark gegen die ganze Welt." Dieß seine eigensten Worte.

Nun, dachte ich, an diesem Helden wirst du eine eherne Stütze finden, und schied mit der freudigsten Zuversicht von

dem stolzen General, der die Freundlichkeit in Person geworden war. Am andern Tag kam meine Angelegenheit im Regierungskollegium zur Entscheidung und Herr Ochsenbein war, wie ich durch den ehrlichen Stämpfli erfuhr, der Erste, der — für meine Weiterspedirung stimmte! Der Polizeiminister, bei dem ich noch persönlich gegen den Ausweisungsbeschluß protestiren wollte, wußte seine Erbärmlichkeit durch nichts Anderes zu retten, als durch die Simulation, er habe mich für einen Spion oder agent provocateur gehalten.

In Bern war also ebenfalls meines Bleibens nicht, obschon ich noch zum Ueberfluß meine Angelegenheit in einer, von allen ehrlichen Republikanern gebilligten Brochüre verfocht, welche die ganze Unwürdigkeit des gegen mich eingeschlagenen Verfahrens beleuchtete. Natürlich richtete sich jetzt mein Blick nach dem Genfersee. Aber wie dorthin gelangen? Das ganze berner Oberland war himmelhoch verschneit nnd in Freiburg, durch welches die einzige fahrbare Straße führte, thronten die Jesuiten und kontrolirten sehr sorgfältig die Postwagen. Man machte mir begreiflich, daß Neuenburg, damals noch preußisch, nicht weit von Freiburg entfernt war; und daß ich den teutschen Regierungen am Herzen lag, wie damals kein Anderer, sagte mir mein Gewissen und meine Erfahrung. Auf meiner Fährte waren beständig einige Spione geschäftig und ich konnte sicher sein, daß sie ihre Schuldigkeit thaten. Mazzini, mit seiner unansehlichen Körperlichkeit und seiner Verstellungskunst, konnte überall die Polizei wie die Spione täuschen. Mir war es nicht möglich, das Signalement Lügen zu strafen.

Es blieb mir am Ende nichts Anderes übrig, als der

Entschluß, die Reise nach dem Genfersee durch das Berner Oberland zu versuchen. Welche Reise! Wenn ich je Lust verspüren sollte, eine Expedition nach dem Nordpol zu machen, ich würde sie durch die bloße Erinnerung an die Naturforscherreise ersetzen können, die ich von Thun aus durch das Simmenthal nach Vevay machte. Ich hatte in Thun einen Schlitten gemiethet, aber kaum waren wir einige Stunden aufwärts durch die verschneite Berggegend avancirt, so kehrte sich das Verhältniß zwischen Pferd und Passagieren derart um, daß die letzteren sich hinter den Schlitten spannen mußten, um mit ihm den Gaul durch den Schnee voran zu schieben. In dieser Weise, bald gezogen, bald schiebend und dabei in steter Gefahr, auf einer gänzlich unbefahrenen Straße hohle, in die Luft hinausstehende Schneeflächen als feste Wege zu betreten und einige hundert Fuß tief in dem noch immer rauschenden Wasser des Simmenbaches gebadet zu werden, reis'ten wir ein Paar Tage und Nächte lang. In Vevay feierte ich eine wahre Erlösung, und nachdem ich wieder aufgethaut war, eilte ich nach Lausanne.

Ich wandte mich zunächst an Herrn Eytel, das Haupt der Radikalen des Kantons, dem ich einen Empfehlungsbrief von Herrn Stämpfli brachte. Auf meine Frage, ob Herr Druey (damals Präsident der Waadtländer Regierung) mich dulden und schützen werde, antwortete Herr Eytel: „Ich glaube es nicht, er ist zu feig, er ist ein Diplomat, doch fragen Sie ihn selbst."

Es kostete dem dicken Druey einige Anstrengung, bis er den Bescheid durch seine weinbeengte Brust hervorgedrängt hatte. Er lautete: „so lang keine Reklamationen von Außen kommen, wird man Sie hier nicht belästigen; kom=

men sie aber, so kann ich für nichts einstehen". Das hieß mit andern Worten: Sie bleiben so lang hier, bis Sie weiter getrieben werden. Ich dankte Herrn Druey aufrichtig dafür, daß er mir wenigstens reinen Wein eingeschenkt, und beruhigte ihn durch die Nachricht, daß ich sofort nach Genf weiter reisen werde.

Vor der Abreise sprach ich nochmals bei Eytel vor und fragte ihn, ob er glaube, daß ich bei Fazy, dem Haupt der neuen revolutionairen Regierung von Genf, Schutz finden werde. Herr Eytel antwortete: „Fazy ist ein eben so großer Feigling wie die Andern. Doch ich werde Ihnen einen Brief mitgeben." Er gab mir einen Brief, nicht an Fazy, sondern an einen mir damals ganz unbekannten Sprachlehrer, Namens Alb. Galeer, und damit reis'te ich nach Genf.

In Genf angekommen, erkundigte ich mich zunächst nach der Persönlichkeit und den Verhältnissen des Sprachlehrers, bei dem mich der Eytelsche Brief einführen sollte. Galeer, hieß es, der früher mit seinen Eltern lang in Teutschland gewohnt hat und hier als Lehrer der teutschen Sprache existirt, ist ein stiller und bescheidener Mann; aber ohne ihn hätten wir wahrscheinlich keine Genfer Revolution gehabt. Er war es hauptsächlich, der sie unter den intelligenten Arbeitern vorbereitet, der ihre Kräfte organisirt und sie im entscheidenden Augenblick, auch militairisch, geleitet hat. Eigentlich sollte er an der Spitze der Regierung stehen. Aber seine Bescheidenheit und der Umstand, daß er noch keine öffentliche Figur geworden, veranlaßten, daß man nach Erkämpfung des Siegs zur Leitung einen Mann berief, der einen bekannten Namen und zwar ebenfalls sich große Verdienste

erworben hat, aber im entscheidenden Augenblick Galeer den Vorrang ließ.

Galeer war einer von jenen Menschen, deren Aeußeres auf den ersten Blick in keiner Weise verräth, wie viel in ihnen steckt. Ich war überrascht, in ihm einen Mann zu finden, den ich unter Hunderten sicher zuletzt als den Leiter einer Revolution angesehen hätte. Seine, keineswegs ausgezeichnete oder hohe, etwas rückwärts geneigte Stirne war mit dickem, wolligem Haar umwachsen; die Nase war stark, aber nicht hübsch oder markirt gestaltet; der Mund war groß und durch ziemlich dicke Lippen gebildet, das Kinn ziemlich stark und knochig. Das Einzige, was in diesem wenig anziehenden Gesicht fesselte, war das große, freundliche, humane, in einem eigenthümlichen Glanz, mitunter wehmüthig, leuchtende Auge. Ich sage: d a s Auge, denn er besaß nur eins; das andre hatte er in einem Duell verloren. Und trotz Alledem konnte dieß den Umrissen nach fast häßliche Gesicht wahrhaft s c h ö n sein durch den Ausdruck, den es namentlich während der Unterhaltung annahm. Dann sah man in ihm ganz den edlen Geist und Menschen ausgesprochen, den man in Galeer durch nähern Umgang kennen lernte, und wenn er durch einen ernsten Gegenstand angeregt war, fand man auch in dem Ton seiner kräftigen Stimme die große Energie angedeutet, welche diesen schwachen Körper rastlos zu gemeinnütziger Thätigkeit und in jedes, noch so kühne Unternehmen trieb. Der Grundzug seiner gemüthlichen Natur war Ruhe, der Grundzug seines Geistes Rastlosigkeit. Daher vereinigte sich in Galeer der gründliche Denker mit dem immer bereiten Mann der That. Gleichzeitig war er der fröhlichste Lebemensch, in freien Augenblicken stets aufge=

legt zu einer genialen Ausgelassenheit hinter der Flasche oder zu einem tollen Studentenstreich gegen Philister, Aristokraten und „Behörden“. Während er als Volksmann und Mitglied des großen Raths in Genf öffentlich die nöthige Würde behauptete, habe ich in Erholungsstunden mit ihm mehr als einen Studentenstreich ausgeführt, der uns auf ein Haar beide in die Hände der Polizei lieferte.

Dieß ist der Mann, der in Genf Jahre lang durch eine rastlose Thätigkeit sich wahrhaft zum Schutzengel der Flüchtlinge machte, während er gleichzeitig ohne Unterlaß nicht bloß den Kanton Genf und die Schweiz zum Fortschritt antreiben half, sondern auch für die Revolution aller Länder thätig war. Galeer und der verstorbene Jenni in Bern sind die einzigen wahren Revolutionaire und Kosmopoliten, die ich unter den Schweizern kennen gelernt habe. Und dieser Mann mußte in den besten Jahren der Welt verloren gehen! Ich persönlich verlor in ihm vielleicht den besten Freund, den ich je gefunden. Er war einer von den Wenigen, die ich als Menschen und Männer durch und durch achten gelernt und nach allen Seiten hin probehaltig befunden habe.

Nachdem ich mich bei Galeer in seiner bescheidenen Stube mit meinem Brief eingeführt, bedurften wir nur weniger Minuten, um über Alles einig zu sein. Er bereitete Fazy in der geeigneten Weise vor, worauf ich demselben persönlich mein Anliegen mittheilte. Fazy empfieng mich mit der freundlichsten Theilnahme und auf meine bestimmte Frage, ob ich im Kanton Genf Sicherheit und Ruhe genug finden werde, um mich mit meiner Familie dort niederlassen zu können, erwiederte er entschieden: „so

lang ich hier etwas zu sagen habe, bleiben Sie ruhig hier." „Uebrigens," setzte er gleich hinzu, „ist es nicht nöthig, daß alle Welt sofort über Ihren hiesigen Aufenthalt unterrichtet wird. Könnte man sie nicht eine Zeit lang im Dunkeln lassen?" Ich verstand den Wink und erwiederte: „ich werde durch Bekannte in öffentlichen Blättern verbreiten lassen, daß ich mich in eine Verborgenheit des Kantons Graubündten zurückgezogen habe, um fortan den Wissenschaften und der Natur zu leben." „Recht so," rief Fazy lachend, „das ist der rechte Weg, später wird sich Alles schon machen." Es fiel ihm augenscheinlich ein Stein vom Herzen, als ich mich verabschiedete, um „nach dem Kanton Graubündten" abzureisen.

Wenn ich berichte, daß Fazy Pfiffe der Vorsicht bei meiner Aufnahme in Genf für nöthig hielt, so soll damit keineswegs gesagt sein, daß er sich mir gegenüber unehrenhaft oder perfid benommen habe, wie andere schweizerische „Staatsmänner". Im Gegentheil muß ich ihm dankbar bezeugen, daß er mich durchaus honnet behandelt und, wie sich später zeigen wird, mich gehalten hat, so lang es irgend möglich war. Eine Ministerfrage hätte er freilich aus der Beschützung eines Flüchtlings nicht gemacht. Fazy war ein Mann von leichtem französischem Geist, klarem Verstand innerhalb seiner Sphäre, praktischer Klugheit ohne allen Enthusiasmus für Ideen, energischem Willen, dabei ehrgeizig, etwas autokratisch disponirt und nicht zu skrupulös in seiner Politik, aber doch konsequent festhaltend an den Hauptprinzipien, denen er auch vor Erlangung der Macht seine unermüdliche Thätigkeit geweiht hatte. Jedem Fortschritt indeß über diesen Prinzipienkreis hinaus war er entschieden verschlossen und dieser Umstand begrün=

dete von vorn herein zwischen ihm und dem ideenerfüllten, sozialistisch gesinnten Galeer eine Differenz, die, wenn der Letzte am Leben blieb, unfehlbar einen ernsten Konflikt herbeiführen mußte. Sie haßten sich zuletzt so bitter wie möglich. Galeer, der über die intelligente Genfer Arbeiterbevölkerung verfügen konnte, hatte es in seiner Hand, Fazy zu stürzen, und er würde es gethan haben, wenn ihn der Tod nicht zu früh weggerafft hätte.

Bei dieser Gelegenheit schalte ich das Kuriosum ein, daß sogar mir, dem fremden Flüchtling, die Mission, Fazy zu stürzen, zugedacht oder angeboten wurde. Ein alter vermögender Schweizer, Jetzler mit Namen, der bei der Revolution trotz seinen grauen Haaren die Muskete ergriffen und tapfer gegen die Aristokraten gefochten hatte, haßte Fazy mit der ganzen zähen Wuth einer langgenährten vorgefaßten Meinung, weil er ihm den Plan zuschrieb, Genf an Frankreich zu verrathen. Er hatte durch Galeer ein Paar meiner Schriften erhalten, die ihn so einnahmen, daß er mich besuchte und mir folgende Proposition machte:

„Ich bin ein alter Patriot und wenn ich Gelegenheit hätte, mögte ich sterben wie Winkelried. Ich hasse den Mann, der mein Vaterland verrathen will, bis in den Tod, und will thun, was ich kann, ihn zu stürzen. Ich persönlich kann es nicht, aber Sie wären der Mann dazu, wenn Sie Genfer Bürger wären. Ich habe Mittel und biete Ihnen an, Ihre Schriften in's Französische übersetzen zu lassen, um Sie bei meinen Mitbürgern bekannt zu machen. Dann stelle ich Ihnen die weiteren Mittel zur Verfügung, Bürger zu werden und sind Sie das, so haben Sie es selbst in der Hand, sich einen Wirkungskreis

zu schaffen und mein Vaterland von seinem gefährlichsten Verräther zu befreien.“

Anfangs amüsirten wir uns an dieser Phantasie, aber der alte Patriot wurde zuletzt so zudringlich damit, daß ich die Beleidigung, welche in dieser Zumuthung lag, durch eine Gegenbeleidigung zurückweisen mußte, worauf ich ihn zwar los wurde, aber von nun an in seinen Augen ebenfalls ein Verräther war. Uebrigens bemerke ich, daß der alte Jetzler nicht der Einzige war, der Fazy französische Hinneigungen zuschrieb, später zogen ihn auch Andere in Verdacht. Ich kenne keine besondre Thatsache, die den Verdacht begründen könnte, aber wenn ich nach meinen Beobachtungen auch nicht abgeneigt bin, ihn zu theilen, so glaube ich doch, Fazy würde einen Anschluß Genfs an Frankreich nur dann begünstigt haben, wenn dieses eine Republick gewesen wäre. Und solchen Anschluß wird jeder aufgeklärte Politiker als Resultat späterer Entwicklung voraussehen. Wenn einmal Europa frei ist und die Absperrung künstlicher Nationalitäten, die ja nur durch die monarchischen Interessen unterhalten wird, keinen Zweck mehr hat, wird die französische Schweiz eben so sicher mit Frankreich verschmolzen werden, wie die teutsche mit Teutschland.

Nachdem ich des Aufenthalts in Genf versichert war, gab ich mich natürlich sofort an die Arbeit, um mein Werk nicht einschlafen und Niemanden zu der Einbildung gelangen zu lassen, die Verfolgung habe mir die Lust dazu verdorben. Ich miethete mir der Stadt gegenüber zu Paquis eine isolirte Wohnung am See, wo ich ungestört arbeiten konnte und mir zugleich jede Erholung zu Wasser und Land sich von selbst darbot. Der Sommer,

den ich dort verlebt habe, gehört zu der schönsten Zeit meines Lebens. Auch lernte ich dort mehrere achtbare und liebenswürdige teutsche Familien kennen, mit denen ich und die Meinigen freundschaftlichen Verkehr unterhielten, so daß uns Gesellschaft wie Natur Alles darbot, was das Leben erheitern und verschönern kann. Wenn es in meiner Macht läge, einen letzten Lieblingswunsch zu erfüllen, so wäre es der, an dem klassischen Genfersee meine Tage beschließen zu können.

Kaum war ich in meiner Seewohnung warm geworden und das Halloh der gegen mich veranstalteten Hetzjagd verklungen, als in Teutschland auch wieder neue und zwar verschärfte Proben jener verhaßten und gefürchteten „Brandschriften" auftauchten, welche trotz allen Vorkehrungen ihren Weg über die Grenze fanden, die ganze Polizei und Zollwächterei auf den Beinen hielten und bis nach Polen und Ungarn hin die größte Sensation erregten. (Auch Herr Kossuth las und lobte sie — wie ich durch meine Korrespondenz aus seiner Nähe erfuhr —, nur gefiel ihm ihr Republikanismus nicht und die darin ausgesprochene, jetzt von mir verworfene Ansicht, Ungarn müsse ein Theil einer teutschen Föderativrepublik werden.) Man ließ es auch in Genf an keiner Bemühung fehlen, hinter das Geheimniß zu kommen, wo ich die Schriften drucken ließ und wie ich ihre Verbreitung möglich machte, und zu dem Behufe trieben sich auch dort immer Spione umher, die indeß einen doppelt schweren Stand hatten, da sie meine isolirte Wohnung nicht überwachen konnten, ohne selbst überwacht zu werden. Eines Tages benutzte einer derselben, der in einer nah gelegenen Kneipe auf der Lauer gesessen und mich mit den Meinigen über den See

fahren gesehen, die günstige Gelegenheit, um sein Glück durch einen kühnen Streich zu versuchen. Er hatte sich vom Kopf bis zum Fuß genau gekleidet wie ich, offenbar um von etwaigen Mitbewohnern des Hauses für mich angesehen zu werden und in meine Stube einbrechen zu können. Der Streich gelang ihm nur so weit, daß er meine unvermuthet zu Hause gefundene Schwägerinn, nachdem er sie vergebens ausgeforscht, durch eine List für einen Augenblick aus der Stube entfernte und einige frisch gedruckte Brochüren stahl. Der Mensch hatte sich mir äußerlich so ähnlich gemacht, daß mein kleiner Sohn, der auf der Straße spielte, ihm schreiend eine weite Strecke nachlief, um seinen „Papa" einzuholen. Meine Bemühungen, dem Doppelgänger auf die Spur zu kommen, blieben fruchtlos.

Dieß Spionenwesen gab zu amüsanten Vorgängen Veranlassung. Nachdem alle Bemühungen der untergeordneten Spürhunde fruchtlos geblieben, hieß es eines Tages in den Zeitungen, der Chef derselben, der berüchtigte Dunker, sei selbst auf dem Weg nach der Schweiz, um den revolutionairen Umtrieben auf die Spur zu kommen. Sogleich kündigte ich in einem Schweizer Blatte seine bevorstehende Ankunft an und setzte einen Preis von 50 Gulden für seine gründliche Durchprügelung aus. Es dauerte nicht lang, so erhielt ich einen Brief aus Bern, worin mir gemeldet wurde, Dunker sei angekommen, logire in dem und dem Hotel und es seien schon ein Dutzend teutsche Mucii verschworen, meinen Preis zu verdienen. Zwei Tage später erhielt ich von der nämlichen Hand die Mittheilung, der bewußte Reisende sei nicht Dunker, sondern nur ein Russe, er werde aber wo

möglich doch Prügel bekommen, weil er Dunker hätte sein können.

Kurze Zeit nachher tauchte das Dunkergespenst in Genf selbst auf. Zwei teutsche Arbeiter setzten mich in Kenntniß, Dunker sei im "Hotel des Bergues" abgestiegen und sie seien entschlossen, ihn nicht bloß durchzuprügeln, sondern aus der Welt zu schaffen, den Inhalt seines Koffers mir zu überbringen und sich dann über die savoyische Grenze zu retten. Sie hatten sich ganz speziell ausgedacht, wie sie den Verbrecher auf seinem Zimmer unter dem Vorwand, daß sie wichtige Mittheilungen zu machen hätten, besuchen, ihn überfallen und ohne Geräusch stranguliren wollten. Natürlich suchte ich ihnen den Plan auszureden, da das Resultat, welches sie sehr hoch anschlugen und auf welches sie sich im Voraus nicht wenig freuten, in keinem Verhältniß zu der Gefahr stehe, der sie sich aussetzten; allein sie blieben fest bei ihrem Entschluß. Zum Glück war Dunker so wenig nach Genf, wie nach Bern gekommen. Der eine jener wackern Arbeiter, ein fanatischer kleiner Bursche, ist später in Baden gefallen.

Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, daß ich zu jener Zeit eine große Popularität bei den Arbeitern besaß. Sie waren damals noch nicht verdorben und verwirrt durch kommunistische Ideen und Verrücktheiten, begeisterten sich noch für die Republik, haßten noch die Despoten und thaten, was sie konnten, für die Sache der Revolution. Meine Popularität war den Kommunisten, denen natürlich das Monopol der Arbeitersympathieen zukam und die jedes Anklang findende Freiheitsstreben mit gemeinster Scheelsucht anfeindeten, ein Dorn im Auge. Ich war ihnen schon früher in Köln und später in Belgien entgegengetreten

und sie hatten sich vergebens bemüht, mich zu bekehren. In der Schweiz ließen sie die niedrigsten Intriguen gegen mich spielen, z. B. durch einen gewonnenen Arbeiter, der mich als heuchlerischer Freund besuchen mußte, meine häusliche Einrichtung — die, Alles in Allem, 300 Franken gekostet hatte — ausspioniren und dann in Blättern bekannt machen, ich sei eingerichtet wie ein Bourgeois oder Banquier. Herr Marx ließ sogar eine, offenbar theilweise von ihm selbst geschriebene, gegen mich gerichtete Brochüre durch einen Arbeiter, Namens Born, unter einem falschen Namen publiziren, damit es nur heiße, die Arbeiter seien mir feindlich gesinnt und träten gegen mich auf. So trafen auch hier, wie anderwärts, die kommunistischen Bestrebungen mit den monarchisch-polizeilichen zusammen.

Von Genf aus veranstaltete ich auch die schon erwähnte Herausgabe einer Sammlung meiner Flugschriften, die bei Jenni in Bern erschien. Dieß mahnt mich daran, jenem wackern Mann ein Paar Worte der Erinnerung zu widmen. Jenni würde, wenn er eine wissenschaftliche Ausbildung erhalten hätte, eine hervorragende Stellung eingenommen haben, denn er besaß ungewöhnlichen Verstand, Geist und Witz. Er brachte es indeß nur zu einem bescheidenen Buchhändler und Redakteur des „Guckkasten“, in welchem er die Berner Aristokraten auf's Unbarmherzigste geißelte. Von Charakter war er nobel, von Gesinnung radikal und revolutionair, seine Ansichten waren umfassend und human. Dabei war er tapfer im Krieg, im Leben und im Sterben, sich treu bis zum letzten Augenblick. Als die Schwindsucht ihn dem Grabe zuführte, ließ er sich, zum Trost für seine Feinde, nament-

lich die Aristokraten, im „Guckkasten“ abbilden, von Woche zu Woche schmächtiger, bis er zuletzt als bloßes Skelett erschien. Nicht lang vor seinem Tode schrieb er mir, auf meine vorausgesehene Reise nach Amerika anspielend: „Nach Allem, wie ich die Sache ansehe, werde ich diesen Herbst ebenfalls auswandern, zwar nicht nach Amerika, aber in das unbekannte Land, dessen Eingang das Grab ist. Ich bin krank, unrettbar krank. Gib mir keine Aufträge mehr zu besorgen, denn ich schreibe diese Zeilen mit der größten Anstrengung. Es ist dies wol der letzte Brief, den ich dir schreiben kann. Lebe wohl und sei gegrüßt vom Mann des „Guckkasten,“ der seine Artikel mit Unterbrechungen diktiren muß.“

Mit einer der besten Brochüren, die ich von Genf aus publizirte (sie hieß „das Patent“ und besprach das Opus gleiches Namens, herausgegeben von Friedrich Wilhelm IV.), hatte ich doppeltes Unglück, indem nämlich fast die ganze Auflage verloren ging und gleichzeitig dadurch ein neues Skandal erregt wurde, das viel dazu beitrug, meine Stellung in der Schweiz unhaltbar zu machen. Mein Beauftragter hatte die Dummheit oder Leichtfertigkeit begangen, den Hauptballen, statt ihn erst auf dem angegebenen Weg jenseit der Zolllinie auf teutschem Boden in Sicherheit zu bringen und von da aus an seine zweite Adresse weiter zu senden, direkt aus der Schweiz nach Mannheim spediren zu lassen. Dort wurde er, der Vorschrift gemäß, deponirt, damit der Adressat ihn abhole und verzolle. Da aber, durch eine zweite Leichtfertigkeit, die indeß hier zum glücklichen Zufall wurde, die Adresse verkehrt geschrieben und deshalb der Empfänger nicht zu ermitteln war, sandte man den plombirten Ballen unge-

öffnet nach Basel zurück. Die „republikanische" Polizei, noch eifriger im Spüren und Denunziren, als die royalistische, riß das Paket auf und fand darin eine der schrecklichen „Brandschriften", welche die Sicherheit der Schweiz gefährdeten und die sittliche Welt aller Zöpfe aus den Angeln zu werfen drohten. Die entsetzten Häupter der Baseler Regierung schritten mit aller Macht und allem Eklat des Gesetzes und der Gesetzlosigkeit ein und verdammten die Brochüre zur feierlichen Vernichtung durch Feuer! Ich ließ ihnen einen Entschädigungsprozeß machen, doch wurden sie schließlich nur zur Bezahlung des verbrannten Papiers verurtheilt.

Dieser Verbrennungsprozeß fachte auch die Flamme der Wuth wieder an, womit in Teutschlaud drei Dutzend Tyrannen trotz allen ihren Schergen und Soldaten einen einzelnen Menschen fortwährend die gefährlichsten Doktrinen in einer Weise mußten verbreiten sehen, die bis dahin völlig unerhört und darauf berechnet war, alle Demuth und Loyalität des teutschen Charakters auszurotten. Es begann daher eine neue Hetzerei, auf dem Weg der Diplomatie, wie auf dem Weg der Presse. Bei dieser Hetzerei zeichnete sich am Meisten die „Augsburger Allg. Zeitung" aus, das einzige teutsche Blatt, das in der Schweiz allgemein gelesen wurde. Sie verbreitete fortwährend die perfidesten Lügen über mich und die Genfer Regierung, immer berechnet, die Schweiz zu kompromittiren, die Schweizer zu ängstigen und meine endliche Vertreibung herbeizuführen. Alles, was ich dagegen publizirte, wurde ignorirt. Um jenes schändliche Blatt und seinen Hauptredakteur Kolb wirksam zu blamiren, schrieb ich ihm endlich selbst eine Korrespondenz über mich, die von

vorn bis hinten aus den absurdesten Lügen bestand, welche gleichzeitig so zusammengestellt waren, daß immer die eine die andere wieder aufhob. In einem Begleitschreiben, das durch feines Papier und ein adliches Siegel (Galeer hatte es von dem pensionirten russischen General Ostermann geliehen) seinen Ursprung beglaubigte, stellte ich mich als den Dr. Berger vor, „Hauslehrer bei der gräflich Dona'schen Familie aus Schlesien," die sich eine Zeit lang in der Schweiz aufhalte, und erbot mich, im Fall der erste Probeartikel aufgenommen werde, zu weiteren Korrespondenzen. Kein Mensch wollte glauben, daß der Dr Kolb den Artikel publiziren werde. Ich aber verließ mich auf seine Dummheit und seinen Polizeieifer. Ehe acht Tage vergingen, langte die „Augsb. Allg. Z." mit meinem Lügenartikel in Genf an. Darauf deckte ich in der Mannheimer „Abendzeitung" das ganze Spiel auf, zeigte dem teutschen Publikum, wie sich der Dr. Kolb von dem Dr. Berger hatte hinter das Licht führen lassen, und gab ihm dadurch einen Maßstab zur Beurtheilung der Berichte jenes Lügenblattes in die Hand. Was that darauf die „Augsb. Allg. Z." ? Schwieg sie etwa oder jagte sie ihren stupiden Lügenredakteur fort? Im Gegentheil, jetzt begann sie erst recht zu lügen. Da ich kein anderes Mittel mehr wußte, mich vor diesen Hetzereien zu schützen, die meine Stellung und Wirksamkeit von Tag zu Tag mehr gefährdeten, sandte ich dem Dr. Kolb eine Herausfoderung zu, ein Nothmittel, zu dem ich mich nur in einer so bedrängten Lage entschließen konnte. Aber was war die Folge? Er beantwortete die Herausfoderung mit dem Hohn eines durch die Polizei gesicherten Feiglings und log weiter.

Je thätiger gegen mich die Verfolgung war, desto thätiger war ich gegen die Verfolger. Aber der Kampf war zu ungleich. Die Diplomatie hetzte den Schweizer Vorort und der Vorort die Genfer Regierung, so daß diese einem Vorortsbeschluß und einer Exekution entgegensehen mußte. Gleichzeitig waren meine Freunde in Teutschland durch die immer schärfer werdende Polizeikontrole eingeschüchtert und der Ton meiner Brochüren schreckte zuletzt auch die Muthigsten, wovon die nächste Folge war, daß die Verbreitung immer schwieriger wurde und meine finanziellen Hülfsquellen zu versiegen begannen.

Die Polizei allein hätte es nie fertig gebracht, mich über das Meer zu treiben, wenn ihr die Geldnoth nicht zu Hülfe gekommen wäre. Wie unmöglich es mir war, in der Schweiz auch nur das Salz zu verdienen, wird Jeder beurtheilen können, der dort gelebt hat, und wenn nun auch die Gelder ausblieben, durch die man mich bis dahin zur Ausdauer in Stand gesetzt hatte, so wurde schon aus finanziellen Gründen meine Auswanderung eine absolute Nothwendigkeit. Besaß ich nur einige tausend Thaler, so hätte ich mir incognito eins der Landhäuser am See gemiethet, die wie zu einem Versteck ausersehen sind, dort eine Druckerei errichtet, mich mit zuverlässigen Gehülfen umgeben und trotz allen Despoten, Diplomaten und Landjägern meine Propaganda fortgesetzt, ohne daß ein Unberufener erfuhr, woher sie kam.

Mußte ich die Schweiz verlassen, so hatte ich nur die Wahl, nach England oder nach Amerika auszuwandern. Aber ich war zum Ausharren entschlossen, so lang ich noch irgend eine Möglichkeit voraussah, und so oft wieder eine

einigermaßen verlockende Summe einging, welche eigentlich für meine Reise bestimmt war, aber doch zur Bestreitung der Reisekosten nicht ausreichte, konnte ich mich nicht enthalten, sie abermals für die Fortsetzung meines Kampfes zu verwenden, in der Hoffnung, für das Aeußerste werde immer noch Rath zu schaffen sein. Den Plan, nach London zu gehen, redete mir Freiligrath aus, der dort ein Unterkommen gefunden hatte, aber ebenfalls mit amerikanischen Projekten umging. Er machte mir klar, daß, wie ich es später selbst gefunden habe, London der beste Ort zum Verhungern für vermögenlose teutsche Literaten und Revolutionaire ist. Es blieb mir also nur der Ausweg nach Amerika übrig.

Mein bekannt gemachter Entschluß zum Auswandern machte auch meinen Freunden in Teutschland wieder einiger Maßen Luft. Sich für meine Fortschaffung über das Meer zu interessiren, dazu erhielt man eher polizeiliche Erlaubniß, und es wurde mancher Thaler für die amerikanische Reise gesammelt, der für die Reise von „Brandschriften" nach Teutschland verwendet wurde. Doch diese neuen Sammlungen legten mir gleichzeitig eine moralische Verpflichtung zum Abreisen auf, sonst hälte man die Sammler unter der Beschuldigung angepackt, daß sie unter falschen Vorwänden Revolution machen hälfen. Namentlich gilt Dieß vom „Vater Itzstein," durch dessen Hände die meisten Gelder gingen und der von der Denunziantenpresse auf das Maßloseste angegriffen wurde. Auch Ruge, der damals wieder in Leipzig war und eine kleine Sammlung veranstaltet hatte, schrieb mir, daß man ihm meiner wegen zu Leibe gehen wolle.

Interessant und bezeichnend ist es, daß von den Vielen, die

sich für mich und meine Propaganda interessirten, eigentlich nur sehr Wenige an einen bevorstehenden Umschwung glaubten. Von Ruge in Leipzig bis zu Hoff in Mannheim wurde mir der geistige und moralische Zustand des teutschen Volkes als durchaus hoffnungslos geschildert. Nur zwei Männer theilten meine Hoffnungen: Freiligrath, der in London meine Verbindung mit Amerika vermittelte, und Itzstein, der unter allerlei Vorwänden Geld in Teutschland aufzutreiben gewußt hatte. In einem Brief vom 1. November 1847 schrieb er mir: „Unser Europa steht, wie ich glaube, am Rande einer Umwälzung und, wie ich hoffe, einer unsern Wünschen entsprechenden". Der alte Praktikus hatte richtig gesehen, ausgenommen hinsichtlich der „Wünsche".

Den Eindruck, den jetzt die Durchsicht meiner damaligen Korrespondenzen, die Auffrischung des Andenkens an meine damaligen Verbindungen und Freunde, sowie die Rückerinnerung an meine damaligen Hoffnungen auf mich macht, kann und mag ich nur wiedergeben, wenn er wenigstens theilweise ein komischer ist. Ich würde sonst sentimental oder pathetisch werden müssen. Wie ein Schiffer nach den Wellenbergen hinaufsieht, die sich rings um ihn aufthürmen, so kann ich jetzt nach den um mich errichteten Verdammungstribunalen und Golgathastätten hinaufblicken, auf denen alle großen Männer Germaniens hüben wie drüben mich verwünschen und aufhängen oder kreuzigen mögten. Und wenn ich grade in dieser Situation an die mitunter höchst übertriebenen Lobeserhebungen zurückdenke, womit man mich früher genau wegen der nämlichen Sünden und Eigenschaften beehrte, wegen welcher man mich jetzt mit Stumpf und Stiel ausrotten

mögte, so übermannt mich ein humoristischer Uebermuth, in welchem ich diese ganze Welt zu Tische laden und (ohne alle Malice) „Schindluder" mit ihrem Urtheil treiben mögte. Vielleicht wird der Leser meine Stimmung begreifen, wenn er als Probe der Beurtheilungen, die man mir früher angedeihen ließ, folgendes Zirkular gelesen, worin die politische Emphase in Teutschland zur Herbeischaffung meiner Reisekosten auffoderte, ein Zirkular, dessen Verfasser und Unterzeichner sich in Amerika wie in Teutschland jetzt nicht dürften sehen lassen, ohne von den Herren Vertretern der öffentlichen Meinung moralisch in Stücke gerissen zu werden:

„Wahrheit und Fortschritt werden in Deutschland keinen Kämpfer aufzuweisen haben, dessen Feder einfacher, wahrer und doch ergreifender, beredter und kräftiger — freier von kleinlichen Hülfsmitteln und doch überzeugender, dessen Gesinnung entschiedener, dessen Charakter gediegener und reiner gewesen wäre, als dieß bei Karl Heinzen der Fall ist.

„Man sagt oft, die Deutschen seien kräftig und frisch wie ihre Eichen. So selten diese menschlichen Eichen geworden, so gewiß gehört Heinzen dazu. Welchen Stürmen hat dieser Mann nicht schon getrotzt? — und ist er nicht immer kräftiger und reiner daraus hervorgegangen ?

„Nachdem Heinzen sein Heimathland, Preußen, noch nicht lange flüchtig verlassen, ist er nun gezwungen, auch seinen jetzigen Aufenthaltsort, die Schweiz, aufzugeben. Er will mit seiner zahlreichen Familie nach Amerika. Aber ihm, dem geistvollen, gediegenen, charakterfesten und vor allen patriotischen Schriftsteller — ihm, dem energisch Thätigen und Fruchtbaren — ihm fehlt es an den

Mitteln zur Reise, ja zum Lebensunterhalt und aller Aussicht, solche in der alten Welt zu erwerben und — aus keinem andern Grunde, als, weil er, soweit die deutsche Zunge klingt, keinen Verleger findet, der gegen die Verfolgung der preußischen Büreaucratie, die Heinzen mit so tödtlichen Waffen angegriffen, sicher wäre" u. s. w.

Die Moral, die ich aus meinen früheren und meinen späteren Erfahrungen ziehe, ist einfach diese: Sei wahr, entschieden und konsequent gegen Diejenigen, welche die Unterdrückten hindern es zu sein, und du wirst zum großen Mann gemacht; sei es aber auch gegen diese Unterdrückten und verlange von ihnen, daß sie deinem Beispiel folgen, so bist du ein schlechter Mensch und ein Esel dazu. Von rechten Grundsätzen auszugehen und ihnen treu zu bleiben ohne Rücksicht auf Diejenigen, die es nicht thun, das ist das Geheimniß, keine Feindschaft zu verdienen, aber alle Welt zum Feind zu machen. Kehre dich übrigens weder an Lob noch an Tadel, sondern gehe deinen eigenen Weg nach wie vor.

Wenden wir jetzt den Blick nach Amerika. Trotz der Rohheit und der geistigen Verkommenheit des damaligen Teutschthums in diesem Lande war unter demselben einiges Interesse für die Bestrebungen des „alten Vaterlandes" geweckt worden durch die Gedichte von Freiligrath und Herwegh, namentlich aber durch meine Flugschriften. Die letzteren kamen zuerst hieher durch die „Deutsche Zeitung", welche der verjagte Herzog von Braunschweig in London zum Aerger seiner Kollegen herausgab, die ihn nicht wieder auf den Thron gesetzt hatten. In dieser Zeitung ließ er Alles abdrucken, was nur die Galle der

teutschen Fürsten zu erregen im Stande war, namentlich aber meine „Brandschriften". „Es gibt nur zwei Schriftsteller," pflegte er zu sagen, „den Heinzen und mich." Diesem herzoglichen Schriftsteller nun, der sein Blatt auch nach Amerika sandte, hatte ich zu danken, daß Eichthal, der damalige Herausgeber der „New-Yorker Schnellpost", meine Brochüren kennen lernte und hier darauf aufmerksam machte. Dadurch entstand eine Verbindung, welche zur Folge hatte, daß Eichthal alle meine „Brandschriften" in seinem Blatt abdruckte und das hiesige Publikum für Unterstützung meiner Propaganda interessirte. Eichthal, ein gebildeter, edler und redlicher Mensch, that dieß mit einem Eifer, als hätte es seiner eigenen Sache gegolten. Freiligrath in London hatte die Gefälligkeit, den Vermittler unserer Korrespondenz und der amerikanischen Geldsendungen zu machen, und so hatten auch die hiesigen Teutschen ihren Theil dazu beigetragen, daß ich bis zum Ende des Jahrs 1847 ausharren konnte.

Auf Anregung der „Schnellpost" bildeten sich an einzelnen Orten, namentlich in St. Louis und Cincinnati, besondere Komite's zu dem Zweck, Sammlungen für einen Revolutionsfond zu veranstalten. In Cincinnati wurde sogar „beschlossen", Sammler an den — Kirchenthüren aufzustellen, welche von frommen Leuten Geld für atheistische Revolutionaire in Empfang nehmen sollten. Natürlich waren bei allen diesen Bemühungen und Anläufen bombastische Reden und „Beschlüsse" die Hauptsache. Geleistet wurde verhältnißmäßig sehr wenig. Die am Eifrigsten gegen den Unterstützungsplan arbeiteten, das waren auch in Amerika die Kommunisten. Dagegen be-

fanden sich unter den eifrigsten Befürwortern leitende Sklavenhalter-„Demokraten", die sich später um so mehr wunderten und empörten, als ihnen der früher unterstützte Revolutionair als Abolitionist zu Leibe ging.

Es war Anfangs mein Plan, in Amerika bloß Vorlesungen zu halten und dann mit dem Erlös in Europa wieder an die Arbeit zu gehen. Doch rieth mir Eichthal entschieden davon ab, da er sich von solchem vorübergehenden Auftreten unter der schwer zu bearbeitenden Masse der amerikanischen Teutschen keinen Erfolg versprach. Ich mußte mich daher endlich zu einer vollständigen und dauernden Uebersiedlung entschließen. Als aber die Zeit heranrückte, waren die geringen Mittel, die mir noch zur Verfügung gestellt waren, beinah verbraucht und es blieb mir nicht einmal genug, allein abzureisen, geschweige denn, meine Familie mitzunehmen. Es war dieß eine von jenen Lagen, von welchen die Herren Hecker und Kinkel, die so rührend die verschiedenen Abschiede von den Ihrigen schildern, ohne jemals erfahren zu haben, was Noth und Sorge ist, ein halbes Buch voll geschrieben hätten. Nach Amerika sich exiliren müssen ohne Reisegeld und die Seinigen zurücklassen müssen ohne Existenzmittel, und zwar in dem menschenfreundlichen Monat Dezember, das war eines jener heitern Erlebnisse, wofür mich das Heer der Revolutionaire später so sympathetisch durch die gemeinsten Herabsetzungen und Verleumdungen entschädigt hat. Was war zu thun? Ich mußte für die Meinigen auf die Hülfe von Freunden und Verwandten rechnen, von denen ich selbst in der eilften Stunde zur Abreise mühsam in Stand gesetzt wurde. In Havre sollte ich einen zweiten Platz auf dem Dampfschiff erhalten. Als ich aber in

Paris ankam, vernahm ich auf dem dortigen Büreau, daß kein zweiter Platz mehr zu haben sei, und es wurde mir für einen geringen Zuschuß ein erster Platz angeboten. Um diesen Zuschuß (der eine Woche später von meinen Verwandten zurückgezahlt wurde) zusammenzuborgen, mußte ich mit einem Freunde zwei Tage lang wie toll in Paris umherlaufen, damit ich die Zeit der Abreise nicht verfehle. Zu Denen, welche zu jener kleinen Summe beitrugen, gehören der Kompositeur Meierbeer und der als freisinnig geschilderte Banquier Königswarter. In dem Büreau des Letztgenannten kam ich auf komische Weise in Gefahr, für verrückt gehalten zu werden. Als nämlich der reiche Herr Erkundigungen einzuziehen begann, die einiges Mißtrauen verriethen, wirkte dieß nebst der Erinnerung an die zweitägigen Bemühungen um lumpige zweihundert Franken in einer so humoristischen Weise auf mich ein, daß ich zum Erstaunen aller Anwesenden in ein olympisches Gelächter ausbrach, welches sich dann auch meinem Freund und zuletzt dem Herrn Banquier selbst mittheilte, so daß er plötzlich bereit war, mir noch mehr zu leihen, als ich verlangte. Wie klein ist der Mensch, wenn er kein Geld hat und wie Wenige sind groß, wenn sie es haben!

Konnte ich zwei Monate länger in Europa ausharren, so war meine Reise nach Amerika unnöthig. Vielleicht hätte ich, wenn ich sofort nach dem Ausbruch der Februar=revolution in Teutschland auftrat, einen heilsamen Einfluß in Frankfurt ausüben können, denn damals war ich in Revolutionssachen eine Art Autorität und man wird mir nicht zutrauen, daß ich beim Vorparlament u. s. w. im Sinne der Konstitutionellen aufgetreten wäre. Der Mangel

einiger lumpiger hundert Thaler machte auch damals, wie bei so manchen andern Gelegenheiten, einen Strich durch alle meine Bemühungen und theilte mir beim besten Willen zum Handeln nur die Rolle eines ohnmächtig Leidenden zu.

Uebrigens hatte ich trotz Alledem bei der Abreise den besten Muth. Ich vertraute darauf, daß es mir gelingen werde, die teutsche Bevölkerung in Amerika für meinen Plan zu bearbeiten und dann von diesem freien Boden aus so viel mächtiger auf Europa zu wirken. Dabei rechnete ich vor Allen auf Eichthal. Er hatte mir in einer Weise vorgearbeitet, wie ich es selbst nicht gekonnt hätte. Meine erwartete Ankunft versprach ein kleines Ereigniß zu werden und man bereitete sich vor, mich zu empfangen als „großen Mann".

IV.

Erste Reise nach Amerika.

Bei meinen Flüchtlingsreisen habe ich es in Bezug auf Jahreszeit und Wetter fast immer so getroffen, als sei es geradezu darum zu thun, mich gründlich abzukühlen: zuerst von Köln nach Belgien, dann von Belgien nach Zürich, dann von Zürich nach dem Genfersee, dann von Genf nach New-York — immer ein Wetter wie zu einer sibirischen Vorübung. Ueber die Reise nach New-York lasse ich ein, für Privatzwecke geführtes kurzes Tagebuch berichten.

Auf dem Dampfschiff „Mississippi".
Den 23. Dezember 1847.

Unser Schiff ist der Pionier einer neu eingerichteten Verbindung mit New-York. Deshalb ist seine Abfahrt für die Bevölkerung von Havre ein Ereigniß. Ein anderes, das ihm vorangehen sollte, mußte, durch einen Sturm beschädigt, wieder umkehren und setzte mit genauer Noth seine Passagiere wieder an's Land, die jetzt alle auf dem „Mississippi" zusammengedrängt sind. Daher kam es

auch, daß ich keinen Platz in der zweiten Kajüte mehr erhalten konnte.

Um 11 Uhr Vormittags gingen wir unter Segel oder unter Dampf. Die halbe Bevölkerung von Havre stand auf den Quai's und drängte sich bis an die äußersten Spitzen der Küste, um uns, oder vielmehr das Schiff in die See auslaufen zu sehen. Es war, als träten wir eine Entdeckungsreise an oder eine „partie pour la Syrie“

Nachdem wir in der offenen See waren, fing ich an, mich auf dem Schiff ein wenig zu orientiren und mir Oertlichkeit und Passagiere anzusehen. Mein Logis ist ein enges, für 4 Personen eingerichtetes Kabinetchen. Es sind darin außer mir noch zwei unbekannte Größen untergebracht, die zusehen mögen, wie sie mit mir zurecht kommen. Der Eine ist ein langes, mit gelber Haut überzogenes Gerippe — buschiges, schwarzes Haar, freundlich gekniffene Augen, läppisches Benehmen. Mit dem Menschen — er ist noch jung — wird sich viel Spaß machen lassen. Der Andere ist klein, unansehnlich, verschlossen, zugeknöpft, mit soldatischem Anstrich.

Es sind im Ganzen 100 Passagiere am Bord, unter denen etwa 30 auf dem ersten Platz. Weibliche Wesen sind etwa 6 bis 10 vorhanden, von denen nur 2 in der ersten Kajüte. Unter allen ist kein einziges, das ein poetisches Gemüth in Versuchung führen könnte, ihm einen Kuß zu versetzen.

Die Kabinets sind viel zu klein. Das Schiff ist sonst nicht übel, obschon ein alter Kriegskasten, zu einem Passagierschiff eingerichtet. Wo früher die Kanonen donnerten, werden jetzt die Seekranken sich vernehmen lassen — Breitseiten des Katzenjammers.

Nachmittags. Der Tisch ist sehr gut und er hat mir Gelegenheit gegeben, noch etwas Interessanteres kennen zu lernen, als die Delikatessen der französischen Küche. Es befinden sich unter meinen Leidensgefährten erster Klasse ein halbes Dutzend räthselhafte Individuen, die, obschon jedes vom andern verschieden, etwas Gemeinsames haben und offenbar zusammen gehören. Sie sind mir gleich aufgefallen, namentlich dadurch, daß ihre Kleidung aussieht als passe sie nicht zu ihren Personen und daß diese Personen sich unter einander kennen, aber vermeiden, auf einen Haufen zusammen zu kommen. Sie reden je zwei oder drei ein Paar Worte zusammen und dann treiben sie sich wieder vereinzelt umher. Offenbar sind sie sämmtlich Teutsche. Auf dem Gesicht tragen sie eine konstante Freundlichkeit zur Schau und es ist, als wollten sie mit Jedem reden, oder Jedem gefällig sein. Als wir zu Tisch gingen, suchte ich einen Platz zwischen zweien von ihnen zu erhalten; der Eine war mein langbeiniger Schlafgenosse. Sie hieben tüchtig ein, obschon sie sehr redseelig waren. Ich beobachtete sie genau und da ich sie an Länge überragte, fiel mein Blick oben auf ihre Schädel, wo mir ein eigenthümliches Licht, ich mögte sagen, ein verdächtiger „Mondschein" aufging. Auf derjenigen Stelle des Hauptes nämlich, wo den Phrenologen zufolge die Selbstachtung sitzt, hatten sie einen genau gezirkelten Kreis, dessen Inneres durch einen ganz kurzen Haarwuchs gegen das umgebende Buschwerk auffallend abstach. Kein Zweifel, es war eine Tonsur. Aber warum keine vollständige? Warum haben die würdigen Herren auf dem heiligen Beet das sündige Haar wieder wachsen lassen? Mir fiel sogleich ein, zu taxiren, wie viel Zeit etwa nöthig

sein könne, um diese Stoppeln aufzuziehen, und nach meiner Schätzung stimmte ihr Wachsthum zu der Zeit, die seit der Freiburger und Luzerner Affaire verflossen war. Es wurde mir fast zur Gewißheit, daß meine Nachbarn geflohene Jesuiten waren. Um ihnen nicht bloß auf den Kopf, sondern auch auf den Zahn zu fühlen, fing ich ein Gespräch über die Schweiz an, auf das sie bereitwillig eingingen. Als ich aber die Bemerkung machte: „die Schweizer benehmen sich gut, sie emanzipiren sich von den Jesuiten und Diplomaten zu gleicher Zeit, ohne aber zu wissen, welche die schlimmsten sind“ — da wurden meine Nachbarn plötzlich stumm und machten sich mit ihren Tellern zu schaffen. Ich wußte jetzt, woran ich war, bemühte mich aber, es nicht merken zu lassen, damit ich mir nicht selbst die Gelegenheit verderbe, eine Sippschaft Jesuiten in der Nähe zu beobachten. Ich werde jetzt während der Reise zwei Dinge studiren: die englische Sprachlehre und die Jesuiten.

Ob sie mich in Verdacht haben, weiß ich nicht. Einige Zeit nach Tisch schlug mir Einer von der Gesellschaft, der Aelteste, ein wohlbeleibter und sehr freundlicher Herr, der angeblich aus Rom kommt, einen Tausch der Schlafstellen vor. Ich sollte mit meinem stummen, militairisch zugeknöpften Zellenkameraden ein ganzes Kabinet haben, worauf zwei Freunde des langen Tonsurirten unsre Plätze einnehmen würden. Der Tausch war, was die Räumlichkeit betrifft, für mich ein vortheilhafter, aber er drohte mich um den besten Stoff meiner Beobachtungen zu bringen. Mein Koffer war daher boshaft genug, in das neue Kabinet nicht zu passen, und ich behielt meinen theuren Schlafgenossen, den jungen Jesuiten.

Den 24.

In der vergangenen Nacht hat sich ein lebhafter, wenn auch günstiger Wind erhoben und die See ist unruhig und das Schiff schwankt bedeutend. Die Hälfte der Passagiere ist seekrank, auch meine tonsurirten Freunde, namentlich aber mein gelbhäutiger Schlafkamerad. Er ächzt und stöhnt, lamentirt und vomirt gewaltig. Alle Leiden Christi und der übrigen Heiligen wüthen in seiner sterblichen Hülle. Kein Mensch, der in seine Zelle tritt, ist vor einer Salve sicher. Dabei kann der Kerl das Fressen nicht lassen. Sobald das Signal gegeben wird, schießt er aus dem Bette und ist einer der Ersten am Tisch. Dann schlingt er hinunter, was ihm vorkommt, als müsse er schnell Alles ersetzen, was er los geworden, doch ehe die Mahlzeit vorüber ist, fühlt er die Nemesis wieder im Innern, plötzlich stürzt er vom Tisch fort und was er draußen für Herzensangelegenheiten hatte, spürt man, sobald man wieder in die Zelle kommt.

So oft man die Jesuiten allein trifft, sind sie am Beten. Dann legen sie schnell das Buch weg. Aber alles Beten rettet sie nicht, die See und der Magen lassen ihnen keine Ruhe und neben dem frommen Geflüster „musiziren" sie, wie Abraham a Sancta Clara sagt, „daß die Säue die Noten fressen" könnten. Mein Schlafkamerad amüsirt mich, aber er dauert mich auch. Er würgt auf eine beängstigende Art und ich leiste ihm allen christlichen Beistand, wo ich ihm etwas bestellen oder besorgen kann. Er hat offenbar Zuneigung zu mir gefaßt und hat mir versprochen, nicht mehr so viel zu fressen. Ich diene ihm gleichzeitig zum Beispiel, denn mich läßt die Seekrankheit

in Ruhe, weil ich mäßig bin und mich viel auf dem Verdeck bewege.

Die Schiffsgesellschaft ist im Ganzen wenig nach meinem Geschmack. Die Hauptfiguren machen eine Anzahl Franzosen, die stets das große Wort führen, das nichtigste Zeug schwatzen, für jeden Dreck die Aufmerksamkeit des ganzen Schiffs in Anspruch nehmen und fortwährend Absynth trinken.

Den 25.

Wind und Wetter wie gestern. Die Seekrankheit wüthet gewaltig. Mein junger Schlafkamerad, der noch weit dünner und gelber geworden ist, als er schon war, scheint eine wahrhaft vulkanische Natur zu sein. Wo der das Alles sitzen hat, ist mir unbegreiflich. Mitunter ist es mir, als müsse der ganze Mensch, soweit er unter der Decke steckte, schon über seine Lippen davongegangen sein und als sei er jetzt im Begriff, den Kopf selbst nachzuspucken. Der arme Teufel ist so verloren hülflos und so hoffnungslos ergeben, daß man ein Herz von Stein haben müßte, wenn man kein Mitleid mit ihm hätte. Seine Kollegen scheuen sich, ihn zu besuchen, wenn ich da bin, weshalb ich ihnen mitunter Platz mache, damit sie mit ihm den Beistand des Himmels anrufen können. Der andere Bewohner der Zelle ist ein dummer, amerikanischer Kadet, der nur Englisch spricht, und vor dem geniren sie sich nicht.

Den 26.

Schönes Wetter und weniger Wind. Die Seekranken kriechen wieder aus ihren Verstecken hervor. Auch mein Bettnachbar wankt umher und lächelt rekonvaleszentlich-milde. Die Damen haben eine sehr „interessante Blässe“

erhalten. Ihrem Munde sieht man noch die Spuren der Verzerrungen und Verrenkungen an, zu denen er so oft gezwungen worden. Hat sich schon einmal ein Seekranker während der Operation im Spiegel besehen? Der Anblick ist so tragi-komisch, daß er Den sicher kuriren würde, der Kraft und Muth hätte, ihn an sich selbst zu „genießen". Eine abscheuliche Erfindung, diese Seekrankheit. Aber kein seltsameres Schauspiel, als einen seekranken Jesuiten zu sehen, mit dem negativen Pflaster auf dem herabgestreckten Kopf und mit dem Munde die Salbe der Barmherzigkeit spendend, ohne Arg, ohne volksfeindliche Absichten, ohne kirchliche Prätension — die personifizirte Ergebung und Hülflosigkeit. Ich mögte wol einmal den Herzog Alba oder einen ähnlichen Menschenfreund sehen wenn er die Seekrankheit hätte.

Gegen Abend hatte ich eine lange Unterredung mit dem wohlbeleibten Herrn aus Rom, der, wie auch die Andern, immer zuthulicher und vertraulicher mit mir wird. Es fehlt nur noch ein klein Wenig, so sind wir Freunde, Herzensfreunde, Freunde für immer. Der Mann hat sich viel umgesehn, besitzt Kenntnisse und ist ein ganz gewandter Dialektiker. Wir sprachen über Politik u. s. w. Seine Lehre kam darauf hinaus, daß jede Regierungsform gleich gut sei, wenn nur die Regenten gut seien (und die finden die Jesuiten überall gut, wo sie geduldet werden). Was die Jesuiten betrifft, über die wir ebenfalls sprachen, so war der Sinn seiner Aeußerungen, man müsse sie als rechtschaffene Leute gelten lassen, so lang man ihnen nicht den Prozeß machen könne. Wie kann man einen Mann für schlecht halten, so lang man ihn nicht hängen darf? Natürlich war ich vollständig seiner Ansicht und er ist

sicher überzeugt, mich belehrt zu haben, obschon er herausbrachte, daß ich ein Mann der Feder sei.

Den 27.

Ich mache schon bedeutende Fortschritte im Englischen. Einer der Passagiere, ein Engländer, sagte mir neulich bei Tisch: "Knowledge is power, Sir" (Kenntniß ist Macht, mein Herr). Heute begann der Mann auf dem Verdeck plötzlich zu würgen und zu musiziren, weil er zu viel gegessen hatte. Ich stellte mich theilnehmend an seine Seite und sprach mit Ernst und Würde: "Knowledge is power, Sir."

Uebrigens ist das Wetter jetzt schön, aber der Wind kontrair.

Heute Mittag sind wir 300 Stunden in gerader Richtung von Havre. Die See hat zwei Göttinnen geschaffen, die schlecht zusammen passen: die Göttinn der Liebe und die Göttinn der Langeweile. Und doch passen sie insofern zusammen, als die erste die zweite vertreibt und diese der andern Anhänger verschafft. Kann man aber auf der See lieben? Ich weiß es nicht, da ich keine Gelegenheit dazu gehabt habe. Wenn ich mich in ein Weib verwandeln könnte, würde ich herauszubringen versuchen, was die Jesuiten von der Liebe denken. Die verdammte Seekrankheit! Sie mischt sich in alle Gedanken und jetzt frage ich mich, wie ein Seekranker eine Liebeserklärung aufnehmen würde. „Mein Freund, ich liebe Sie!" — Braatsch — antwortet der Jesuit und spielt den umgekehrten Aetna. Verschlucke dich die Hölle, fühlloser Krater!

Uebrigens ist trotz diesen armen Jesuiten der Tisch vorzüglich. Was mich aber auf's Höchste ennüyirt und mir den Appetit verdirbt, ist die Sklaverei, welcher man durch die

sorgfältige Bedienung unterworfen wird. Die Aufwärter laufen beständig hinter Einem her, greifen Einem den Teller weg, schneiden Einem vor, schenken Einem ein, rufen Einem zu, daß man kaum zur Besinnung kommt. Es fehlt bloß, daß sie Einem die Speisen in den Mund stecken und vorkauen. Und dabei erhält man doch nicht, was man wünscht. Will man ein Bein, so bringen sie Einem einen Flügel, fordert man ein großes Stück, so erhält man ein kleines und umgekehrt, wünscht man weißen Wein, so schenken sie Einem rothen ein und man läßt es geschehen, um nur nicht noch mehr Umstände zu haben. Ich will lieber ein bescheidenes Essen — ohne Bedienung. Auch am Tische ist die Freiheit zu Hause, man muß selbst wählen und zugreifen können und der Magen will so wenig bevormundet sein wie der Kopf.

Den 30.

Beinah zwei Tage und zwei Nächte haben wir fortwährend Sturm gehabt und zwar mitunter ganz ausgezeichneten. Ich konnte der Bewegung wegen keine Zeile schreiben. Es gab Wellen beinah wie der kleine Saleve bei Genf. Sie spielten mit dem großen Schiff wie die Katze mit der Maus und gaben ihm mitunter Schläge, daß es halbe Minuten lang nachdröhnte und nachbebte, als wolle es sich über das Auseinanderbrechen besinnen. Das Schlimmste ist, daß der Sturm fortwährend kontrair kommt und uns nicht nur aufhält, sondern zurücktreibt. Das Schiff hat vier Herde in der Maschinerie und von diesen durfte nur ein einziger gebraucht werden, damit das Schiff nicht durch die Kollision mit den heranstürmenden Wellen Schaden leide.

Das sind schreckliche Zeiten für die Seekranken. Ununterbrochenes Vokalkonzert, mit Blasinstrumenten untermischt, daß man glaubt, in einer Teufelskirche zu sein, besonders wenn „Jan Windjes", wie die Holländer ihn nennen, die Orgel dazu spielt. Uebrigens haben die Gesunden fast ebensoviel zu leiden, wie die Kranken, denn, abgesehen von der Musik der letztern, es kracht das Holzwerk so gewaltig und sind die Bewegungen so stark, daß an Schlafen gar nicht zu denken ist.

Mein jesuitischer Schlafkollege ist mehr todt als lebendig. Außer seinen Eruptionen gibt er nur dann ein Lebenszeichen von sich, wenn ich ihm mit schlechten Witzen zusetze. Ich wundre mich, daß ein Seekranker so lachen kann. Mitunter schwatze ich ihm Zeug vor, daß er denken muß, ich sei toll geworden. Uebrigens habe ich herausgefunden, daß unter der Jesuitengesellschaft auch ein Amerikaner ist, der die Heerde wie ein Entrepreneur hinüberzuführen scheint. Er ist eine tonnenartige Figur und ein kreuzfideler Kauz, reißt fortwährend Witze, macht durch allerlei Töne die Katzen nach, lies't Romane u. s. w., so daß ihm kein Mensch, der nicht gleich mir die verwachsene Tonsur entdeckt hat, den Pfaffen anmerken kann.

Heute ist das Wetter etwas besser, aber der Wind noch immer kontrair. Zum Englischlernen komme ich gar nicht mehr. Schlafen und Essen ist der einzige Zeitvertreib. Der Tisch, zum zehnten Mal sei es gesagt, ist ausgezeichnet. Man scheint damit Renomme für die Havre-Linie machen zu wollen. Die besten Speisen, die man sonst in Jahr und Tag nicht zu sehen bekommt, sind hier etwas ganz Alltägliches und alle Tage gibt es etwas Neues und nach jeder Mahlzeit zum Dessert Champagner. Beim

Dessert wünsche ich mir immer unsern kleinen "Charcutier" hierher.

Den 3. Januar.

Das nenne ich ein Neujahr! Bis heute wieder fortwährend Sturm und was für Sturm! Ich habe nie ein so anhaltendes, furchtbares und, man könnte sagen, erbittertes Sturmwetter erlebt. Dagegen war die letzte Genfer „Bise" ein bloßer Seufzer. Es ist mir in der That unbegreiflich, daß wir Das überstehen konnten, obschon ich auf offener See für ein gutes und gut geleitetes Schiff die Gefahr nie hoch angeschlagen habe. Ein solches Wellengetümmel habe ich selbst am Kap der guten Hoffnung kaum gesehen. Sämmtliche Passagiere, von denen manche beständig zwischen Europa und Amerika hin- und herreisen, erklärten, sie hätten jamais si grosses vagues gesehen, und sie stritten sich darum, ob man sie Montagnes oder Alpes nennen müsse. Das Schiff mußte die meiste Zeit beilegen und die Maschine ganz still stellen.

Am Meisten haben mich wieder die Jesuiten interessirt. Sie werden immer zutraulicher und gemüthlicher und so oft sie mit ängstlichen Gesichtern hervorkrochen, arbeiteten sie sich mit Händen und Füßen zu mir, wünschten meine Meinung zu hören und sagten mir Schmeicheleien. Sie meinen, ich sei der Unerschrockenste auf dem ganzen Schiff, was eigentlich so viel heißt, als daß sie die Erschrockensten sind. Ich nehme es ihnen nicht übel. Wäre ich zum ersten Mal auf der See, ich würde dieß Getümmel auch nicht so ruhig angesehen, doch jedenfalls auch nicht so wenig Contenance gehabt haben, wie diese Männer Gottes. Am Wenigsten greift das Wetter moralisch meinen Schlafkollegen an. Er weiß vor lauter Seekrankheit nicht

was Sturm und Gefahr heißt und wenn er lichte Augenblicke hat, so benutze ich die ganz christlich, ihn durch irgend eine Posse aufzuheitern. Gestern früh, als er mit offenen Augen aus seiner Ecke hervorguckte, rief ich ihm aus meinem Bette „guten Morgen“ zu und es entspann sich folgendes Gespräch:

Ich. Fühlen Sie sich stark genug, mir ein Frage zu beantworten?

Er. Vollkommen.

Ich. Aber die Frage ist wichtig und könnte Sie anstrengen.

Er. Thut nichts, ich fühle mich ganz wohl.

Ich. Gehen Sie wohl mit sich zu Rathe, denn wenn die Frage Ihre Kräfte übersteigt, übernehme ich nicht die Verantwortlichkeit.

Er. Seien Sie unbesorgt. Aber Sie machen mich neugierig. Wie heißt Ihre Frage?

Ich. Meine Frage ist folgende: Wie heißt derjenige Theil des menschlichen Körpers, der mit einem A anfängt?

Er. Das kann ich Ihnen nicht sagen.

Ich. Aber ich kann es. Er heißt: Ai Stiefelknecht.

Darauf fing er der Maßen an zu lachen, daß ich fürchtete, er werde ersticken. Das ist die Art, wie ich meinen frommen Patienten aufheitere.

Wenn man nur besser schlafen könnte! Jede Kajüte kracht ihre besondre Melodie und so krachen ihrer etwa 50 durch einander. Man denke sich einige Dutzend Donnerwetter, jedes von verschiedener Tonart, akkompagnirt von 3000 Katzen, 300 Fischweibern, 50 Hagelschauern, 100 Ferkeln und 175 Gänsen, so hat man einen ungefähren

Begriff von dem Unwetterkonzert, dem wir hier Tag und Nacht zuhören müssen. Wenn einer Das auf Noten bringen wollte, müßte er die Noten mit Mastbäumen schreiben.

Aendert sich das Wetter noch nicht bald, so berufe ich eine Massenversammlung, halte eine Rede an die Mannschaft, verrathe die Jesuiten und ihre versteckte Tonsur, bürde ihnen die Schuld auf und trage darauf an, sie in corpore über Bord zu werfen. Da sie, durch besondere Begünstigung des französischen Gouvernements, für den halben Preis reisen — wie mir Einer verrathen hat —, so verlieren sie beim Versaufen nur halb so viel wie die übrigen Passagiere.

Wir sind jetzt 11 Tage unterwegs und haben erst die Hälfte zurückgelegt. Noch 11 Tage und ich vergreife mich an meinen Mitmenschen.

Den 7.

Um seinen Jesuiten einige Erholung zu gewähren, hat der liebe Herrgott einen halben Tag besseres Wetter gesandt, dann aber wieder Sturm und zwar noch wüthenderen, als zuvor. Manchen ist dabei das Herz so tief in die Hose gesunken, daß sie glaubten, es werde nicht wieder heraufkommen. Unser Schiff ist alt, aber solid, das hat es bei diesen fürchterlichen Proben gezeigt. Trotz allen Stürmen und Wellen bleibe ich von der Seekrankheit verschont. Wenn nur die Langeweile nicht wäre! Der Sturm gewährt keine Unterhaltung mehr und zu jeder Beschäftigung ist man bei diesem Lärm und diesen heftigen Bewegungen aus physischen Gründen total unfähig, da man nur darauf bedacht sein muß, sich auf den Beinen, oder auf dem Sitz, ja selbst im Bette festzuhalten. Auf

die Dauer könnte man dabei vor lauter Nichtsthun toll werden und die apathischen Seekranken kommen Einem manchmal wahrhaft beneidenswerth vor. Mich ekelt dieß Seeleben noch an, wenn es schon lang überstanden ist. Gefahren überstanden zu haben, ist angenehm. Ueberstandene Langeweile aber erweckt auch in der Erinnerung nur Langeweile.

Von Seethieren haben wir bisher nur Sturmmöven, Meerschweine und Jesuiten gesehen. Vielleicht bekommen wir Wallfische zu sehen, wenn wir die Gegend von Neufundland erreichen.

Den 9.

Das Wetter hat sich endlich geändert. Heute ist wahres Frühlingswetter und der beste Wind. Wir können jetzt in 4—6 Tagen in New-York sein.

Uebrigens ist der Tisch, unser Hauptunterhaltungsmittel, bedeutend schlechter geworden. Es scheint, durch die lange Dauer der Reise sind die Delikatessen erschöpft. Ich laborire an Halsentzündung und Katarrh — auch eine Unterhaltung und einiger Maßen Ersatz für die Seekrankheit.

Den 13.

Die Aussichten haben sich abermals verschlechtert. Wieder fortwährend kontraire Stürme mit Regen und Schnee. Da voraussichtlich der Kohlenvorrath nicht mehr bis New-York ausreichen wird, steuern wir jetzt nach Halifax. Das gibt wieder einige Tage Aufenthalt und Umweg, so daß wir schwerlich vor dem 20. in New-York eintreffen werden. Mir kommt diese Reise vor als dauere sie drei Monate.

Halifax, den 14.

Endlich habe ich den amerikanischen Boden unter den Füßen. Halifax ist eine fast nur aus Holz gebaute Stadt mit etwa 20,000 Einwohnern. Der Schiffsverkehr ist jetzt wegen des Winters wie todt. Auf den Straßen habe ich außer einigen hübschen Engländerinnen fast nichts gesehen, als eine Menge scheußlicher Negerinnen, vor deren Lippen man unwillkürlich ausweicht, weil sie aussehen, als wollten sie sich öffnen zum Verschlingen ihres Betrachters. Eine, die an der Thüre stand, sah mich an, als seien ihre Lippen am Ueberlegen, ob ich wol hindurch könne, und spräche ich genug Englisch, so würde ich flehentlich ausgerufen haben: verschonen Sie mich, ich bin Familienvater und Menschheitsbeglücker!

Aus Freude über die einstweilige Erlösung, oder aus Langeweile faßte heute das ganze Passagierkollegium nebst dem Schiffskapitain den Beschluß, in einem Hotel der Stadt zu Mittag zu speisen. Ich konnte mich nicht füglich entziehen und das kostete mir beinah meine letzten Thaler, denn die Menschen tranken nach der Mahlzeit Champagner (schlechten dazu) und dann wurden die Kosten vertheilt.

Hier gibt es Austern beinah so groß wie die Fläche der Hand. Man nimt sie aus den Schalen, quatscht ein Dutzend mit ihrer Original-Flüssigkeit in einen Teller zusammen, thut Pfeffer, Essig und allerlei Schmiere darüber und dann harpunirt man sie mit der Gabel aus der Brühe heraus. So oft Einer solch ein Ungethüm verschlingt, wobei die Anstrengung allerlei kuriose Töne verursacht, ungefähr wie wenn Wasser in eine Senkröhre hinabgurgelt, denke ich an den „Kampf mit dem

Drachen.“ Auch werden hier Seekrebse und Truthähne aufgetischt, vor denen man sich einiger Maßen ermannen muß, ehe man zugreift. Wären nach diesem Maßstab die amerikanischen Menschen konstruirt, so würde ich unter ihnen aussehen wie ein Halbwachsener.

Vor dem Essen hatte ich eine lächerliche Szene. Das Erste, woran ich dachte, als ich an's Land kam, war, mir den Kohlenstaub und sonstigen Schmutz der Reise gründlich abzuwaschen. Ich lief daher in die Stadt und fragte (natürlich auf Englisch) nach einem Bad. Ein Junge führte mich zehn Minuten weit durch allerlei Gassen und brachte mich endlich zu einem Fischer, der Boote vermiethete und überrascht zu sein schien, daß ich in diesem Winterwetter eine Spazierfahrt machen wollte. Ich hatte nämlich das Wort Bath zu o-mäßig ausgesprochen in der Meinung, mich ganz gewählt und ächt englisch auszudrücken. Endlich gelang es mir, durch die fürchterlichsten linguistischen Anstrengungen, den Menschen begreiflich zu machen, daß ich meine Persönlichkeit bis an das Kinn in Wasser tauchen und abwaschen wolle. Ich wurde in eine Barracke geführt, wo nach einer halben Stunde das Wasser so weit erwärmt war, daß ich in den hölzernen Badetrog hineingehen konnte ohne festzufrieren. Jetzt ging es mit Hülfe der mitgebrachten Süßwasserseife an ein Waschen und Reiben, als hätte es gegolten, einen Seehund abzuhäuten. Merkwürdiger Weise wollte die Seife nicht „abgeben“ und mit dem groben Handtuch mußte ich die Haut förmlich abfeilen. Ein Spiegel war nicht da, doch setzte ich voraus, daß Alles in Ordnung sei. Endlich war das Werk gethan, und ich stellte mich in dem Gasthof ein mit dem stolzen Bewußtsein, daß ich der Reinste der

ganzen Gesellschaft sei. Man sah mich verwundert an und lächelte verdächtig. Die Ursache zeigte mir ein Spiegel: das halbe Gesicht war schwarz und streifig von einer Farbenmischung, die durch Kohlenstaub, Seife und — Seewasser gebildet war. Das Wasser nämlich, worin ich mich gebadet, war, ohne daß ich es ahnte, Salzwasser.

Halb schwarz, oder „schwarz-weiß“ — so war also mein erstes Auftreten in Amerika. „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?“

Den 15.

Heute Nachmittag geht's weiter nach New-York. Bis dahin wird's wol nichts mehr zu notiren geben. Deshalb jetzt noch ein Paar Merkwürdigkeiten. Sie betreffen meine jesuitischen Freunde.

Es ist mir langweilig geworden und hat keinen Zweck mehr, mich länger zu verstellen, und ich benutzte daher heute einen Diskurs mit dem beleibten Herrn aus Rom, meine Maske vollständig abzunehmen. Es kam die Rede auf Religion und ich erklärte ganz trocken, daß ich davon nichts verstehe, da ich Atheist sei. „Das ist nicht möglich,“ rief der Mann aus. Warum nicht? „Weil Sie ein Mann von Verstand und Bildung sind.“ Jetzt wurde untersucht, was Verstand und Bildung ist. Er bewies mir, daß beide auf einen Gott hinauskommen müssen. Ich ließ ihn ruhig den „gestirnten Himmel“, die „Schönheit der Welt“, kurz alle die trivialen Beweisstücke für das Dasein eines Urhebers, Schöpfers u. s. w. auskramen und setzte ihm dann mit Gegenargumenten zu. Es dauerte nicht lang, so entdeckte er, wovon ich nicht das Mindeste bemerkte —, daß es anfange zu regnen, und retirirte eilig unter das Verdeck. Als ich ihm nachging, um ihn defi-

nitiv zu „erledigen“, fand ich ihn in einer ganz dunkelen Ecke sitzen, wo er plötzlich — „böse Augen“ hatte.

Von dem Augenblick ab hat er mich in Ruhe gelassen.*)

Das Heiterste erlebte ich mit meinem jungen Schlafkameraden. Er wußte von meinem Atheismus noch nichts und hatte noch das alte Zutrauen zu mir, welches so groß war, daß er mir zum Schluß der Reise eine Beichte ablegte. Denkt Euch den großen Augenblick, wo ein Jesuit mir, dem Gottlosen, beichtet! Aber was beichtete er? War es eine Sünde? Ich weiß nicht, wie ich es klassifiziren soll; jedenfalls mögte ich dergleichen weder auf noch unter dem Gewissen haben. Es ist wörtlich wahr, daß der Mensch mir mit der Miene eines bekümmerten Delinquenten oder armen Sünders beichtete, er habe — Schöpfer der peristaltischen Bewegungen, vergib ihm! — er habe — Männer der Wissenschaft, wie ist Das möglich? — er habe — Gott des Rhabarbers, komm' ihm zu Hülse! — er habe — wie lang läßt sich dergleichen eigentlich durchführen? — er habe, ja, er habe, er habe, er habe — in 20, sage zwanzig Tagen keinen Stuhlgang gehabt! Und Das sagte er mit einer leidenden, bekümmerten Miene, als martere ihn der Zweifel, ob er wol jemals wieder sich eines christlichen Stuhlganges erfreuen werde.

Ich erstaunte ob dieses zwanzigtägigen Weltwunders, das kein Mensch ohne übernatürliche Hülfe zu Stande bringen kann, bis in die Tiefen meines Herzens und

---

*) Der Mann war, wie ich später erfuhr, der Provinzial der Jesuiten von Baltimore.

sämmtlicher Eingeweide. Doch, mich auf meinen Beicht-vaterberuf besinnend, erhob ich feierlich die Hand, legte alles Gottvertrauen in meine Miene und gab dem gepeinigten Sünder Absolution mit den tröstenden Worten: „Beruhige dich, Mann Gottes; du hast unter seinem allmächtigen Beistand den Gang der Natur während dieser Reise vollständig umgekehrt und fortan wirst du sein wie die Kirche: wo man hineingeht, da geht man auch wieder hinaus! Amen!"

So weit mein Tagebuch. Am Tag der Abreise von Halifax gab ich noch einen Brief nach New-York an Eichthal zur Post, da ich der Post zutraute, daß sie eher anlangen werde, als der jesuitenbeladene „Mississippi", dem sich die See so wenig günstig gezeigt hatte. Endlich erreichten wir, durch schlechtes Wetter abermals aufgehalten, nach einigen Tagen die Bai von New-York, also nach einer Reise von beinah vier Wochen.

V.

Empfang in New-York. Thätigkeit daselbst. Die Nachricht von der Februarrevolution. Vorbereitungen zur Rückkehr nach Europa. Der teutsch-amerikanische Gesandte.

Als ich in New-York landete, dachte ich natürlich zunächst daran, Eichthal aufzusuchen. Ich hatte keine nähere Anweisung über die Lokalität erhalten und wußte keine Adresse. Ein ebenfalls auf dem „Mississippi" herübergekommener teutscher Kaufmann wurde am Schiff von einem Bekannten abgeholt und ich bestieg mit ihnen denselben Wagen. Da ich aus ihrem Gespräch entnahm, daß sie in New-York näher Bescheid wußten, fragte ich den Einen, der aus der Stadt gekommen war, ob er mir sagen könne, wo Herr Eichthal, der Redakteur der „Schnellpost", wohne. „Der wohnt gegenwärtig auf dem Kirchhof," war die Antwort. Er war am 15. Dez. 1847, am Tage meiner Abreise von Genf, gestorben.

Eine traurigere, niederschlagendere Nachricht konnte mich nicht bewillkommnen. Eichthal hatte ich nach Allem, was ich von ihm wußte, nicht bloß als einen intelligenten

Ehrenmann anzuerkennen, sondern auch als den eifrigsten Vorkämpfer der Zwecke, die ich in diesem Lande zu verfolgen gedachte. Freiligrath, der die Nachricht von seinem Tode ungefähr um dieselbe Zeit in London erhielt, wie ich in New-York, schrieb mir am 14. Jan. 1848 über ihn: „Du bist jetzt hoffentlich seit mehreren Tagen in New-York angekommen, wirst jedoch bei Deiner Ankunft schmerzlich überrascht gewesen sein, den trefflichen Eichthal nicht mehr unter den Lebenden zu finden. Ich selbst erfuhr die Trauerbotschaft erst vor wenig Tagen durch die Weserzeitung und muß sagen, daß mich seit lange nichts so erschütt rt hat wie dieser jähe Tod."

„Eichthal war gewiß dein wärmster, eifrigster, unermüdlichster Freund in Amerika. Er hat das bewiesen: ohne seine Anregung, ohne sein unablässiges Arbeiten in der Schnellpost wärst du, was deine amerikanischen Projekte anbetrifft, sicher nicht so weit, wie du hoffentlich jetzt sein wirst. Ihm zumeist verdankst du den glücklichen Erfolg der bisherigen Subscriptionen, ihm den gebahnten Weg, der dich drüben empfängt."

„Inzwischen bleibt es schlimm, daß gerade dieser Ehrenmann dir nicht zuerst die Hand bieten, dich nicht zuerst bei den Landsleuten einführen konnte."

Zu diesem ehrenden Zeugniß über den Verstorbenen will ich gleich auch noch folgende Stelle aus Freiligrath's Brief mittheilen, da sie auf eine eigenthümliche Weise mit Dem kontrastirt, was ich bald nachher in New-York erfuhr:

„Auf der andren Seite ist aber vielleicht eben sein Tod Ursache, daß dir bald schon (und eher, als es sonst geschehen sein würde) ein congenialer Wirkungskreis und mit die-

sem die dir und den Deinigen nothwendige Existenzbasis zuwege gebracht wird. Ich denke an die verwais'te Schnellpost! Bis jetzt, glaube ich, war das Blatt ein Privatunternehmen Eichthals. Könnte es nun nicht eine, aus wohlhabenden dortigen Deutschen zusammengesetzte Aktiengesellschaft an sich bringen und dich — gegen ein anständiges Gehalt oder (resp. und) mit einem Antheil am Nutzen — zum Redakteur machen?"

Eichthal also todt! An wen sollte ich mich nun wenden? Nachdem ich vergebens an zwei teutschen Logirhäusern angefragt, wo man keinen Raum mehr hatte, fand ich endlich ein Unterkommen bei Herrn Lievre, der damals noch in der Frankfort-Str. wohnte. Ich hatte meinen Namen noch Keinem genannt und wünschte mich zunächst durch Nachfragen im Lokal der „Schnellpost" zu orientiren. Als ich mich dort einfand, um mich nach dem derzeitigen Redakteur zu erkundigen, stürzte mir, sobald ich meinen Namen nannte, der ehemalige „deutsch-katholische" Agitator Dowiat an den Hals, ein Mann, den ich persönlich nie gesehen, dessen Vergangenheit mir aber besser bekannt war, als den Leuten in New-York. Ich ließ ihn Das sofort merken, aber er nahm keine Notiz davon.

Es währte jetzt nicht lang, so wußte man in New-York, der große Mann sei angelangt und es wurde in einer, von einem Göttinger Flüchtling oder Justizmärtyrer gehaltenen Weinwirthschaft sofort eine Vor-Besichtigung selbigen großen Mannes durch eine ausgewählte Gesellschaft veranstaltet. Da ich dort Gelegenheit erhalten sollte, die hervorragendsten der Männer kennen zu lernen, auf deren Mitwirkung ich mich zu stützen hatte, machte ich keine Schwierigkeiten, obschon ich mehr Neigung empfand, mich

zu Bette zu legen, als, mich in einer Gesellschaft empfangen zu lassen.

An einem langen Tisch sammelten sich in kurzer Zeit zwei bis drei Dutzend Gäste, die Rheinweinflaschen vor sich. Nachdem man einige Minuten konversirt, erhob sich als selbstgewählter Präsident der Gesellschaft Herr — Dowiat, um mich vorzustellen und zu bewillkommnen. Eichthal todt und Dowiat Bewillkommnungspräsident! „Immerhin bleibt es schlimm," heißt es in Freiligraths Brief, „daß gerade dieser Ehrenmann dir nicht zuerst die Hand bieten, dich nicht zuerst bei deinen Landsleuten einführen konnte". Herr Dowiat Einführungspräsident! Ich besah mir die Gesellschaft genauer und doch sah sie anständig aus. Die Lobrede begann. Sie galt dem Mann, dem Mann, dem großen Mann. Tiefe, feierliche Stille. Ja, so ist es; schön ausgedrückt; der Redner löſ't seine Aufgabe fähig und würdig. Endlich ist die Rede fertig und es wird auf den Mann, den Mann, den großen Mann angestoßen, daß die Gläser zu zerspringen drohen. Darauf wieder feierliche Stille, denn jetzt wird der Moment eintreten, wo der große Mann auf den Toast erwiedern muß. Gespannte Erwartung. Was wird er sagen? Seht, wie er nachdenkend auf den Tisch glotzt. Augenscheinlich bereitet er eine lange Rede vor. Sind keine Reporter da? Noch immer kein Wort! Ist er vielleicht zu bewegt? Hat die Rede des Präsidenten etwa einen zu tiefen Eindruck auf ihn gemacht? Sonderbar — er schweigt noch immer. Doch nein, er blickt auf, er macht Anstalten, er öffnet den Mund und fragt seinen Nachbar, den Dr. Brüninghausen, einen rheinischen Landsmann, im alltäglichsten Ton:

„Sind in New-York die Häusermiethen hoch?“

Wie? Das ist die Antwort auf einen solchen Toast? Was steckt dahinter? Als man später erfahren, wer und was der Bewillkommnungspräsident war, wußte man das Räthsel zu lösen; für den Moment aber hat man es mir sehr übel ausgelegt, daß ich so wenig Diplomat war, so wenig Respekt vor Komplimenten zeigte und mich bald nach erlittenem Toast empfahl, weil ich in mehreren Wochen nicht menschlich geschlafen habe und der Ruhe bedürfe.

In einer Stellung, wie die meinige damals war, konnte bei der Verfolgung meiner Zwecke möglicher Weise viel davon abhangen, an wen ich mich zuerst adressirte, durch wen ich mich introduziren ließ, wer mich umgab, wo ich logirte u. s. w. Ich hatte für alle diese Rücksichten keine Anleitung. Menschen und Verhältnisse waren mir völlig fremd und zu meiner Orientirung mußte ich nach allen Seiten erst Beobachtungen und Erfahrungen machen. Wäre ich übrigens auch im Voraus über Alles genau unterrichtet gewesen, am Ende würde ich doch denselben Weg eingeschlagen haben, den ich ging, da ich meine Umgebung erst meinem Zweck entsprechend zu gestalten hatte. Diesen Zweck kannte man und sollte man bald noch näher kennen lernen. Wer, dachte ich, sich dafür interessirt und dafür mitwirken will, der wird sich melden und wer sich nicht dafür interessirt, der ist mir gleichgiltig, der existirt nicht für mich.

Wie nöthig und probat diese Richtschnur war, zeigte sich bald, da man von den verschiedensten Seiten mich in Beschlag zu nehmen suchte. Politische Parteiagenten, Lokalgrößen, Klassenführer, Popularitätsspekulanten, kurz allerlei große und kleine Männer machten dem vielbespro-

chenen Ankömmling ihre Aufwartung, um ihn kennen zu lernen und zu sondiren, was sich mit ihm beginnen lasse. Ich aber richtete meine Rücksichten auf sie, mogten sie eine Stellung haben, welche sie wollten, bloß nach ihrer Ehrenhaftigkeit, soweit ich sie beurtheilen konnte, und nach dem Interesse ein, das sie für die Sache der Revolution bewiesen. So ließ z. B. Herr Bennett, der Herausgeber des „Herald“, mich wiederholt einladen, ihn zu besuchen, und als mir ein Festessen gegeben wurde, sandte er einen besondern Berichterstatter, der mich nicht wenig herauspuffte. Als ich mich aber erkundigt hatte, wer Herr Bennet sei, ließ ich ihm auf erneuerte Einladung sagen, ich wolle mit einem Menschen seiner Art nichts zu schaffen haben, und seit jener Zeit wurde mein Name nicht wieder im „Herald“ genannt, der für die Revolution so viel Interesse hatte wie der Mann im Mond. Unter den Teutschen bemühte sich sehr angelegentlich der verstorbene Advokat Dr. Ludewig, mir einen hohen Begriff von seiner Persönlichkeit, Begabung und Bedeutung beizubringen. Als er aber bei einem Festessen der „Deutschen Gesellschaft“ gegen die Revolution auftrat, wobei er die Phrase gebrauchte, „nicht Gewitter und Sturm, sondern Sonnenschein“ sei der Entwickelung der Völker förderlich, kanzelte ich ihn in der „Schnellpost“ als „Doktor Sonnenschein“ herunter — ein Spitzname, den er bis zu seinem Tode behalten hat. Mit Herrn Ludewig griff ich zugleich die teutschen Aristokrätler der Konsular- und Importer-Regionen an, denen ich bald angemerkt, daß sie nichts Anderes im Kopf hatten, als den ekelhaften Dünkel „ihres Hauses“ und ihres Geldsacks. Ich hatte die beste Gelegenheit, in diese Kreise freundlich eingeführt zu werden,

aber ein richtiges Gefühl sagte mir, daß ich dadurch nur umsonst meinem Charakter etwas vergeben würde, ohne meiner Sache zu nützen, denn die teutschen Kaufmanns-Aristokrätler in New-York — ich nannte sie „halb Junker, halb Ladenschwengel" — waren damals, was sie jetzt noch sind: die geistlosesten, engherzigsten, ordinairsten, reaktionairsten und dabei hochmüthigsten Geldschacherer und Geldprahler, die sich denken lassen. Ich habe damals, wie später, auch unter den begüterten teutschen Kaufleuten einzelne respektable Personen gefunden; aber Diejenigen, die den Ton angaben, waren die Konsuln und die Bremer Autoriäten der „Deutschen Gesellschaft" und diese griff ich sofort auf das Entschiedenste an, wodurch ich mir von vorn herein alle Aussicht abschnitt, von ihnen — zu Tisch geladen zu werden.

Eine amüsante Probe der Aussichten, welche mir nach einer entgegengesetzten Seite hin eröffnet wurden, liefert folgendes Schreiben eines Kommunistenchefs, der damals unter den Arbeitern eine große Rolle spielte. Was die vertrauliche Anrede betrifft, so bemerke ich, daß ich den Verfasser nie gesehen und nie mit ihm in Verbindung gestanden hatte. Er wird gedacht haben, alle „großen Männer" seien, wie alle Herren von Gottes Gnaden, von vorn herein „Brüder".

„New-Orleans den 5. Februar 1848.

Lieber Heinzen!

Sie werden die Richtung Ihres Wirkungskreises und die Tendenz dieser Richtung hier in Amerika wohl schon bestimmt haben, obwohl aus Ihrer ersten Rede darüber noch nichts Bestimmtes zu ersehen ist. Vergessen Sie aber nicht, lieber Heinzen, daß jetzt alle deutschen Herzen in

den Ver. Staaten Ihnen entgegenschlagen. Sie können zum Heile der Menschheit Großes wirken, wenn Sie die günstige Stimmung benutzen, die Ihre Freunde für Sie unter das Publikum verbreitet haben. Aber ach! (verzeihen Sie diese Bemerkung), Sie kennen das Publikum nicht, Sie kennen das Volk in Amerika noch nicht. Ich denke Sie umgeben von wohlwollenden Geldmännern, wohlwollend gegen Sie, aber nicht einen hohen erhabenen praktisch wirkenden, allgemeinen Zweck der Humanität erfassend. Sie könnten dem ganzen Humbug einen Strich durch die Rechnung machen, wenn Sie — auf unsere, wenn Sie auf meine Seite träten, wenn Sie mit mir, wenn ich für Sie wirken könnten. Sie vergaßen in Ihrem „Rechenexempel" die Geldsäcke, den Mammonsdienst, Sie berührten bloß die Fürsten. Ach, denen haben wir neben vielem Bösen auch manches Gute zu verdanken. Ordnungsliebe, die uns einst in der Freiheit trefflich zu Statten kommen wird. Die amerikanische Form werden wir in einem Jahr nach der Revolution begriffen haben. Ehe sich aber Amerika an Ordnung gewöhnt, wird es mehr als ein Jahrzehend brauchen. Können Sie, wollen Sie nicht mit uns wirken? Sie werden einen großen Theil der intelligenten Geldmänner mit herüberziehen. Sie werden eine ungeheure Bewegung begründen und befestigen, die nur noch auf den Ruf von Männern, wie Sie, wartet. O, lassen Sie sich durch mich bestimmen. Reißen Sie sich los aus den Armen der politischen, ästhetischen Spiegelfechter. Werfen Sie sich in unsere Bewegung. Es wird Ihnen ohnehin unmöglich, sie zu hindern. Sie würden es auch nie wollen: denn Ihre Absichten können in den Hauptsachen keine andern sein als die unsern. Sie

finden in New-York Gelegenheit sich mit unserm Plan in Bekanntschaft zu setzen. Prüfen Sie und schreiben Sie mir nach Cincinnati, wohin ich in einigen Tagen gehe.

Ihr aufrichtiger

W. Weitling."

Ich war unhöflich genug, Folgendes zu antworten:

„Werther Herr!

Ihren Brief vom 5. d. M. habe ich erhalten. Sie fodern mich auf, mich mit Ihnen zu vereinigen. Daraus geht hervor, daß Sie entweder mich nicht kennen, oder glauben, ich kenne Sie nicht. Ihr System steht fest, wie ich weiß. Ich respektire an Ihnen, daß Sie nach Ihrer Ueberzeugung handeln und sich bemühen, Ihre Ueberzeugung Fleisch und Bein werden zu lassen, während andre, namentlich die gelehrten Kommunisten, sich mit Redensarten begnügen und Reißaus nehmen, wenn man ein Eingehen auf die Praxis von ihnen verlangt. Aber mit meiner Anerkennung Ihrer Ueberzeugungstreue und Beharrlichkeit ist keineswegs eine Anerkennung Ihrer Ansichten verbunden. Ein Kommunist steht mir ebenso fern wie der Kaiser von Rußland. Der Kommunismus ist in meinen Augen ebenso freiheitsfeindlich, kulturwidrig, ja barbarisch wie der Despotismus der gekrönten Unmenschen, deren Partei Sie aus „Ordnungsliebe" ergreifen. Daß ich darum aber nicht auf der Seite Derer stehe, welche mit dem Geld die Menschen unterjochen wie die Andern mit der Gewalt, brauche ich nicht erst zu versichern. Mein Auftreten hat es längst bewiesen und wird es auch ferner beweisen. Ich halte jedoch die Grundlagen fest, welche nach meiner Ueberzeugung die richtigen sind, und diese Grund-

lagen bietet der wahre Republikanismus, nicht aber der wahre Kommunismus.

Hätte ich übrigens kommunistische Ueberzeugungen, ich würde dennoch sehr vorsichtig beim Verkehr mit Kommunisten zu Werke gehen, da ich schon mehrere dieser Herren kennen gelernt habe, die hinter einem freundlichen, jesuitischen Entgegenkommen die lächerliche und hinter meinem Rücken ausgesprochene Absicht verbargen, mich zu benutzen. Ich mögte in dieser Beziehung Niemanden den Schmerz einer lang hinausgeschobenen Enttäuschung bereiten. Ich schließe mich ohne persönliche Rücksichten jeder Bewegung an, die meinen Ueberzeugungen entspricht, aber ich besitze die Schwäche, nur aufrichtige Freunde oder aufrichtige Feinde haben zu wollen.

Mit Ergebenheit

u. s. w.

New-York, den 16. Februar 1848."

So schnitt ich mir denn von vorn herein nach der äußersten Rechten, wie nach der äußersten Linken alle Sympathie und Mitwirkung ab. Das diplomatische Freundlichthun mit Menschen, von denen man durch Charakter wie durch Prinzipien einmal gründlich geschieden ist, habe ich stets nicht bloß für eine persönliche Herabwürdigung, sondern auch für weggeworfene Mühe gehalten. Heute oder morgen kommt man mit solchen Menschen ohnehin zum Bruch und deshalb erspart man lieber von vorn herein sich wie seiner Sache die Blamage einer kompromittirenden Berührung und den Vorwurf einer versuchten Unehrlichkeit.

Aber wo waren denn Diejenigen zu finden, an die ich mich halten sollte? Ein Mann in St. Louis, der sich

für meine Bestrebungen interessirte, warnte mich etwas später vor falschen Freunden und irrigen Auffassungen. „Ich habe Vermuthungen, schrieb er, die im Wesentlichen auf meiner Schätzung Ihres Charakters beruhen. Es ist möglich, daß Ihnen Erfahrungen bevorstehen, welche Sie durch die zeitige Hülfe aufrichtiger und vorurtheilsfreier Freunde, wie der verstorbene Eichthal war, wohlfeiler gehabt hätten. Der in mannigfachen Widerwärtigkeiten gestählte Muth Ihres Charakters wird sich auch bewähren, wenn neue Täuschungen gehegter Erwartungen ihn auf die Probe stellen sollten. Vielleicht sind Sie nicht argwöhnisch genug u. s. w. Sollten Sie jemals Grund haben, zu vermuthen, daß Sie von Ihren bisherigen Freunden dort schlecht berathen worden, so wenden Sie sich an andre, und ich empfehle Ihnen Dr. Ludewig, Dr. Henschel, H. Kriege, Dr. Gescheidt und solche Männer, mit denen Sie durch diese bekannt werden."

Wer New-York kennt, wird über diesen Rath eines, im Uebrigen ganz gescheidten und erfahrenen Mannes lächeln müssen. Von dem Dr. Ludewig habe ich schon gesprochen. Was H. Kriege betrifft, so kannte ich ihn von Brüssel her als Marxschen Kommunisten. Es war mir daher (obschon ich persönlich nichts gegen ihn hatte) keine Annäherung an ihn zuzumuthen, so lang er nicht mit Aufgebung seiner falschen Richtung sich an mich anzuschließen suchte. Ob aber die Herren Henschel, Gescheidt u. s. w. mit mir für die Revolution wirken wollten, ist eine Frage, die ihr Freund, der „Dr. Sonnenschein", schon für sie beantwortet hatte.

Die Verhältnisse waren eben der Art, daß ich, mogte ich mich anschließen an welche Seite ich wollte, dadurch

nichts gewann und gleichzeitig nach andren Seiten verlor. Ich konnte mich daher an keinen andern Rath binden, als den meiner Ueberzeugung und mußte es darauf ankommen lassen, wer von sich aus etwas für meinen Zweck zu thun sich bereit zeigen werde. Ich mußte von dieser Prätension ausgehen, da ich für eine allgemeine Sache wirken wollte und nicht für eine persönliche Spekulation. Und um diese Wirksamkeit zu sichern, mußte ich mir aus den verschiedenen Elementen eine besondere Partei zu bilden suchen, indem ich die entschieden ungeeigneten sofort bekämpfte und die geeigneten zu vereinigen suchte. Das war freilich keine leichte Aufgabe, namentlich da, wo durch öffentliche Auszeichnungen jeder daran Betheiligte Anspruch auf persönliche Rücksichten erworben zu haben glaubte.

Es ist mir stets unbegreiflich gewesen, wie ein verständiger Mensch von männlichem Geschmack Vergnügen finden kann an jenen öffentlichen Windbeuteleien und Beräucherungen, womit namentlich die Teutschen stets Jeden zu beehren bereit sind, dessen Name einige Mal in der Zeitung gestanden hat oder irgend eine öffentliche Leistung repräsentirt. Einem Menschen, der etwas Rechtes erstrebt und leistet, muß es wohlthun, zu sehen, daß es anerkannt wird und Anklang findet, denn er muß eben darin eine Garantie für den Erfolg und eine Ermuthigung für ferneres Streben erblicken; aber wenn diese Anerkennung sich nur in leeren Demonstrationen und persönlichen Huldigungen erschöpft ohne entsprechende Unterstützung der Sache, so ist dieß der beste Beweis, daß man Demjenigen, dem die Huldigung gilt, mehr Ehrgeiz zutraut, als uneigennütziges Streben, und daß Diejenigen, von welchen

die Huldigung ausgeht, ihn nur benutzen wollen als Mittelpunkt für ihre eigene Schaustellung. Man denke sich einen Revolutionair, dem man mit einem Kostenaufwand von einigen hundert Dollar einen Fackelzug und ein Ständchen bringt, vor dem aber, wenn er diese Kosten für seine Sache in Anspruch nähme, alle seine Bewunderer und Beräucherer davonlaufen würden. Welche Satisfaktion könnte er darin finden, von solchen Menschen mit Fackelzügen und Ständchen beehrt zu werden?

Mir war der bloße Gedanke an solche Thorheiten schon zuwider und wo ich Denen, welche mir öffentliche Auszeichnungen bereiteten, anzumerken glaubte, daß ihr ganzes Interesse sich auf Phrasenmacherei und Windbeutelei beschränkte, habe ich stets die Gelegenheit benutzt, ihnen unzweideutig zu verstehen zu geben, daß, wer nicht meine Sache unterstützen wolle, mir mit persönlichen Huldigungen vom Leibe bleiben möge.

Die erste Gelegenheit, mit meinen Freunden in New-York näher bekannt zu werden, lieferte ein, mir zu Ehren gegebenes Festessen. Es widerstritt meinem Gefühl, auch nur ein Festessen anzunehmen ohne den Vorsatz, dasselbe für meine revolutionairen Zwecke direkt nutzbar zu machen. Man hat Das getadelt, weil eine solche Gelegenheit nur zu den Zwecken der Festgeber benutzt werden dürfe und überdieß die Theilnahme aller Derer ausgeschlossen gewesen sei, die nicht bei dem Essen zugegen sein konnten; allein ich habe mir Recht darin geben müssen, daß ich das Eisen schmiedete, wo es warm war, und konnte immerhin annehmen, daß die eifrigsten Freunde der revolutionairen Sache dem Essen beiwohnten. Den auf mich ausgebrachten Toast

erwiederte ich mit folgender Ansprache, die sich in der „Schnellpost“ vom 26. Januar 1848 abgedruckt findet:

„Meine Herren! Meine Freunde!

Nehmen Sie zunächst meine herzliche Erwiederung Ihrer Begrüßung an. Sie haben als Freunde mich aufgenommen, lassen Sie mich als Freund in Ihre Mitte treten. Ich würde dabei sehr zaghaft werden müssen, wollte ich die Anerkennung, die Sie mir zu Theil werden lassen und deren Organ der vorhergehende Redner war, mit meinem geringen Verdienst zusammenstellen; aber ich rechne sie meinem guten Willen zu, auf den Sie stets sich verlassen können, und der Sache, welcher er geweiht war. Zugleich glaube ich in dieser Anerkennung die Absicht einer aufmunternden Betheiligung finden zu müssen, und Dieß erfüllt mich mit Muth und Vertrauen. Findet die Sache, welcher ich gedient, diesseit des Ozeans nur zum zehnten Theil so viel Freunde, wie sie jenseits Feinde gefunden, so kann der Erfolg eines fortgesetzten Strebens nicht ausbleiben.

Sie kennen das alte Sprichwort: „Je mehr Feinde, je mehr Ehr’“. Soll ich dieß Sprichwort auf mich anwenden, so darf ich ohne Unbescheidenheit erklären, daß in neuerer Zeit wenig Menschen eine größere Ehre zu Theil geworden ist, als mir. Ich habe diese Ehre nicht gesucht, sie aber auch nicht gefürchtet und Dieß ist das einfache Mittel, dazu zu gelangen. Despoten und Büreaukraten, Obskuranten und Philister, unterstützt noch durch ein ganzes Heer sonstiger Helden der Gemeinheit und Bornirtheit, denen ich die Wahrheit ohne versüßende Beimischung eingeschenkt, haben mich unter ihrem Anathema zu ersticken

gesucht; ihr widriges Geheul klingt mir noch jetzt in den Ohren, und obschon auf der Reise hieher mir eine gehörige Quantität Nordwest um das Gesicht gestrichen, ist es mir, als spüre ich noch jetzt den Duft der faulen Aepfel in der Nase, welche die ehrenwerthe Sippschaft meiner Feinde mir nachgeworfen hat.

Glauben Sie nun aber nicht, daß ich nur Feinde zurückgelassen, als ich Europa den Rücken kehren mußte. Nein, so weit ist es mit Teutschland noch nicht gekommen, daß die Sache, welcher ich gedient, und die Art, wie ich ihr gedient, nur Haß und Verfolgung hervorgerufen hätte. Ich darf Sie und mich mit der Versicherung beruhigen, daß zahlreiche Freunde, unter ihnen die ehrenhaftesten und intelligentesten Männer, mein Streben gut geheißen und mir ihre Sympathie bewahrt haben.

Hiermit, meine Herren, hätte ich als Person mich beruhigen können, aber als strebender Mann durfte ich es nicht. Es handelte sich nicht um die Rechtfertigung eines persönlichen Strebens, es handelte sich um die Erreichung allgemeiner Zwecke. In dieser Beziehung aber hatten meine Freunde einstweilen ihre Bedeutung für mich verloren. Denn ihre Hand war gelähmt, ihre Sympathie war ein Verbrechen geworden und ihre Hülfe scheiterte an den Nichtswürdigkeiten einer geängstigten Polizei. Nachdem ich, und zwar mit dem besten Erfolg, längere Zeit dem Wort Landesgrenze, welches schon so manche Bestrebungen hintertrieben, in Bezug auf die meinigen seine Bedeutung zu nehmen gesucht, hat endlich die Reaktion alle Mittel aufgeboten, um das Wort wieder zur Wahrheit zu machen. Und die Reaktion, ich muß es gestehen, hat einstweilen gesiegt: die reiche Reaktion hat mich ban=

kerott gemacht. Meine Freunde sind theils in Untersuchung gezogen, theils durch Drohungen gelähmt, theils haben sie sich in's Ausland retten müssen; und wenn man sogar so weit ging, dem allverehrten Itzstein die öffentliche Empfangsanzeige über Gelder zu verwehren, die er zur Unterstützung meiner Familie erhalten hatte, wenn man in Breslau das für mich gesammelte Reisegeld polizeilich in Beschlag legte und gegen die Sammler eine Untersuchung einleitete, wenn, wie ein Freund mir schrieb, die bloße Thatsache einer Korrespondenzverbindung mit mir in den Geruch des „Hochverraths" zu bringen im Stande war, so mögen Sie sich vorstellen, mit welchen Schwierigkeiten und Gefahren Diejenigen zu kämpfen hatten, die sich in Teutschland für mich und mein Streben interessirten.

Nachdem ich unter solchen Umständen meinen Posten bis zur letzten Grenze der Möglichkeit behauptet, habe ich ihn endlich verlassen müssen und bin zu Ihnen gekommen. Ich bin gekommen, um hier neue Freunde kennen zu lernen, und zwar freie Freunde, Männer, deren Mund nicht geknebelt, deren Arm nicht gefesselt, deren Brust nicht verschlossen ist durch die Gewalt oder die Furcht.

Ich habe Sie Freunde genannt, obschon keine längere persönliche Bekanntschaft den Grund eines Bündnisses unter uns gelegt hat. Aber, meine Herren, es gibt noch ein anderes Band der Freundschaft, als das des persönlichen Verkehrs: ich meine das Band des gemeinsamen Strebens für ideelle Zwecke. Dieß Band verbindet die Männer, selbst wo die Personen sich nicht zusammenfinden, und wenn die eine Freundschaft ein Verhält-

niß unter Zweien ist, so kann die andere ein Verhältniß unter Tausenden sein.

Soll ich nun die Frage beantworten, welches das Streben sei, in dem ich mit Ihnen und unsern übrigen Landsleuten in Nordamerika mich vereinigen zu können hoffe? Ich kann mich namentlich an diesem Ort mit der Hinweisung auf Das begnügen, wegen dessen Sie mir die Ehre dieses Abends schenken. Ich werde mich mit Freude in die große Gemeinschaft einreihen lassen, deren Wirkungskreis der freie Boden Nordamerika's ist; aber indem ich den Faden einer neuen Wirksamkeit anknüpfe, kann und darf ich nicht den der alten zerreißen. Ich halte es weder für eine Unmöglichkeit noch für ein Unrecht, Teutscher zu bleiben, wenn man Amerikaner geworden; aber ich halte es für eine Pflicht, Befreier zu werden, wenn man ein Freier geworden, und diese Pflicht werden auch Sie nicht von der Hand weisen.

Ein vielgenannter Mann in Europa hat das schöne Wort gesprochen: „das Talent verpflichtet!" Es liegt sehr nah, meine Herren, diesem Wort eine weitere Ausdehnung zu geben und es auf jede Fähigkeit zur Erreichung edler Zwecke anzuwenden. Nicht bloß das Talent, jeder Besitz von Mitteln zu edler Wirksamkeit legt die Pflicht zu solcher Wirksamkeit auf. Wo aber, meine Herren, finden Sie einen größeren Vorrath solcher Mittel, als in der Freiheit? Sprechen wir es also aus: die Freiheit verpflichtet! Sie verpflichtet, Denen voranzugehen und zu helfen, die noch keine Freiheit haben erringen können, und wird mit doppeltem Nachdruck diese Verpflichtung geltend machen, wo ein geknebeltes Volk seine eigenen Söhne an ihre Hülfe und ihre Freiheit mahnt.

Meine Herren! Was die meisten unserer Landsleute, welche Teutschland mit Nordamerika vertauscht haben, hier suchten und viele fanden, ist Reichthum. Mögen sie sich glücklich schätzen, wenn sie hierdurch sich über die Miseren des Lebens erheben und neben der politischen auch eine gesellschaftliche Unabhängigkeit erringen konnten. Aber es gibt neben diesem Reichthum noch einen andern, den nur verachten kann, wer sich selbst verächtlich machen will, und dieser Reichthum ist der Reichthum an schönen Zwecken. Der Reichthum an Zwecken wächs't mit der Freiheit, sie zu erreichen, und deshalb nochmals: die Freiheit verpflichtet!

Ich darf nicht daran zweifeln, meine Herren, daß Sie dieses Wort mit mir unterschreiben werden, aber lassen Sie uns noch ein anderes hinzufügen, ohne welches die Erkenntniß ohne Hand und die Sympathie ohne Werth ist. Dieses Andere zu nennen, findet sich kein passenderer Ort, als in dem Lande, welches das Wort Unmöglichkeit aus dem Wörterbuch gestrichen und das Wort **Wille** an die Stelle gesetzt hat. In einem Lande, dessen Volk in wenig Jahren aus Wildnissen Städte und aus Wäldern Staaten schafft, in einem Lande, das mit einer Handvoll Leute einen halben Welttheil erobert und Brücken baut über den Fall des Niagara, in einem solchen Lande darf man den kühnen Männerwillen als eine Macht, als die erste Macht der Welt proklamiren. An diesen Willen appellire ich. Der Wille, der keine physische Hindernisse mehr kennt, wird auch die politischen niederreißen helfen, und derselbe Wille, der in Amerika über den Niagara reicht, wird in Europa an die Kronen der Despoten zu reichen wissen.

Meine Herren, der Wille, der vollendet, was er begonnen, der feste, unerschütterliche, unermüdliche, der thatenschaffende Wille soll leben!"

(Donnernder Applaus ermunterte den Redner fortzufahren.)

„Meine Herren! Es wird gestattet sein, politischen Toasten einen politischen Vorschlag beizumischen. Ich habe Ihnen einen zu machen, der zwar mit Toasten einige Verwandtschaft hat, dem Sie aber hoffentlich eine weitere Bedeutung zuerkennen werden. Was ich Ihnen vorzuschlagen habe, ist — erschrecken Sie nicht — eine Adresse! Wir wissen Alle, bis zu welchem Grade der Lächerlichkeit viele unserer Landsleute in Europa das Adressenwesen getrieben haben, und Sie könnten fürchten, ich wollte Ihnen ebenfalls eine solche Lächerlichkeit zumuthen. Aber bedenken Sie, daß eine Adresse, welche der Meinungsausdruck freier Männer ist, schon ihrer Entstehung nach sich himmelweit unterscheidet von einer, schon in den Köpfen der Adressanten zensirten Adresse geknebelter Unterthanen, welche sich durch Worte für Thaten zu entschädigen suchen. Dann aber entscheidet der Zweck und Inhalt, und auf diese lassen Sie mich mit einigen Worten eingehen.

Es gibt wenig schwierigere Stellungen, als diejenige von Männern, welche vereinzelt auf einem vorgerückten Standpunkt nicht bloß gegen die Reaktion, sondern auch gegen die Opposition selbst Opposition machen müssen. Solchen Männern entgegenzuarbeiten, hat die Reaktion, von Gewaltmitteln ganz abgesehen, mitunter sehr leichtes Spiel. Sie gestattet nicht bloß keinen Ausdruck der Sympathie für ihre Bestrebungen, sondern sie hat auch in den

von ihr beherrschten Organen der öffentlichen Meinung hundert Mittel, solche Opponenten nebst ihren Zwecken herabzusetzen, zu verdächtigen oder sonst in einem abschreckenden Licht erscheinen zu lassen. Das Schlimmste aber ist, daß sie dabei gar zu oft unterstützt wird von Solchen, welche ihre Gegner zu sein vorgeben, nämlich von der großen Zahl der Halben, der Unklaren, der Philister, welche nichts Eiligeres zu thun haben, als sich die Stichworte der Reaktion anzueignen, sie auf ihre Fahne zu schreiben und sich der reaktionairen Hetze anzuschließen. Da braucht die Reaktion bloß zu rufen: „Der und Der ist ein verwirrter Phantast," und sofort schreien die Philister: „Der und Der ist ein verwirrter Phantast, man verhöhne ihn!" Ruft die Reaktion: „Der und Der hat nichts zu verlieren, deshalb macht er Revolution," so greifen die Philister in ihre Tasche, halten ihre Thaler fest und schreien: „Der und Der hat nichts zu verlieren, deshalb macht er Revolution; man sperre ihn ein!" Will aber die Reaktion ihr Maximum aufbieten, so ruft sie: „Der und Der ist ein hirnverbrannter Kopf". Sofort gerathen alle Köpfe, in denen kein Hirn zu verbrennen ist, in Aufruhr und aus allen Philisterkehlen ertönt das Alarmgeschrei über den hirnverbrannten Schwärmer. Jede Philisterphantasie — zweifeln Sie nicht daran, daß die Philister Phantasie haben — steht in Flammen und der hirnverbrannte Anstifter dieses Unheils kann sich freuen, wenn es bloß beim Verbrennen seines Gehirns bleibt. Mag man die Philister noch so oft überzeugen, daß es gegen die Brandschäden des Gehirns sehr solide Versicherungsanstalten gibt; die Reaktion hat erklärt, man sei ein hirnverbrannter Kopf und die heilige und unfehlbare Reaktion hat

Recht. Will aber einer jener Philister, welche die eifrigsten Freunde der von ihnen verfluchten Reaktion sind, ein Aeußerstes von Liberalismus aufbieten, so sagt er: „Der und Der hat Recht; der Mann spricht die Wahrheit, wahrhaftig die Wahrheit, man kann dem Manne gar nicht widersprechen, aber —" und hinter diesem Aber folgen dann lange, lange Gedankenstriche, von Berlin bis nach Wien, von Hannover bis nach München, von Dresden bis nach Karlsruhe, Gedankenstriche von so unendlich tiefer Bedeutung, daß die ganze Philisterwelt Europa's sie nicht durch Gedanken oder Gründe zu ersetzen vermögte. In Bezug auf diese Leute der Gedankenstriche oder gestrichenen Gedanken ließe sich der Göthe'sche Vers

„Denn eben wo Gedanken fehlen,
Da stellt zur rechten Zeit ein Wort sich ein"

füglich also umändern:

Denn eben wo Gedanken fehlen,
Da stellt zur rechten Zeit ein Strich sich ein.

Es gibt nun, meine Herren, ein einfaches Mittel, sowohl diese Gedankenstriche wie die Brandspekulationen der Reaktionaire mit einem Mal zu streichen. Dieß Mittel besteht bloß darin, daß statt eines hirnverbrannten Kopfes Tausende aufstehen und mit ruhigem und festem Ton Dasselbe erklären, was der Eine erklärt hatte. Begreiflicher Weise kann das in Teutschland nicht geschehen, aber es kann in Amerika geschehen. Nichts ist unsern Landsleuten drüben nothwendiger, als Zerstörung ihres politischen Aberglaubens, Vernichtung ihrer loyalen Vorurtheile und Ermuthigung in ihren politischen Grundsätzen. Um hierauf aber hinzuwirken, wüßte ich kein besseres Mittel, als eine massenhaft unterstützte Er-

klärung von Männern, welche die Schwächen der Andern hinter sich haben. Eine mit Tausenden von Unterschriften versehene kräftige Adresse an das teutsche Volk, in welcher die nordamerikanischen Teutschen aller Stände und jedes Alters (vielleicht die Frauen nicht ausgeschlossen) den europäischen ihre Rechte und Pflichten auseinandersetzen, wird nach meiner Ueberzeugung mehr wirken, als hundert Schriften eines Einzelnen.

Ich schlage Ihnen eine solche Adresse vor. Ich schlage Ihnen ferner vor, sich als handelnde Versammlung zu geriren und ein Komite zu ernennen, welches sämmtlichen Teutschen New-Yorks, die sich von derartigen Bestrebungen nicht ausschließen wollen, nach möglichst kurzer Zeit in einer zu berufenden Volksversammlung die Adresse zur Genehmigung und Unterschrift vorzulegen hat. Ist Dieß geschehen, so wäre ein Abdruck der Adresse an alle teutsche Vereine Nordamerika's und an alle Männer zu senden, denen man besonderes Interesse für solche Zwecke zutraut, mit der Einladung, sich derselben anzuschließen und sie mit möglichst zahlreichen Unterschriften bedeckt bis zu einem bestimmten Termin wieder hierher zu schicken. Die mit den Unterschriften versehenen Exemplare würden in einem Vereinsarchiv aufzubewahren sein. Sodann ließe man die Adresse, unter Angabe der Unterschriftenzahl jedes Orts, in einigen hunderttausend Exemplaren abdrucken und in Teutschland verbreiten.

Glauben Sie mir, hierdurch würde ein Saame ausgestreut, dessen Früchte nicht ausbleiben könnten. Soldatenarmeen haben wir nicht, aber wir können geistige Armeen nach Teutschland senden, welche die Vorläufer, die n ö t h i g e n Vorläufer der anderen sind. Bevor die Arme

in Funktion treten, müssen erst die Köpfe funktioniren lernen. Geben wir uns also an's Rekrutiren. Die Armee, um die es sich handelt, macht überdieß wenig Kosten. Sie kostet nichts, als eine Unterschrift und einen kleinen Beitrag zu den Druckkosten."

Diese Anrede wurde, obschon Niemand auf meinen Vorschlag vorbereitet war und Manche ihm gern opponirt hätten, von der Mehrzahl auf das Beste aufgenommen, die Tischgesellschaft organisirte sich sofort zu einer beschließenden Versammlung und erwählte ein Komite von fünf Personen, die mir bei Abfassung der Adresse und den übrigen Einleitungen behülflich sein sollten. So war also der Anfang glücklich gemacht.

Mit der vorgeschlagenen Adresse hoffte ich mehrere Zwecke zugleich zu erreichen. Zunächst handelte es sich darum, den Despoten wie ihren Unterthanen zu zeigen, daß meine Verbannung über das Meer meine Wirksamkeit nicht beendet habe, und unter dem teutschen Volke sofort eine ermuthigende Wirkung hervorzubringen; dann aber gab mir eine solche Adresse die beste Gelegenheit, die Theilnahme zu überblicken, auf die ich bei meiner Progaganda in Amerika zu rechnen hatte. Sie machte jedem Einzelnen möglich, sich an einer wirksamen Demonstration zu betheiligen, und lieferte mir in den einlaufenden Unterschriften eine Uebersicht meiner Gehülfen. Wohlweislich hatte ich von vorn herein erklärt, daß die Unterschriften nicht mit veröffentlicht werden sollten, sondern bloß ihre Zahl, bescheinigt für jeden Ort, so wie für das Ganze von bekannteren Namen, die sich nicht scheuten hervorzutreten.

Sollte man glauben, daß eine so einfache Demonstration als ein Verbrechen hätte können angesehen werden?

Und dennoch fand man alles Mögliche darin, sogar Landesverrath. Unter den importirenden Aristokrätlern New-Yorks entstand eine so giftige Erbitterung über den „krassen Radikalismus“, der das gesegnete, geldmachende Amerika in eine revolutionaire Bewegung zu ziehen suchte, wie sie unter den Bedienten der teutschen Fürsten nur gefunden werden konnte. Allein diese Opposition, die nur selten hervorzutreten wagte (z. B. durch den Dr. Ludewig), wurde bald zum Schweigen gebracht und die Adressenbewegung ging ihren Gang.

Unterdessen machte ich auch einen Abstecher nach Philadelphia, wo Herr Seydensticker in ähnlicher Weise wirkte wie Eichthal in New-York. Man empfing mich dort auf die glänzendste Weise. Zwei große, einander feindliche Musikparteien, in welche damals die dortige gebildetere Bevölkerung getheilt war, versöhnten sich mir zu Ehren, um gemeinsam für mich einen großartigen Festzug nebst Serenade zu veranstalten. Ich benutzte die Gelegenheit, für den guten Willen und die mir erwiesenenn Ehre zu danken, aber gleichzeitig den Versammelten zu verstehen zu geben, daß alle Ehrenbezeugungen in meinen Augen nur Werth hätten, wenn sie von wirklichem Interesse für die gefeierte Sache und von dem Entschluß zeugten, etwas für sie zu thun. Sicher war dieser Wink nirgendwo besser am Platz, als in Philadephia, deshalb wurde er mir dort auch am Meisten verdacht. Mit Komplimenten, Festessen, Ständchen, Fackelzügen u. s. w. beehrt zu werden und dann doch nicht zufrieden zu sein, das zeugt jeden Falls von einer riesigen Ungenügsamkeit und Arroganz.

Die Adresse, in einer Massenversammlung in New-York verlesen und angenommen, ließ ich nach meiner bald da-

rauf erfolgten Rückkehr nach Europa in 6000 Exemplaren drucken und in Teutschland verbreiten, wo alle radikalen Blätter sie nachdruckten.

Es gibt keine peinlichere Lage, als die eines revolutionairen Agitators oder sonstigen Vertreters öffentlicher Interessen, der durch seinen Standpunkt und sein Wirken auf die demokratische Betheiligung der Massen verwiesen wird und dem dann die demokratische Urtheillosigkeit oder Liederlichkeit unfähige oder unwürdige Gehülfen aufnöthigt. Allein handeln darf er nicht, aber mit solchen Gehülfen handeln kann er nicht. Was soll er thun? Er muß sie, will er seinen Zweck nicht ganz aufgeben, los zu werden suchen, oder mit ihnen in Kollision kommen. Dadurch aber macht er sie sich zu Feinden und sie arbeiten nun gegen ihn bei Denen, durch welche sie an seine Seite gestellt waren. Die weitere Folge davon ist dann Uneinigkeit, Verwirrung, Streit in immer größerer Ausdehnung und zuletzt ein Vernichtungskampf nicht bloß unter einzelnen Personen, sondern unter Fraktionen und Parteiungen.

In eine solche fatale Stellung — die auch in der Revolution das größte Uebel ist und die allein schon nöthig macht, daß der Führer einer Revolution unbeschränkte Gewalt bei der Wahl und der Verwendung seiner Gehülfen habe — kann man nirgendwo leichter kommen, als in New-York, wo von je her in öffentlichen Versammlungen die heillosesten Schwätzer, die liederlichsten Kneipenhelden und die gemeinsten Demagogen als Hauptrepräsentanten des Teutschthums sich geltend machten und zu Ehrenposten gewählt wurden.

Unter Denen, welche in New-York meine Projekte

unterstützten, waren Viele, die den besten Willen hatten und von reinem Interesse für die Sache geleitet wurden. Aber das Unglück will, daß derartige Menschen in der Regel zu bescheiden sind oder nicht die Fähigkeit haben, sich so weit geltend zu machen, daß sie zur Repräsentation der Masse auserkoren werden. So kam es denn auch, daß bei meiner Agitation Menschen das Wort führten und in den Vordergrund traten, deren ich mich schon damals gründlich schämte, die ich aber nicht beseitigen konnte, da sie durch den demokratischen Willen hervorgezogen wurden. Um nur Eins zu erwähnen: in der Versammlung, welcher ich die „Adresse an das teutsche Volk" vorzulesen und zur Annahme vorzulegen hatte, trat als Hauptredner einer der verdorbensten Wahldemagogen auf und als Präsident fungirte ein Bierbrauer, der so betrunken war, daß er keinen zusammenhangenden Satz herausbringen konnte.

Trotz Alledem war die Adressenangelegenheit in Gang gebracht und es wurde dafür überall agitirt.

Ehe ich über den Fortgang meiner revolutionairen Geschäfte weiter berichte, muß ich die Geschichte meiner journalistischen Anfänge nachholen.

Im Sinne der Andeutungen, welche der früher mitgetheilte Brief Freiligraths enthielt, hatte sich schon vor meiner Ankunft die allgemeine Stimme dafür ausgesprochen, daß ich die „Schnellpost" fortsetzen müsse und zwar sollte sie mir als Eigenthum übergeben werden. Zu meinem Theilhaber aber hatten Viele Herrn Dowiat ausersehen, der das Blatt seit Eichthals Tod redigirte und der einerseits als Prediger einer für ihn gebildeten Gemeinde und andrerseits als Kommunist einen damals nicht unbedeutenden Anhang hatte.

Anfangs wurde, nach New-Yorker Manier, mit verschwenderischer Generosität über die Summen schwadronirt, die man für die „Schnellpost" zur Verfügung stellen wollte; als dieselbe aber (vor meiner Ankunft) zum Verkauf kam, hatten die Schwadroneure nicht einen Dollar für das Blatt bereit und es wäre dem Herrn Dr. Ludewig und seiner Klique in die Hände gefallen, wenn nicht ein redlicher Gerber, Herr Wagenitz, es gekauft hätte, um es für mich zu retten und es mir später gegen Ersatz der Kaufsumme zu überlassen.

Als nun nach meiner Ankunft diese Transaktion vor sich gehen sollte, standen zwei Schwierigkeiten im Wege: 1. hatte ich kein Geld und 2. wollte ich mit Herrn Dowiat nichts zu schaffen haben. Die letzte Schwierigkeit war die peinlichste, da ich meine Gründe nicht angeben durfte: denn entweder hätte ich ihn dadurch ruinirt, wozu ich mich weder genöthigt sah, noch berufen fühlte, oder man hätte meinem Auftreten gegen ihn gemeine Motive untergelegt. Endlich, als ich ihm gelegentlich meine Kenntniß seiner Vergangenheit verrieth, sah er selbst das Mißliche seines Verhältnisses ein und trat freiwillig zurück.

An seine Stelle wählte ich als Geschäftstheilhaber und Mitredakteur den Ex-Diktator von Krakau, Tyssowski, den ich sofort als einen zuverläßigen und talentvollen Mann beurtheilte, wenn er auch kein Mann der Entschiedenheit und Kraft war. Er mußte sich damals mit Fechtunterricht durchhelfen und sehnte sich nach einer angemesseneren Stellung. Durch einen Amerikaner wurden ihm einige hundert Thaler zur Verfügung gestellt, für meinen Antheil wurde das Blatt verpfändet und wir konnten endlich das Geschäft beginnen. Für mich war dieß ein

schwerer Anfang, denn ich war so mittellos, daß ich, zur Ersparung der Kosten für ein Logis in meinem Expeditionszimmer, einem alten Bretterverschlag, über einer Dampfdruckerei, einquartirt, oft Tage lang nichts aß als Schwarzbrod, während die Herren Landsleute mich draußen als großen Mann feierten. Und um unsere Verlegenheit noch mehr zu steigern, verweigerte der Mensch, der für Eichthal das Geschäft geführt hatte, uns die Abonnentenliste. Er behauptete, sie bloß im Kopf zu haben. Natürlich hatte er Alles, was er an Abonnementsgeldern erlangen konnte, im Voraus eingezogen, so daß unser Betriebskapital bloß in der Hoffnung auf künftige Erfolge bestand. Und in dieser Lage erhielt ich zugleich die erheiterndsten Briefe von den Meinigen, welche, wegen meiner langen Ueberfahrt vergebens auf Nachrichten wartend, in der quälendsten Unruhe waren und zugleich wegen Mittellosigkeit nicht wußten, wie sie von einer Woche in die andere kommen sollten. Trotz Alledem mußte die „Schnellpost“ redigirt, mußte auf Herbeischaffung des Reisegeldes für die Zurückgebliebenen gesonnen, mußte für die Revolution agitirt werden u. s. w. Beneidenswerther „großer Mann“!

Aller Schwierigkeiten und Miseren ungeachtet machte die „Schnellpost“ so gute Fortschritte, wie unter den damaligen Umständen nur erwartet werden konnte. Sie verlor eine Anzahl reaktionairer Abonnenten, gewann aber eine doppelte und dreifache Zahl besserer an die Stelle. Offene oder öffentliche Feinde hatte sie noch nicht. Die Kommunisten, die neben den reaktionairen Importeurs und sonstigen Philistern ihre Hauptgegner waren, begnügten sich damit, meine Herausfoderungen

zu Diskussionen zu benutzen, und ich ließ mich willig darauf ein, um nach dieser Seite hin wo möglich reine Bahn zu machen. Unter den dem Fortschritt und der Revolution Geneigten spielte damals der Kommunismus eine Hauptrolle und es war daher der Mühe werth, Klarheit über ihn zu verbreiten und seine kurablen Anhänger zu vernünftigen Ansichten zurückzuführen. Die übrige Presse trat freundlich auf oder schwieg wenigstens. So auch die „N. Y. Staatszeitung", obschon ich deren Editor, einem ganz gemeinen und rohen Parteiknecht, der aber für den ersten teutschen „Publizisten" in Amerika galt, so wenig meine Anfwartung machte wie meinem Gönner Bennett, was mir von verschiedenen großen Geistern schief ausgelegt wurde. Im Grunde hatte die Presse die meiste Ursache, mir gram zu sein. Ich griff sie zwar noch nicht an, auch trat ich ihr im Parteiwesen noch nicht in den Weg; wodurch ich ihr indeß sofort widerwärtig zu werden drohte, das war mein Bestreben, ihr durch mein Beispiel einen frischen, lebendigen, selbstständigen Geist einzuflößen und sie durch eigene Thätigkeit aus dem alten Schlendrian herauszutreiben. Damals bestand das Redigiren im liederlichsten Uebersetzen aus englischen, im kritiklosesten Abdrucken aus teutschen Blättern und in gelegentlicher Bearbeitung der teutschen „Zitisens" für das „Ticket" und dieß Alles in einer Sprache, die mitunter wahrhaft barbarisch war. Die Aufstellung eines Beispiels, welches den Schlendrian diskreditiren, zu eigner geistiger Thätigkeit anspornen und die Mißhandler der teutschen Sprache beschämen mußte, war daher der konkurrirenden Presse unbequem genug auch ohne Kritik und Polemik. Zwar hatten damals schon andre Flüchtlinge, z. B. Fein, Kriege

u. s. w., einen wohlthuenden Gegensatz gegen die rohe Unfähigkeit der alten Preßknechte zu bilden begonnen; aber eines Theils traten sie nicht scharf, selbstständig und ausdauernd genug auf und andren Theils hatten sie den Vortheil eines populairen Namens nicht in dem Maße wie ich.

Auf die Dauer würde man mich natürlich nicht in Ruhe gelassen haben. Ich merkte bald genug, daß mein unabhängiges Auftreten als Journalist wie mein zurückgezogenes Wesen als Person mir im Geheimen nicht wenig Gegner schuf; aber dieß beschränkte sich nur auf New-York und selbst dort hätte sich Niemand eine offene Gemeinheit gegen mich erlaubt.

In dem Redaktionsprogramm, das die erste von mir redigirte Nummer der „Schnellpost" (vom 2. Febr. 1848) enthielt, stellte ich mich sofort auf den unabhängigen Boden der radikalen Prinzipien, während damals kein Mensch für möglich hielt, ein Blatt zu schreiben, das nicht ein Organ der schon bestehenden Parteien war. Ein teutsches Blatt aber konnte und durfte nur ein „demokratisches" sein. Obschon vollständiger Neuling in der hiesigen Politik, konnte ich mich doch durch die s. g. „Demokratie" nicht täuschen lassen. Ich griff sie nicht sofort an, da ich mich zuerst zu orientiren hatte, aber ich gab zu verstehen, daß ich mir das Angreifen vorbehalte und mein Auftreten nur nach Prinzipien, nicht nach Namen und Parteirücksichten richten werde. „In Nordamerika," so hieß es in dem Programm, „hat das Prinzip noch viel Arbeit zu verrichten. Wir werden uns zu seinem Diener machen, und zwar ohne dabei in jugendliche Uebereilungen und unzeitige Foderungen an die wirkliche Welt zu verfallen.

Wir fassen den Beruf der Publizistik höher auf, als daß wir sie für bestimmt hielten, irgend einer Partei als solcher, wie sie sich durch zufällige Berührungen oder Gegensätze oder Interessen bildet, zum besonderen oder stehenden Organ zu dienen. Unsere Partei ist die des richtigsten Prinzips. Als dieses Prinzip erkennen wir dasjenige des vollständig erfüllten Republikanismus auf den Grundlagen und in den Formen veredelter Menschlichkeit. Mit dem Maßstab dieses im Einzelnen näher zu erörternden Prinzips werden wir die Thatsachen messen und in dem Getriebe des praktischen Staatslebens für Diejenigen Partei ergreifen, welche jenem Prinzip am nächsten stehen, ohne uns durch Namen irre machen zu lassen. Wir werden uns hüten, über gegebene Verhältnisse weiter zu urtheilen, als unsre noch sehr mangelhaften, durch keine längere Beobachtung unterstützten Kenntnisse reichen; aber wir sind versichert, den Maßstab des allgemeinen Rechts und der allgemeinen Wahrheit in Nordamerika so gut anwenden zu können, wie in irgend einem Lande der Welt.

Indem wir oben die sozialen Fragen für Amerika voranstellten, wollten wir damit natürlich die politischen keineswegs ausschließen. Eben so wenig wollten wir die erstern beschränken auf die Eigenthums- und nationalökonomischen Verhältnisse. Wir hoffen vielmehr, in unser Blatt Alles hereinziehen zu können, was das öffentliche Leben und die Entwickelung der freien Menschlichkeit hindern und fördern kann. Dabei werden wir in zweifelhaften oder untergeordneten Fragen gern der Kontroverse Spielraum gönnen. In Bezug auf die feststehenden Lebensbedingungen der Freiheit und des Ge-

meinwohls jedoch werden wir jede Inkonsequenz oder Konzession als ein Verbrechen vermeiden."

Ich kann mir nicht versagen, von den Artikeln, welche die Schnellpost damals (Februar 1848) veröffentlichte, den folgenden abdrucken zu lassen. Man hat dadurch Gelegenheit, das damalige Teutschthum mit dem jetzigen zu vergleichen und wird durch manche Uebereinstimmung überrascht sein. Zugleich ersieht man aus diesem Artikel, wie ich bei dem Unternehmen, eine radikale Partei zu bilden, trotz aller Schonungslosigkeit nach der einen Seite, auf der andern bemüht war, an meinen Landsleuten die guten Seiten herauszufinden, bloß entschlossen, unversöhnliche Gegensätze und unverbesserliche Stumpfheit feindlich zu bekämpfen und entschieden zu verwerfen.

„Die Teutschen in Amerika.

Man knüpfe mit einem beliebigen Teutschen dieses Landes ein Gespräch über seine Landsleute an und er wird sich sofort als ächten Teutschen dadurch zu zeigen suchen, daß er die Untugenden der andern mit grundsatzfester Verachtung tadelt und verwirft. „Mit diesen Leuten, wird er sagen, ist nie und nimmer etwas anzufangen. Da drüben auf dem Kontinent tragen sie ihre Bedientennatur zur Schau nnd hier will jeder den Herrn spielen. Er setzt sich gleich in Positur gegen seinen Landsmann und will gegen Jeden den Schulmeister machen, ohne etwas von ihm anzunehmen, will Jeden ausbeuten, ohne ihm etwas zu gönnen, will mit Jedem rivalisiren, ohne ihn als Rivalen anzuerkennen, will Großes wirken, ohne Diejenigen zu würdigen, welche mit ihm wirken sollen. Wenn das Teutschthum nichts leistet, so bedauern

sie unendlich, daß Niemand vorangeht; geht aber Einer voran, so setzen sie ihn herab. Jeder will nur seine Person eine Rolle spielen lassen, will persönlich glänzen, will persönlich seine Weisheit zur Anerkennung bringen, will persönlich der Hauptkerl sein. Und wo hätte ein Einziger das Zeug dazu? Besieht man sie bei Lichte, so hat kein Einziger Muth, kein Einziger Konsequenz, kein Einziger Ausdauer. Kurzum, sie bringen ihre europäischen Untugenden mit und schaffen sich noch neue dazu an. Es scheint, als ob ihnen selbst das Gewissen dieß fühlbar machte, denn Viele bemühen sich sogar, ihre Abstammung zu verleugnen, vielleicht um unter fremder Firma ihre eigenen Untugenden prahlerisch verachten zu können. Was ist nun mit diesen Leuten zu erlangen? Am Wenigsten das Haupterforderniß zu allem Wirken, nämlich Vereinigung. Will man sie vereinigen, so muß man irgend eine Person oder ein Ereigniß benutzen, die ihrer Eitelkeit oder Neugier Gelegenheit geben, sich ein Fest zu bereiten. Sie werden dann sofort bei der Hand sein, aber eben so schnell wieder auseinander stieben wie sie gekommen sind. Sie werden hinter der Flasche einen ganzen Abend lang Helden, Patrioten u. s. w. sein; kommt es aber auf's Handeln an, so sind sie nicht mehr zu finden. Einer Sache, eines Zweckes wegen werden sie niemals auf die Dauer zu vereinigen sein, es sei denn, daß die Sache eine Nebensache oder der Zweck eine Dummheit wäre."

In dieser Weise kann man alle Tage von Teutschen über Teutsche urtheilen hören. Man ist versucht, aus dieser Erscheinung folgende Schlüsse zu ziehen: entweder sind Diejenigen, welche so urtheilen, von den Fehlern der

mit so großer Emphase und so viel Gesinnungstüchtigeit Verurtheilten frei, und dann ist es erfreulich, eine so große Anzahl Fehlerloser, Tüchtiger, Zuverläßiger kennen zu lernen; oder aber sie sind von jenen Fehlern nicht frei und dann zeigen sie wenigstens, daß sie dieselben erkennen, indem sie sie tadeln, und da die Erkenntniß der Weg zur Besserung ist, so darf man die Hoffnung nicht aufgeben. Wir für unsere Person erkennen zwar einen Theil des oben ausgesprochenen Tadels, was die Thatsachen betrifft, als richtig an; aber wir begnügen uns nicht mit dem Tadel und suchen die Gründe der Erscheinung aufzufinden. Wir sind niemals, wie so viele Andere, dazu gelangt, an unsern Landsleuten zu verzweifeln, weder jenseit noch diesseit des Meeres; unsre Neigung zu günstigerer Beurtheilung findet aber um so mehr Halt, wenn wir auf die Verhältnisse eingehen, unter deren Einwirkung unsere Landsleute gestanden haben und noch stehen.

Daß Viele unter Denen, welche sich nach den Ver. Staaten wenden, nicht eben ausgewählt sind, um als Vertreter teutscher Intelligenz und Ehrenhaftigkeit gelten zu können, wollen wir übergehen, da der Zustand der Dinge in Europa auch so Manchen hierher verschlagen hat, der mit der erfoderlichen Bildung die entsprechende Ehrenhaftigkeit vereinigt und vielleicht eben hierin das Motiv seiner Auswanderung aus seinem alten Vaterlande findet. Der Gesichtspunkt aber, von dem wir auszugehen haben, ist eben in diesem alten Vaterlande aufzustellen. Wer von uns muß nicht eingestehen, daß er, ehe er Teutschland verließ, ein Sklave war? Daß er, durch die Schranken der despotischen Gewalt zusammengepreßt, die Hauptkräfte seiner Natur außer Funktion setzen mußte?

Daß er, als Mann und Bürger aller Geltung entbehrend, nur im engen Privatkreise oder in der Umgebung von Philistern zu Worte kam? Nun denke man sich einen Menschen, der bis jetzt in der politischen Zwangsjacke steckte und hiernach auch seine gesellschaftliche Haltung anzunehmen genöthigt war, plötzlich in die freie Luft der nordamerikanischen Republik versetzt, plötzlich berechtigt zur Geltendmachung aller Ansprüche, die er bis dahin hatte unterdrücken müssen! Wird er nicht als Neuling in der Freiheit sie benutzen wollen, um sich für die früheren Beengungen zu entschädigen? Wird nicht sein zurückgehaltener Egoismus, seine verkümmerte Invidualität plötzlich hervorbrechen und sich überstürzen? Wird er nicht, nachdem er früher gar keine Ansprüche hatte machen dürfen, jetzt plötzlich zu viel Ansprüche machen? Wird er, durch keine frühere Schule der Freiheit erzogen und deshalb unfähig, gleich dem an Freiheit gewöhnten Republikaner das Gefühl seiner Entfesselung unter einer würdigen Haltung zu dämpfen, nicht naturgemäß einen gewissen haltungslosen Uebermuth und eine unfügsame Selbstüberschätzung zur Schau tragen? Und da er sofort herausfühlt, daß er dieß dem Amerikaner gegenüber nicht kann, was ist natürlicher, als daß er Front gegen seine eigenen Landsleute macht, die er als frühere Mitsklaven weniger respektirt?

Hierzu trit aber noch ein anderer wichtiger Umstand. Die teutschen Auswanderer kommen nämlich alle als einzelne Personen, nicht als Glieder einer Gemeinschaft hierher. So lang sie in Teutschland waren, vereinigte sie doch das Band der Knechtschaft und des Bedürfnisses, sie abzuschüt-

teln; dieser Knechtschaft aber als Auswanderer entronnen, ist Jeder nur auf seine eigene Person bedacht, hat Jeder nur einen persönlichen Zweck, der zunächst in der Gründung einer Existenz besteht, und mit seinen Landsleuten hat er nichts mehr gemein, als das neue, unbekannte Vaterland, in welchem man sich erst eingelebt, von Neuem Verbindungen gegründet und Zwecke herausgefunden haben muß, um von dem Band einer Vereinigung umfaßt zu werden.

Unter solchen Umständen ist nichts natürlicher, als die Veranlassung zu den Klagen, die wir oben in Worte gebracht haben, und es wird allerdings schwer sein, ihnen abzuhelfen. Aber die Hoffnung dazu darf man nicht aufgeben. Wir gründen sie, außer auf Gemeinsamkeit der Sprache, auf die ideale Disposition der teutschen Natur, das Bedürfniß derselben, die ideale Seite der Dinge herauszufinden und prinzipielle Zwecke zu verfolgen. Dieß Bedürfniß hat kein anderes Volk in gleichem Grade. Wir finden in den meisten Ländern mehr Freiheit, als in Teutschland, aber wir finden sie häufig wie aus dem Zufall entstanden, ohne prinzipielle Unterlage und ohne den Zusammenhang einer logischen Durchdringung. Diese Durchdringung, diese Wirksamkeit, welche an Alles den Maßstab der Vernunftberechtigung legt, ist namentlich eine Aufgabe der Teutschen. Die Teutschen haben es noch nicht verstanden, das Brod der Freiheit zu formen, aber sie bilden mit ihren Gedanken den Sauerteig, der es überall schwängern muß. Diese Aufgabe wird sie hoffentlich zusammenführen, sobald sie sich derselben bewußt geworden, und mit diesem Bewußtsein die Erkenntniß bestimmter Zwecke vereinigen.

Eine natürliche Ideenassoziation führt uns von diesen

Betrachtungen zu der „Deutschen Schnellpost“. Dieß Blatt will sich zu einem Organ der Bestrebungen machen, welchen die Teutschen nach zwei Richtungen, nach amerikanischer und nach teutscher Seite hin, sich zu widmen hätten. Sie hat sich schon hinlänglich darüber ausgesprochen, was sie nach beiden Seiten zu fördern strebt. Sie wird den Muth nicht verlieren, die Mißverständnisse und Queertreibereien zu überwinden, welche ihr schon jetzt begegnen und noch mehr begegnen werden. Ein richtiges Prinzip, mit Konsequenz durchgeführt, wird stets Sieger bleiben und kann sich damit trösten, nur Einen Feind nicht überwunden zu haben, der selbst nach der Entfernung der böswilligsten sich unbesieglich auf dem Schlachtfelde behauptet, nämlich den Philister. Wenn selbst der gescheidteste Mann eine Achillesferse hat, an welcher die Vernunft ihm beikommen kann, der Philister hat keine, und unter allen Schützen der Welt ist kein Paris der Vernunft aufzufinden, der einen Philister erlegen könnte. Das Wesen des Philisters besteht eben darin, daß er der Vernunft völlig unzugänglich ist, daß er lobt ohne Gründe und tadelt ohne Gründe, daß er sogar, durch Gründe überzeugt, sie dennoch nicht anerkennt und als eingerammter Pfal der Bornirtheit jedem Andrang sich entgegenstemmt, der ihn nicht geradezu über den Haufen wirft“ u. s. w.

Wenden wir uns jetzt wieder zur Revolution. Während ich in New-York mit einem Aufruf zu Gunsten der Revolution und Republik beschäftigt war, bereiteten sich in Paris Dinge vor, die auch ohne Aufruf auf ein solches Resultat hinausführten. Natürlich dachte in Amerika kein Mensch an eine nah bevorstehende Revolution. Ja, man lachte mich aus wie einen Narren, als ich in der

„Schnellpost“ ankündigte, nächstens werde die Nachricht kommen, daß man den Ordonnanzen L. Philippe's mit Pflastersteinen geantwortet habe. Namentlich die teutsche Weisheit in der Wallstreet amüsirte sich über den „krassen Radikalismus“, der an keinen „Sonnenschein“ glauben, sondern so chimärische Dinge, wie Revolution, im 19. Jahrhundert in Aussicht stellen wollte.

Da bringt plötzlich am 18. März die „Cambria“ die Nachricht von der Flucht L. Philippe's und der Einsetzung einer provisorischen Regierung. Jetzt hätte man die Gesichter der weisen Ungläubigen sehen sollen! Wie früher als Narr, galt ich jetzt bei ihnen als Prophet.

Freiligrath übersandte mir sein schönes Gedicht „Im Hochland fiel der erste Schuß“, das ich nebst den erhaltenen Nachrichten und Korrespondenzen in der „Schnellpost“ abdrucken ließ. Es entstand damals eine Aufregung in New-York wie ich sie nie gesehen. Der widerwärtige Eindruck, den politische oder sonstige Aufregungen unter den Teutschen in Amerika zu machen pflegen, entsteht dadurch, daß man ihnen die Beimischung gemeiner Tendenzen zu sehr anmerkt. Sie haben gewöhnlich zu offenbar den Charakter eines Strohfeuers, das bald verfliegt und dann als einzige Realität den Bierdurst, die Ostentationssucht und die Spekulationen von Demagogen zurückläßt. Die Aufregung aber, welche im März 1848 durch die europäischen Nachrichten hervorgerufen wurde, hatte nicht diesen Charakter, sie war eine wirkliche Begeisterung. „In den öffentlichen Lokalen,“ so berichtete die „Schnellpost“, „hört man von nichts Anderem reden, als von der Pariser Februarrevolution. In dem Saale des Herrn Lievre hatten sich ohne Verabredung ein Paar Hundert Teutsche

eingefunden. Die Unterhaltung steigerte sich allmälig zum Ausdruck eines wahrhaft fieberischen Enthusiasmus, der namentlich durch die mehrmals verlangte Vorlesung des Freiligrath'schen Gedichtes entflammt wurde. Toaste und Reden, auch zwei von Amerikanern gehaltene, machten der Erregung Luft. Zuletzt tauchte der Vorschlag auf, daß die Versammlung, welche sich zu einem förmlichen Meeting organisirt hatte, zu einer allgemeinen, alle europäischen Nationen vertretenden, von New-York ausgehenden Demonstration mitwirken solle, zu dem Zweck, den Franzosen die Sympathie der hiesigen Bevölkerung zu erkennen zu geben. Es wurde ein Komite von 12 Personen ernannt" u. s. w.

Ich rechne jene Tage zu den schönsten, welche ich in Amerika verlebt habe. Welche Erregungen, welche Hoffnungen, welche Befriedigung für den Glauben an eine große Idee! Man braucht Das Keinem zu sagen, der etwas Aehnliches erlebt hat.

Ich war seit einiger Zeit thätig gewesen, Reisegeld für meine in Genf zurückgelassene Familie zusammenzubringen. Begreiflicher Weise kam ich jetzt sofort zu einem ganz andren Entschluß. Jede Fiber in mir zuckte vor Verlangen, mit dem ersten Schiff nach Europa zurückkehren, denn ich war gewiß, daß die Revolution auch in Teutschland freie Bahn machen werde.

Nach Europa znrückkehren! Welch frevelhafter Gedanke für einen großen Mann, der allerlei „große Rosinen", aber nicht 10 Dollar in der Tasche hatte! Sollte ich auf die Rückkehr verzichten, weil ich kein Geld hatte? Sollte ich wirklich der Revolution, für die ich so lang geschwärmt und gearbeitet hatte, beim Ausbruch den Rücken

zuwenden, weil — Millionen Schufte und Philister das Geld in der Tasche hatten, womit ich mir zutraute die Welt auf den Kopf stellen zu können? Oder sollte ich — unerhörte Kühnheit! — das Wagniß begehen, Andere um das Reisegeld anzusprechen, das ich beim besten Willen vielleicht in Jahr und Tag nicht im Stande war selbst zu erübrigen? Ich beging das Wagniß und veröffentlichte in der „Schnellpost" vom 21. März einen

„Aufruf an meine Landsleute",

der also begann:

„Wenn auch nicht unerwartet, so doch überraschend kommt die Kunde, welche das Zusammenstürzen eines Hauptpfeilers des europäischen Despotenbaues meldet. Der Anfang zum Ende ist gemacht. Die übrigen Throne haben schon lang gebebt und sie werden stürzen gleich dem französischen. In Frankreich gab es nur Einen zu stürzen. In Teutschland wird sich das Experiment vier- und dreißig Mal wiederholen. Wer dazu mitwirken kann, wird sich nicht an seine Pflicht mahnen lassen, wenn er ein Mensch, wenn er ein Mann, wenn er ein Republikaner ist.

Ich war nicht darauf gerichtet, den freien und sichern Boden Nordamerika's schon so bald wieder zu verlassen. Aber von Paris aus erschallt ein Ruf, den ich nicht überhören darf. Er mahnt mich an sofortige Rückkehr nach Europa.

Mein Leben und mein Thun habe ich der Freiheit geweiht. Ich darf nicht zurückbleiben, wo ich durch die That meine Worte zur Wahrheit machen kann. Mit dem Dampfschiff „Cambria" werde ich in dieser Woche nach Liverpool abgehen.

Das Weitere werden meine Landsleute durch die „Schnellpost“ erfahren, deren Mitredakteur ich auch in Europa bleiben werde.

Ich bin mittellos, ihr wißt es. Ich fodere nichts für meine Person, aber ich fodere Unterstützung für unsre Sache. Beeilt euch, Mittel zusammenzuschießen, um mich vor meiner Abreise so weit in Stand zu setzen, daß ich in Europa sofort wieder Fuß fassen und auf kräftige Weise wieder wirksam sein kann.

Dann aber werdet ihr es für Pflicht halten, euer Interesse fort und fort zu bethätigen für die Befreiung Teutschlands. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo der Augenschein euch überzeugt, daß ihr eure Hülfe nicht vergebens darbringt, daß sie Saamen ist für einen sichern Tag der Erndte. Durch die ganze Union müssen sich Vereine bilden, um diejenigen teutschen Republikaner zu unterstützen, für die jetzt die Tage des Handelns heranrücken werden.“ U. s. w.

Dieser Aufruf hatte den Erfolg, daß ich am 25. März mit $400 in der Tasche nach Liverpool abreisen konnte. Von dieser Summe waren etwa $200 geliehenes Geld, das ursprünglich für die Reise meiner Familie bestimmt war und durch Anzeigen in der „Schnellpost“ abbezahlt wurde. Später wurden mir noch ein Paarhundert Dollar nachgesandt, Alles mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß ich das Geld nach freiem Ermessen verwenden solle. Welche Folge diese Geldunterstützung für mich gehabt, davon später.

Ehe ich abreise, muß ich noch eine Vorstellung von der Bewegung geben, welche damals unter den Teutschen wie unter den übrigen Europäern dieses Landes herrschte. Zu-

nächst folge der Anfang eines Berichts der „N. Y. Staatszeitung" über eine teutsche Massenversammlung, welcher zugleich eine erheiternde Erinnerung an gewisse Persönlichkeiten enthält, die damals in New-York die Gipfel des Teutschthums bildeten:

„Wie von einem Geiste bewegt versammelten sich schon am Abend des 18. März die Irländer im Shakespeare Hotel und die Deutschen in St. Johns Hall. Sie hatten nichts mit einander verabredet, aber derselbe Geist rief sie zusammen, derselbe Geist leitete die Berathungen, und derselbe Geist bestimmte sie zu denselben Beschlüssen.

Ein enger Zusammenschluß zur Revolutionirung Irlands war das Feldgeschrei der Irländer, ein enger Zusammenschluß zum Umsturz des europäischen Despotismus der Schlachtruf der Deutschen, eine große Demonstration aller Völker zu Gunsten der französischen Revolution auf dem Hauptplatz der Stadt New-York wurde zu gleicher Zeit einmüthig von beiden beschlossen. Die Demokratisirung Europa's und die Verbrüderung aller Völker auf Erden galten hier wie dort als das Ziel der in Frankreich begonnenen Bewegung. Bei den Irländern schürte O'Conner das Feuer zu lichterlohen Flammen an, und bei den Deutschen sprachen Kriege, Försch, Dowiat, Simon Schmidt und Andere. St. Johns Hall war von oben bis unten auf das Brillanteste illuminirt, und auf einem Transparent leuchteten die Worte:

Hurrah for the revolution of Europe!
Vive la revolution!
Es lebe die Revolution!

Aber Irländer und Deutsche waren entschlossen, es nicht mit bloßen Ausbrüchen der Freude bewenden zu

lassen. Es lag ihnen zunächst daran, alle Nationen in die Bewegung hineinzuziehen. Den Deutschen gelang es, einige französische Arbeiter zu gewinnen, die Herren Bourgeois machten lange Gesichter und schienen gar nicht aufgelegt zum Feiern. Jetzt aber ist die Sache im Schwung, die Franzosen hatten bereits zwei große Versammlungen, und heute ist die dritte; die Polen schlossen sich an die Franzosen und wirkten tapfer mit und die Irländer versammelten sich am 21. März in ungeheuren Schaaren.

Die Volksversammlung der Deutschen New-Yorks zur Feier der französischen Revolution und zur Vorbereitung der großen Demonstration, die hier von sämmtlichen Adoptivbürgern aus Europa gehalten werden soll, war am Abend des 23. März in Mechanics Hall. Die großen schönen Räume konnten die hinströmende Menge nicht fassen. Herr Ahrens eröffnete das Meeting, Herr Jakob Uhl wurde mit lautem Beifall zum Präsidenten erwählt, die Herrn Windmüller, Ph. W. Schmidt, Giessen, Richter, Kohlhepp, Gassert, Kleinlein, Lievre, Treßler, Eicke, Dr. Wilhelm und Dr. Brüninghausen wurden zu Vice-Präsidenten und die Herren Krüer, Kriege, Försch, Dr. Merkle, Püls und Ahrens zu Secretären ernannt."

Es folgt nun ein langes Referat über die gehaltenen Reden und die gefaßten, endlosen „Beschlüsse" über alles Mögliche, über Bildung von Vereinen, über Veranstaltung von Volksversammlungen, über Unterstützung der Revolution, über Republikanisirung der Welt, über Verbrüderung der Nationen u. s. w. Der letzte Beschluß lautet dahin;

„daß Herr Heinzen beauftragt werde, die Beschlüsse des

heutigen Abends der provisorischen Regierung in Paris mitzutheilen und allen braven Republikanern in Frankreich unsere Glückwünsche für das begonnene Werk darzubringen."

Wo möglich noch lebhafter, als in New-York, ging es unter den sonst so apathischen, im Biertaumel so schmählich befangenen Teutschen Philadelphias zu. Sie hielten eine 6000 Mann zählende Versammlung ab, welche ähnliche „Beschlüsse", wie die New-Yorker, faßte und mir dieselben durch eine besondere Deputation von fünf Personen mit dem Auftrag zusandte, sie der provisorischen Regierung in Paris zu überreichen.

So war ich also von den zwei Hauptstädten der Republik zum außerordentlichen teutsch-amerikanisch-französischen Gesandten ernannt. In meiner Unschuld ahnte ich nicht, wie schwer ich für diese Ehre werde zu büßen haben, denn — der Gesandte hatte ein Paarhundert teutsch-amerikanische Dollar in der Tasche, die ihm zwar zur beliebigen Verwendung übergeben wurden, ihn aber verpflichteten, später über zwanzigtausend, die nur in der Phantasie von Verleumdern existirten, Rechenschaft abzulegen.

VI.

Rückkehr nach Europa. Der teutsch-amerikanische Gesandte und Herr Lamartine. Die erste badische Revolution und ihre großen Männer. Die Schusterinsel. Republikanische Hetzjagd in Frankreich. Frankreichs „brüderlicher Bund mit Teutschland." Neue republikanische Hetzjagd in der Schweiz.

Eine Menge begeisterter Landsleute begleitete mich nach Jersey City auf das Dampfschiff. Sie erwarteten große Dinge von der Revolution wie von mir. Ich selbst trat die Reise mit bedenkenloser Zuversicht an. Daß die Republikanisirung Europa's gelingen werde, obschon bis dahin in New-York noch nichts Anderes bekannt war, als die Verjagung Louis Philippe's, darüber herrschte bei mir kein Zweifel, so wenig wie der dicke Prinz Murat, ein gutmüthiges Mastschwein, das mir auf dem Schiff als Mitreisender vorgestellt wurde, daran zweifelte, daß nach dem Sturz des dicken Bourgeois-Königs die Zeit für das napoleonische Kaiserreich gekommen sei. Das napoleoni-

sche Mastschwein hatte richtiger kalkulirt, als der teutsche Republikaner. Uebrigens war ich in meinem Enthusiasmus nicht blind genug, um an einen unmittelbaren Sieg der Republik in Teutschland zu glauben. Was ihm voraufzugehen hatte, das kündigte ich schon in einem Briefe an, den ich am 30. März beim Anlegen in Halifax schrieb, wo wir durch die neuesten europäischen Nachrichten über die revolutionairen Vorgänge in Kassel, München, Saarbrücken u. s. w. überrascht wurden. (Von den Vorgängen in Berlin war noch nichts bekannt.) In jenem Briefe hieß es:

„Nicht die Fürsten, nicht die Soldaten werden künftig die Hauptfeinde der teutschen Freiheit sein, sondern die weisen, suffisanten Anhänger der konstitutionellen Monarchie. Diese Feuillants werden jetzt ihre Zeit für gekommen halten und die Fürsten werden ihnen alles Mögliche bewilligen, um sich ihnen in die Arme werfen zu können. Bis jetzt stand dieser Allianz namentlich die Büreaukratie im Wege, welche als alleinige Stütze der Fürsten gelten und Alles gleichmäßig unter ihrer Klaue halten wollte. Die Büreaukratie wird jetzt weichen müssen, und wenn man in Baden sein Heil in der Ernennung Welckers zum Ministerialrath sucht, so wird man in Preußen sich vielleicht an Männer von der Art der Hansemann, Kamphausen, Beckerath wenden. Diese Art Liberaler, die sich für alle Ewigkeit in den Kreis des Konstitutionalismus bornirt haben, ist eben so blind wie die Fürsten. Es wird sie auch das gleiche Schicksal treffen.

Jetzt erst wird die radikale Propaganda eine Hauptaufgabe zu lösen haben. Sie wird sich mit aller Entschiedenheit gegen diese Verräther, gegen diese Fürstenretter wen-

den müssen, die unter dem Namen der Vermittler den definitiven Bruch verhindern zu können glauben und die Entwickelung auf halbem Wege aufzuhalten suchen. Diesen Halbmenschen in die Parade zu fahren und sie schonungslos zu verfolgen, wird wahrscheinlich das erste Werk des „krassen Radikalismus" sein. Kein Hansemann und kein Welcker, kein Bassermann und kein Beckerath mehr! Wir bedürfen g a n z e Leute, wie g a n z e Zustände, denn wir haben es mit der Rettung aus einer g a n z e n Verderbtheit zu thun."

Als ich in England landete, fand ich meine Voraussicht bestätigt, daß die Hansemänner, Bassermänner und andere zusammengesetzte und dennoch halbe „Männer" die Gewalt in der Hand haben würden, die Revolution zu verrathen. Meine Ungeduld, nach Teutschland zu kommen und gegen die Verräther wühlen zu helfen, wuchs daher um so mehr. Ich rechnete darauf, daß man mich nach Frankfurt wählen werde*), und hoffte dort der republikanisch-revolutionairen Partei noch von Nutzen sein zu können. Zuvor aber mußte ich nach Paris, um den in New-York übernommenen Auftrag zu erfüllen. Ich bemühte mich zwei Tage lang vergebens, Herrn Lamartine als Minister des Auswärtigen zu sprechen, um ihm die ameri-

*) In Hamburg, wo mich später die demokratische Partei als Kandidaten aufstellte, erhielt ich über 12,000 Stimmen und meine Freunde versicherten mir, daß ich wirklich gewählt, aber durch falsches Spiel der Kandidat der Aristokraten durchgedrungen sei. Später wollte man mich noch an verschiedenen Orten wählen, aber ich lehnte die Kandidatur ab, weil schon keine Hoffnung mehr vorhanden war, in Frankfurt noch irgendwie zu wirken.

kanischen „Beschlüsse“ überreichen zu können. Die Herren von der provisorischen Regierung waren stets entweder auf den Beinen oder durch andere Deputationen in Anspruch genommen. Da ich nicht noch mehr Zeit verlieren wollte, übergab ich endlich vor der Abreise nach Genf meine Botschaften nebst einem Begleitschreiben Lamartine's Privatsekretair und ersuchte ihn, mir dessen Antwort unter meiner Genfer Adresse zukommen zu lassen. In meinem Schreiben hob ich hervor, daß alle Differenzen und Kriege zwischen Frankreich und Teutschland nicht durch einen natürlichen Antagonismus der beiden Nationen, sondern nur durch die Fürstenpolitik herbeigeführt worden, und drückte die Hoffnnng aus, daß beide Völker, sobald auch Teutschland die Republik errungen, durch gleichzeitige Entwaffnung sich den Beweis und die Bürgschaft künftiger Freundschaft und Friedfertigkeit liefern würden. Da ich auf die Antwort des Herrn Ministers von Woche zu Woche vergebens zu warten hatte, ließ ich mich durch einen in Paris wohnenden Freund nach der Ursache erkundigen, und erhielt den Bescheid, „man habe meine Genfer Adresse verloren“.

Die Zeiten änderten sich bald und Herr Lamartine wurde aus dem Herrn Europa's, der er in seiner Stellung werden konnte, wieder ein bloßer schuldenbelasteter Poet, der Subskritionen auf seine Schriften zusammenbettelte. Ich war unterdessen nach allerlei Hetzjagden wieder nach Genf zurückgekehrt und erhalte dort eines Tags, unter der früher in Paris aufgegebenen, angeblich verloren gegangenen Adresse, nebst einem Subskriptionsprospektus, folgenden Bettelbrief:

Paris 1. Février 1849.

Monsieur!

Les rapports de bienveillance intellectuelle et quelquefois cordiale qui s'établissent naturellement entre l'écrivain et le lecteur, m'autorisent peut-être à vous adresser et à vous recommender le prospectus ci-joint de mes oeuvres choisies retouchées, augmentées, commentées et editées par moi-même.

Si je n'ai pas trop présumé, Monsieur, de votre indulgence pour ces faibles écrits, j'ose vous prier de lire ce prospectus, de le répandre autour de vous, de vouloir bien recueillir les noms des souscripteurs qui répondront à cette pensée et de me les transmettre.

Je n'ai pas besoin, Monsieur, de vous dire que votre nom inscrit sur les pages de ce travail litéraire, le sera surtout dans mon souvenir.

A. d. Lamartine.

P. S. Je vous prie d'adresser les lettres et liste de souscription, franc de post, à Mr. de Lamartine No 82 rue de l'université, à Paris.

Also über seine "oeuvres choisies" konnte mir Herr Lamartine schreiben, aber über das Verhältniß Frankreichs und Teutschlands hatte er für gut befunden zu schweigen. Das war der nämliche Mann, der früher Frankreichs Schwert in die Wagschale der Völkerfreiheit legen und einen brüderlichen Bund mit Teutschland gründen wollte, mir aber diesen Vorsatz später durch eine brutale Wegweisung aus Straßburg interpretiren ließ. Welche Großmuth muß er mir zugetraut haben, indem er trotz Alledem

an meine "indulgence" appellirte! Der wahre Humor dabei war aber, daß er meiner "bienveillance intellectuelle et cordiale" zumuthete, ihm nicht bloß Subskriptionen zu besorgen, sondern auch selbst auf seine "14 volumes, à 6 francs le volume" zu subskribiren zu einer Zeit, wo ich kaum im Stande war, seine Liste "franc de post" zurückzuschicken. Er wird gedacht haben, solch ein teutsch-amerikanischer Gesandter müsse mehr Geld besitzen, als ein abgesetzter französischer Minister.

Um ohne Aufschub in Teutschland ein vorläufiges Lebenszeichen von mir zu geben, meine Stellung zu definiren und Andern einen Wink zu ertheilen, ließ ich von Paris aus in teutschen Blättern eine Erklärung veröffentlichen, worin ich darzuthun suchte, daß trotz der Frankfurter Versammlung die Entscheidung über die Geschicke des Landes nach wie vor unmittelbar Sache des Volkes sei, da dasselbe in der Paulskirche nicht seine richtige Repräsentation finde. Es sei darum betrogen worden indem die vorparlamentarischen „Notablen" trotz ihrer revolutionairen Stellung, welche derjenigen einer provisorischen Regierung gleichgestanden, den alten Regierungen, an deren Stelle sie getreten, die Anordnung der Wahlen zu einer konstituirenden Versammlung überlassen, welche möglicher Weise jene Regierungen zu beseitigen habe. Dieß habe z. B. in Preußen sogar die Folge, daß nach alter Weise unfrei gewählte Vertreter von Ständen die revolutionairen Volksdelegirten wählen, also Repräsentanten von Ständerepräsentanten nach Frankfurt senden, um den angeblich souverainen Willen des preußischen Volkes in seiner wichtigsten Angelegenheit zu vertreten". Im Allgemeinen müsse

die Folge sein, daß von der konstituirenden Versammlung grade derjenige Theil des preußischen Volkes ausgeschlossen werde, welcher bei einer Aenderung der bestehenden Zustände am Meisten interessirt sei. Durch dieses ganze Verfahren sei die republikanische Partei, die allein auf dem demokratischen Boden stehe, an die Seite gedrängt; sie könne daher durch die falsche Vertretung in Frankfurt nicht gebunden sein und müsse sich die Freiheit des Handelns nach Umständen vorbehalten.

Von Paris eilte ich nach Genf. Als ich dort vor dem kleinen Häuschen anlangte, in welchem ich meine Familie zurückgelassen, fand ich dasselbe ganz unbewohnt und Thüren und Fenster verschlossen. Also auch das noch! Jetzt haben die Aermsten Mittel zur Auswanderung gefunden und sind dir nach Amerika nachgereis't! Wie wird ihnen zu Muthe sein, wenn sie dort ankommen und dich nicht finden! Was werden sie dort beginnen? Woher wirst du die Mittel nehmen, ihnen die Rückreise möglich zu machen? Geld, Geld, dreimal verfluchtes Geld! Nachdem ich eine Zeit lang, mit solchen Gedanken beschäftigt, wie versteinert vor dem verlassenen Häuschen gestanden, eilte ich zu Bekannten und erfuhr, daß die Meinigen in einem nah gelegenen Landhause wohnten, das im Winter leer stand und ihnen von einer befreundeten Familie war zur Verfügung gestellt worden. Trotz Dem konnte ich meinen Fluch über das Geld nicht zurücknehmen, nämlich dasjenige, das ich nicht besaß.

Nachdem ich zwei Tage bei den Meinigen zugebracht, trieb es mich nach der teutschen Grenze. Meine Absicht war gewesen, direkt nach Frankfurt zu gehen. Als ich aber in Genf vernahm, in Baden stehe Herr Hecker an der

Spitze einer Revolutions-Armee, um die Republik zu erkämpfen, es sei also Das schon in's Werk gerichtet, was ich in meiner Pariser Erklärung in Aussicht genommen, hielt ich es für meine Pflicht, mich dem Unternehmen sofort anzuschließen. Ich hatte so lang das revolutionaire Handeln empfohlen, und jetzt, wo sich eine Gelegenheit dazu bot, sollte ich mit den Zungendreschern des Parlaments konkurriren? Daß ich, indem ich mich aus unüberlegtem Ehr- und Pflichtgefühl durch Betheiligung an der Hecker'schen Putscherei kompromittirte, einen der dummsten Streiche meines Lebens beging, habe ich mir natürlich später nicht verhehlt; unter den damaligen Umständen aber, wo ich mich in vollständiger Unkenntniß in Betreff der eigentlichen Sachlage befand, konnte ich nicht wohl anders handeln. Mit mir reis'ten noch ein Paar Dutzend teutsche Arbeiter von Genf ab, denen ich mit Reisegeld aushalf, und wir langten mit den besten Hoffnungen an der badischen Grenze an.

Doch die Erfahrungen, welche ich jetzt zu machen hatte, mögen ihre Darstellung finden in einer Geschichte von der „Schusterinsel", welche der Schauplatz unserer revolutionairen Thaten war. Was ich erzähle, ist buchstäblich wahr, wie unglaublich es auch klingen mag. Wenn die Qualifikation für das Tollhaus den ersten Anspruch auf die Führerschaft in Revolutionskämpfen ertheilt, so muß man sagen, daß Teutschland die ausgezeichnetsten Revolutionsführer der Welt aufzuweisen hat. Durch den Verkehr mit diesen Herren hat sich meiner Menschenkenntniß ein neues, ungeahntes Feld der Ausbeute eröffnet, und wie tragisch auch mitunter die Folgen der Verrücktheiten waren, durch welche sich diese Menschen einen Namen ge-

macht, so wären dieselben auf der andern Seite zum Theil so überaus lächerlich, daß wenigstens in der Erinnerung bei mir die komische Seite meistens überwiegt.

Die erste Erfahrung sollte ich also mit dem großen Hecker machen.

Ich hatte diesen Mann früher einmal flüchtig in Heidelberg gesehen, wo ich zu einem Essen eingeladen wurde, das die Liberalen, Itzstein an der Spitze, zu Ehren ihrer Verfassung veranstalteten. Er machte auf mich den Eindruck eines rohen Korpsburschen, der sich durch krasse Redensarten hervorzuthun suchte und als Genie zu legitimiren glaubte. Später, als ich meine Flugschriften-Propaganda in der Schweiz betrieb, äußerte er, daß er einen solchen Plan ebenfalls gehegt habe, er that aber nicht das Mindeste, ihn zu unterstützen. Trotz Alledem bildete ich mir das günstigste Vorurtheil für ihn, und eilte zu ihm mit der besten, ehrlichsten und uneigennützigsten Absicht, ihm nach Kräften beizustehen.

Wie er zu seinem Putsch gekommen und wie er sich dabei verhalten — alles Das war mir völlig unbekannt, als ich mit ihm zusammentraf. Hätte ich davon gewußt, so würde ich ihn wie einen Tollhäusler gemieden haben. Der Initiator der republikanischen Erhebung in Baden war eigentlich J. Fickler, der die Republik schon auf der Offenburger Versammlung proklamiren wollte. Wäre Dieß geschehen, so würde sich wahrscheinlich das ganze badische Volk, vielleicht auch das übrige Südteutschland sofort dafür erhoben haben und dann war der Kampf ein ganz anderer. Hecker aber, der verwöhnte und aufgeblähte Götze urtheilloser Massen, der sich zum badischen Diktator und noch etwas mehr geschaffen glaubte, war auf

Fickler eifersüchtig und drohte ihn zu erschießen — natürlich bloße Renommage —, wenn er seine Absicht ausführe. „Das ist ein Bubenstreich," entgegnete Fickler; er stand aber von seinem Vorhaben ab, weil Hecker versicherte, „er habe die Republik in der Tasche und werde sie in Frankfurt fertig machen". Durch diese Frankfurter Schwindelei erhielten die Reaktionaire unter Matthy'scher Anleitung Zeit für ihre Intriguen und Vorbereitungen. Als es sich endlich zeigte, daß die Hecker'sche „Tasche" leer war, faßte unser Held den Plan, das Thier beim Schwanz, statt beim Kopf, anzugreifen und seine Operation in dem entlegenen Seekreis zu beginnen, da es weiter unten nicht mehr geheuer war. Matthy, von dem er sich bei seinen Renommagen hatte in die Karten sehen lassen und der wußte, daß im Seekreis Fickler der Haupt=Mann war, ließ darauf diesen verhaften. „Jetzt geht es auch an uns," sprach Washington und eilte nach Konstanz. Auch wurde in öffentlichen Blättern behauptet, er sei durch diese Expedition einem Duell aus dem Wege gegangen, das er in Frankfurt mit einem Herrn Rochau, einem Mitarbeiter der „Deutschen Zeitung" und Mitglied des Vorparlaments, kontrahirt hatte. Auf diese Weise kam also der berühmte Befreiungszug zu Stande, dem der große Hecker seinen Namen gab und verdankt. Er verlor auf demselben eben so schnell den Kopf wie den Muth, nur nicht die Arroganz des Renommisten und die Eitelkeit des Komödianten. Einmal, als ihm ein lichter Augenblick seine Tollheit klar machte, lief er mit dem Pistol im Walde umher und drohte sich zu erschießen. „Jetzt ist mein großes Leben zu Ende". Er besann sich aber, ließ es noch etwas größer wachsen und rettete sich dann zeitig auf das linke Rheinufer, während

fast Alle, die ihm gefolgt waren, ihr eben so großes Leben noch auf das Spiel setzten. Nach Freiburg schrieb er dann vom Auslande aus einen jammervollen Brief an seinen Bruder, einen reaktionairen Professor, der damit die Bevölkerung abwiegelte und deshalb von den Turnern als Verräther so lang in Haft gehalten wurde, bis man durch Vergleichung eines Fac Simile unter einem Heckerschen Portrait mit der Unterschrift des Briefes sich überzeugt hatte, daß diese wirklich ächt war. Trotz allen diesen Jämmerlichkeiten gab der Held später eine Schrift über sein Unternehmen hinaus, deren renommistischer Inhalt der vor dem Titelblatt prangenden, waffenbeladenen Abällino-Gestalt des Verfassers entsprach und deren Styl zugleich eine wahrhaft nervenerschütternde Probe von der Begabung des „Publizisten" Hecker ablegte. („Angelangt in Hüningen, wurde die Schusterinsel besetzt" u. s. w.)

Doch da kommen wir wieder auf die Schusterinsel. Also zur Sache.

Die Schusterinsel.

An Fräulein S.

Als ich, in don größten Spannung von Genf nach der teutschen Grenze eilend, an das Ufer des Rheines kam, sah ich mich natürlich zunächst nach dem revolutionairen Hauptquartier um. Kein Mensch wußte es anzugeben, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es nicht mehr existirte. Herr Hecker war nämlich schon flüchtig auf fremdem Gebiet, obschon Struve und Sigel noch auf dem badischen an der Spitze ihrer Schaar standen. Aber wo sie eigentlich waren, das wußte man so wenig anzugeben, wie das Hauptquartier des Obergenerals. Eben von der

See gekommen und ohne alle Kenntniß von dem eigentlichen Zusammenhang der Dinge in Teutschland, wollte ich vor Allem Hecker sprechen, um mich über Betheiligung an seinem Kampf entscheiden zu können. Bald hieß es, er sei im Kanton Thurgau, bald in Baselland, bald in Basel, bald in Straßburg. Er war überall und nirgends, jeden Falls aber auf dem linken Rheinufer, wo ihm kein Feind entgegenstand. Endlich traf ich einen seiner Begleiter, den Dr. Lommel, und erfuhr von diesem, er sei in Hüningen, einem französischen Städtchen unterhalb Basel.

Ich fand ihn dort im Wirthshause, umgeben von einer Schaar Adjutanten oder dienstbarer Geister, denen er Befehle ertheilte und Depeschen diktirte, als ob er noch auf badischem Gebiet wäre. Wo Struve und Sigel eigentlich waren, das wußte er so wenig wie die Andern. Seine Flucht schien also ein ganz isolirter Akt zu sein. Trotz dem günstigen Vorurtheil, das ich mir über ihn zu bilden gesucht, weil er die Initiative des Handelns ergriffen, war es mir räthselhaft, daß der Führer des Aufstands vor dessen Beendigung auf fremdem Gebiet fungirte und von dem Aufenthalt der zurückgebliebenen Unterführer nichts wußte. Nachdem er mit den Depeschen fertig war, lud ich ihn zu einem Spaziergang auf das Feld ein, um mich unter vier Augen über den Stand der Dinge in Teutschland zu unterrichten. Ist denn, fragte ich ihn zunächst, dieser badische Aufstand ganz ohne Zusammenhang mit anderen Bewegungen in Teutschland unternommen worden? „Es ist nicht meine Schuld," erwiederte Herr Hecker, „daß er isolirt geblieben. Ich habe an Reichenbach geschrieben, er solle in Schlesien losschlagen; ich habe an Zitz geschrieben, er solle in Mainz die Revolutionsfahne

erheben; ich habe an Titus geschrieben, er solle mit 80,000 Baiern in Böhnen einrücken. Aber sie haben mich Alle im Stich gelassen."

Diese merkwürdige Art, Revolution zu schreiben und 80,000 Mann zu diktiren, machte mich so stutzig, daß ich kaum glauben konnte, es sei Fr. Hecker, der mir diese Eröffnungen machte. Dennoch suchte ich mein günstiges Vorurtheil festzuhalten und da ich wenigstens die Möglichkeit weiterer Volkserhebungen im übrigen Teutschland annahm, leitete mich noch immer kein anderer Gedanke, als, in Verbindung mit Hecker und seinen Genossen die Erhebung in Baden wo möglich zu erneuern. Zu diesem Zweck wollten wir den, Hüningen gegenüberliegenden, vom Rhein. einem Graben und dem schweizerischen Gebiet umschlossenen badischen Landstreifen, den man die Schusterinsel nennt, als Sammel- und Organisationsplatz benutzen, dort alle Zuzügler aus der Schweiz und aus Frankreich mit den versprengten Gefährten Heckers vereinigen und wo möglich eine Verbindung mit Sigel und Struve herstellen. Es handelte sich nur darum, vorher Waffen aufzutreiben und die Stellung der Korps im Innern zu erfahren.

Hecker blieb in Hüningen und überließ die Leute auf der Schusterinsel, wo dieselben ein Zollhaus und ein Paar Scheunen inne hatten, vollständig sich selbst. Ich fühlte mich daher gedrungen, die Organisation derselben zu übernehmen, wobei ich natürlich mit Hecker stets in Verbindung blieb. Vorher aber ließ ich mir die militairischen Führer vorstellen, welche meine Anordnungen ausführen sollten. Es wurde mir also zunächst vorgestellt der

„Obrist Ranko von der Westerburg"

als militairischer Chef. Der Herr Obrist (auch aus der zweiten badischen Erhebung als weggejagter Regiments=kommandeur bekannt) war ein hagerer, gutmüthig und verkommen aussehender Mann mit grauen Haaren, verziert mit einem gewaltigen Hut, auf dem ein furchtbarer Busch von Hahnenfedern wimmelte, einem fußbreiten, queer über die Brust gelegten dreifarbigen Band und einem ungeheuren preußischen eisernen Kreuz. (Ich konnte mich nicht enthalten zu bemerken, der Herr Obrist sehe aus, als ob er betrunken auf einen Kirchhof gefallen und ihm ein Grabkreuz an der Brust kleben geblieben sei.) Uebertieß trug er ein Schwert von solcher Länge, daß ich ihn warnte, er werde in Baden schwerlich damit fechten können, ohne in Frankreich oder der Schweiz eine Gebietsverletzung zu begehen.

Dieß war der Oberkommandeur, eine Figur, die Shakespeare oder Cervantes sicher würden verewigt haben, wenn sie ihnen in den Wurf gekommen wäre. Als zweite Militairautorität wurde mir vorgestellt

„Kapitain Lenz“.

Kapitain Lenz war von Hause aus Mann des Fidel=bogens, nicht des Degens, ausgestattet mit röthlichem Haar, kugelrundem, rothglühendem Gesicht, einem tonnenartigen Bauch und auseinanderstehenden, dünnen Beinen. Man sah dem Mann auch ohne alle Menschenkenntniß auf den ersten Blick an, daß er ein seltenes Kneipgenie sein mußte; wo aber seine militairische Qualifikation steckte, konnte mein Scharfblick nicht errathen. Dennoch ließ ich meinen Verstand beschwichtigen, als mir mitgetheilt wurde, er sei hauptsächlich mit der Sorge für Lebensmittel, Waffen und Munition betraut.

Die seltsame Erscheinung dieser Militairchefs brachte mich auf eigenthümliche Betrachtungen über die Menschenkenntniß und die Führerfähigkeiten Dessen, der sie ernannt hatte. Aber ich suchte mich lieber gegen mein eignes Urtheil mißtrauisch, als meinem günstigen Vorurtheil abwendig zu machen. Was thut man nicht „der Sache wegen!“

Es war Nacht geworden und ich benachrichtigte die beiden Chefs, daß am andern Morgen in aller Frühe die Organisation und Bewaffnung der Mannschaften beginnen werde.

Als ich kurze Zeit nachher in mein Schlafzimmer trat, das mir der Wirth eigens zugesichert hatte, fand ich — den Kapitain Lenz in meinem Bette liegen. Er entschuldigte sich damit, daß er, ermüdet durch die Anstrengungen des Dienstes, kein andres Lager habe suchen können. Da ich die Natur seiner Anstrengungen sofort erkannte und kein Freund von Thierquälerei bin, ließ ich mir einen Strohsack auf den Boden legen und ermahnte den Kapitain an zeitiges Aufstehen. Sobald der Tag graute, trieb ich ihn aus dem Bette und gab ihm meine Aufträge. Mit auffallender Schnelligkeit fuhr er mit den Säulen seiner hellenischen Gestalt in die Kleider, so daß ich mit den besten Hoffnungen ebenfalls aufstand. Ich ging nach der Schusterinsel, um die Erfolge seiner Thätigkeit zu erwarten. Aber den Kapitain Lenz sah Niemand wieder, die Mannschaft so wenig wie ich und wie der Wirth, dem er als Andenken eine unbezahlte Rechnung hinterließ.

Pünktlicher, als er, stellte sich der Herr Obrist ein. Ich ließ ihn die Mannschaft abtheilen und einüben. Alles ging ganz leidlich. Am andern Tag eröffnete mir der

Obrist, es ständen ihm in Mühlhausen, wo er gewohnt, mehrere Hundert Arbeiter und eine Menge Waffen zu Gebot. Er sei entschlossen, sie zu holen, nur fehle ihm das Reisegeld. In 1—2 Tagen wolle er mit 300 bewaffneten Arbeitern, wahren Teufelskerlen, auf die Schusterinsel rücken. Ich gab ihm Reisegeld, um den Versuch zu machen. Aber den Obrist von der Westerburg sah Niemand wieder, weder die Mannschaft, noch ich, noch der Wirth, dem er mit der unbezahlten Rechnung sein ungeheures Schwert hinterließ, mit welchem später der Literat Abt sich bewaffnete.

So waren wir denn plötzlich ohne Feldherrn. Diese Herren ließen es sich in Hüningen gefallen, so lang sie dort unter dem nachsichtigen Regiment ihres großen Schutzherrn gemüthlich auf Rechnung der Revolution bummeln und kneipen konnten; so bald aber Ernst gemacht, einige Thätigkeit und Energie entwickelt werden sollte, verschwanden sie in der Unendlichkeit des Vagabundenthums.

Zum Ersatz half ich mir mit jungen Revolutionairen, unter denen sich namentlich der später in Baden gefallene, eben so charakterfeste wie talentvolle Alfred Michel auszeichnete. Auch wurde sogar ein gefangener Spion, der Unterofficier gewesen, als Exerciermeister verwendet.

Wir hatten einige Dutzend schlechte Flinten. Das war, einige Büchsen und Säbel hinzugerechnet, die ganze Bewaffnung. Ein Kahn mit Gewehren und einer kleinen Kanone, die aus der Schweiz gekommen, war im Rhein umgeschlagen und versunken.

Die Zuzügler vermehrten sich und mit ihnen die Verlegenheit, sie zu verpflegen und zu bewaffnen. Unter die-

sen Umständen kam Herr Willich mit einem Trupp Versprengter von der Hecker'schen Armee, denen der Hauptführer längst vorausgeeilt war, den Rhein herab. Sie waren alle bewaffnet und Herr Willich übernahm jetzt das militairische Oberkommando. Die Ankunft dieser Zuzügler, die das badische Gebiet nicht verlassen hatten, brachte mich auf neue Betrachtungen über die Frage: „Warum muß denn allein der Chef der Insurrektion als Flüchtling auf fremdem Gebiet herumfahren, während alle seine Mitkämpfer auf heimischem zurückgeblieben sind?“ Diese Sorgfalt für die theure Person des „teutschen Washington“ rührte mich; doch war jetzt nicht die Zeit, sentimental zu werden.

Die Schusterinsel wurde, so gut es ging, durch Verhaue und Erdaufwürfe verschanzt, da die kleine Armee noch nicht stark genug war und noch nicht Waffen genug hatte, um vorrücken zu können. Die wenigen Mittel, die ich missen konnte, gab ich zur Verpflegung der Leute her. Zur Anschaffung von Waffen reichten sie nicht aus.

Es kam vor Allem darauf an, die Schusterinsel so lang zu halten, bis ein Vorrücken möglich wurde, oder aber, im Fall das Sigel-Struve'sche Korps schon zersprengt war, den Fliehenden wenigstens die Rettung durch einen gesicherten Rückzugspunkt möglich zu machen. Nun wurde aber jeden Augenblick die Annäherung von Truppen gemeldet, welche unsere schwache Stellung angreifen sollten. Es mußte daher jedes Mittel versucht werden, den Feind so lang wie möglich fern zu halten. Zu diesem Zweck wollte ich u. A. die Kriegslist anwenden, durch die Baseler „Nationalzeitung“ die Stellung auf der Schusterinsel als sehr bedenklich für Angreifer darstellen zu lassen, indem

dieselben, abgesehen von der zu erwartenden Gegenwehr, würden genöthigt werden, das französische oder schweizerische Gebiet durch ihre Schüsse zu verletzen und dadurch kriegerische Kollisionen herbeizuführen. Durch eine solche Bekanntmachung hoffte ich zugleich eine schnellere Ansammlung von Zuzüglern zu bewirken. Da ich eben im Begriff war, auf das andere Ufer hinüberzugehen und einige Anordnungen zu treffen, ersuchte ich den anwesenden K. Blind, unterdessen den nach Basel zu sendenden Artikel abzufassen. In meiner Abwesenheit kam der Artikel Hecker zu Gesicht, der, wie gesagt, sich gar nicht um die Mannschaft bekümmerte und sich auf dem badischen Ufer gar nicht mehr blicken ließ. Und was las Herr Hecker aus jenem Artikel heraus? „L a n d e s v e r r a t h !“

Doch überlasse ich Ihnen, meine Freundinn, aus dem Folgenden zu errathen, ob der Landesverrath der Grund oder der Vorwand zu dem Benehmen war, wodurch der feiernde Hecker meiner Thätigkeit plötzlich ein Halt gebieten wollte. Als ich nämlich von der Schusterinsel zurückkam, nahm er mich in großer Aufregung an die Seite und es entspann sich folgendes Zwiegespräch:

H e c k e r. Hör' einmal, Heinzen, ich muß dir ein für allemal erklären, daß ich mich bei keinen Unternehmungen betheiligen werde, die uns zu Landesverräthern machen müßten.

H e i n z e n. Ich denke ebenso und meine, das verstehe sich von selbst. Aber wie kommst du zu dieser Erklärung und zwar in diesem Ton?

H e c k e r. (In gleicher Aufregung.) Nie und nimmermehr werde ich mich bei Unternehmungen betheiligen, wodurch wir zu Landesverräthern werden müßten.

Heinzen. Das hast Du schon einmal gesagt. Aber ich frage dich, was diese Erklärungen heißen sollen?

Hecker. (In immer größerer Aufregung durch das Zimmer schreitend.) Nie und nimmer, sag' ich dir, werde ich so etwas thun. Was du thust, geht mich nichts an, ich werde mich dagegen erklären und will den Fluch meines Volkes nicht auf mich laden.

Heinzen. Wenn ich meine Geduld länger behaupten soll, wirst du mir sagen, welchen Grund und welchen Zweck diese Redensarten haben.

Hecker. Das sind Redensarten? Ich kenne kein größeres Verbrechen, als Landesverrath, und das ist dir Redensart?

Heinzen. Reden ohne Verstand sind Redensarten. Du hast, wie es scheint, den Verstand verloren, sonst würdest du dich verständiger benehmen oder mir Rede stehen. Da ich nicht mehr mit deinem Verstand zurechtkommen kann, appellire ich an dein Geschäft, an die Jurisprudenz. Als Jurist wirst du wissen, daß man kein Urtheil fällen soll, bevor der Thatbestand festgestellt ist. Ich frage jetzt den Juristen Hecker, welches der Thatbestand sei, über welchen der Revolutionair Hecker ein so leidenschaftliches Urtheil fällt.

Hecker. Der Thatbestand ist festgestellt in dem Artikel, den du Blind diktirt hast.

Heinzen. Diktirt habe ich ihn nicht, denn ich war abwesend und habe ihn noch nicht gelesen. Sehen wir uns das corpus delicti an.

Beide kamen darauf in die Nebenstube, worin, außer Blind, Lommel und Heckers Adjutanten Schöninger, noch mehrere andere Personen sich befanden, die das eben be-

richtete Zwiegespräch angehört hatten. Die Einsicht des Briefes ergab, daß Blind zwar, ganz unabsichtlich, Wendungen gebraucht hatte, welche von Denunzianten gewaltsam zur Erregung des Verdachtes hätten benutzt werden können, daß die Flüchtlinge auf der Schusterinsel wissentlich Anlaß zu einem Kriege zu geben im Stande wären; doch selbst jene Wendungen, welche gegen meine Anordnung benutzt waren, konnten nichts verschlagen, wenn man den Artikel zu Ende las, da dessen klar ausgesprochener Zweck eine Warnung vor Kriegsanlässen war. Nachdem der Artikel vorgelesen worden, erklärte Heinzen sich über den Zweck desselben und fragte die Anwesenden, ob es irgend einem vernünftigen Menschen einfallen könne, hinter dieser unschuldigen Kriegslist einen Landesverrath zu wittern.

Hecker. Diese Kriegslist ist nicht nöthig. Ich brauche sie nicht. Ich erkläre dir, daß **ich** den Aufstand angefangen habe.

Heinzen. Also Das war des Pudels Kern? Jetzt kenne ich dich! Du gibst zu erkennen, daß du ein Monopol beim Revolutioniren zu haben glaubst. Obgleich flüchtig auf fremdem Boden, berufst du dich darauf, daß du den Aufstand angefangen! Gut, magst du fortführen, was du angefangen und zwar schlecht genug angefangen. Ich bin nicht aus Amerika hierher geeilt, um der Konkurrent Fr. Hecker's zu sein. Von jetzt ab betheilige ich mich an Unternehmungen, welche du zu leiten hast, entweder gar nicht mehr, oder ich stelle mich als gemeiner Soldat unter deine Befehle.

Hecker. Das ist eine Sprödigkeit, die eben so wunderlich wie überflüssig sein würde.

Heinzen. Ich werde dieser Sprödigkeit treu bleiben. Das Wort, das du vorhin gesprochen, läßt mich einen Blick in deine Seele thun, der mir genügt zu der Ueberzeugung, daß wir beide nicht miteinander handeln können. Ich werde auf eigene Faust zu handeln wissen, magst du Dasselbe thun.

Hecker. Herr, ich werde handeln, wie ich will. Um übrigens auf den „Juristen" zurückzukommen, so erkläre ich dir, daß ich nicht bloß Jurist bin, sondern auch Publizist, und du bist keins von beiden.

Heinzen. Ob man Das, was ich gewesen bin, Publizist nennt oder nicht, das ist mir einerlei. Ich habe die teutsche Sprache gebraucht, um, so gut ich konnte, das Volk zu revolutioniren. Ist meine Schreiberei für diesen Zweck nicht unwirksam gewesen, so bin ich zufrieden, ohne auf den Titel des Publizisten den mindesten Werth zu legen. Ueber die Art übrigens, wie mir dieser Titel abgesprochen wird, habe ich jedenfalls ein Recht mich zu wundern einem Manne gegenüber, von dessem publizistischem Verdienst mir nichts bekannt geworden. Doch wie kommen wir hier auf den Publizisten?

Hecker. Der Artikel, den Blind geschrieben hat, soll und darf nicht in die Zeitung. Ich will nichts damit zu schaffen haben.

Heinzen. Ich aber wohl. Ich werde ihn von Neuem schreiben und gebe dir mein Wort darauf: er soll hinein. Ich lasse mir auf diese Weise nicht wehren, obschon du Jurist und Publizist zugleich bist.

Hecker. Und ich lasse mir noch weniger von dir etwas aufdringen. Unsere Sache soll rein bleiben und

ich erkläre nochmals, Herr, daß ich sie behandeln werde, wie ich will.

Heinzen. Nur zu, Herr! Ich aber werde deine Handlungsweise beurtheilen, wie ich will. Du hast die Sache angefangen, wenn du aber die Sache, die du „angefangen“, nicht fortführst und würdig zu Ende bringst, dann, Herr, wirst du in mir statt eines Mitkämpfers einen Feind kennen lernen und dann werde ich dir zeigen, ob ich ein Publizist bin.

Damit ging ich hinaus. Nach einiger Zeit rief Hecker mich in ein besonderes Zimmer, worin außer ihm noch Dr. Lommel zugegen war.

Hecker. Heinzen, nachgeben ist mir eine schwere Sache, aber ich reiche dir die Hand und gebe nach. Du mußt bei uns bleiben.

Heinzen. Ich habe keinen persönlichen Grund, deine Hand nicht anzunehmen, aber meinen Entschluß nehme ich nicht zurück.

Hecker. Wie? Du wolltest?

Heinzen. Ich will, weil ich muß. Laß uns als verständige Männer handeln. Wozu jetzt Versöhnungsszenen aufführen und uns wieder vereinigen, während wir überzeugt sein müssen, daß wir in den nächsten Tagen doch wieder uneinig sind? Wir beide passen nicht zusammen in solchen Stellungen.

Lommel. Ihr seid beide harte Köpfe, aber der Sache wegen müßt ihr Selbstverleugnung üben.

Heinzen. Der Sache wegen wollen wir uns selbst treu bleiben. Ich gehe.

Hecker. Nun, wenn du deinen Entschluß nicht zurücknimst, so gehe ich noch heute auf badisches Gebiet, über-

liefere mich der badischen Regierung und lasse mir den Kopf abschlagen.

Heinzen. Dadurch würdest du ja nur zeigen, daß dein Kopf nichts Besseres werth ist.

Dieß ist wörtlich das (zuerst in der „Evolution“ von J. Ph. Becker (Biel 1849) mitgetheilte) Gespräch, welches den Grund zu einer Feindschaft legte, die mir von allen Seiten so übel gedeutet worden. Urtheilen Sie nun unparteiisch, meine Freundinn, ob dabei mir oder dem „Washington Teutschlands“ die Schuld zur Last zu legen ist und ob ich diesen Hochmuth selbst von einem so überaus großen Mann ertragen durfte, den Sie einst verehrt haben. Ich kann mit dem besten Gewissen betheuern, daß ich eben so wenig für jenes Zerwürfniß verantwortlich bin, wie ich die Schuld trage, daß Herr Hecker nicht Wort gehalten, sondern seinen Kopf auf dem Rumpf bewahrt hat.

Uebrigens hatte dieser Zwiespalt auf die beabsichtigte Unternehmung keinen Einfluß, da aus derselben ohnehin nichts werden konnte. Struve nämlich langte unterdessen an und brachte den Bericht, daß in Baden Alles zu Ende sei. Gleichzeitig kam von Paris der Befehl an die Behörden von Hüningen, dem Treiben der Flüchtlinge dort ein Ende zu machen. Es wurde uns daher gradezu verkündigt, daß, wenn die Freischärler nicht augenblicklich auf französisches Gebiet herüberkämen, man die Schiffbrücke einziehen und ihnen den Rückzug abschneiden werde, sollten sie auch im Angesicht der Stadt zusammengehauen werden.

Kein vernünftiger Mensch konnte noch an eine Unternehmung mit etwa 200 schlecht bewaffneten Freischärlern von der Schusterinsel aus gegen die 50,000 Mann starke

Armee der siegreichen Reaktion denken. Es kam also nur darauf an, ihnen das Leben zu retten. Es wäre Heckers Aufgabe gewesen, diesen aus allen Gegenden zusammengeströmten Männern, meistens Arbeitern, die ihre Existenz im Vertrauen auf ihn geopfert hatten und sich jetzt als Flüchtlinge in die Welt hinausgestoßen sahen, die Mittheilung zu machen, daß Alles zu Ende und nur der Rückzug in ein sicheres Asyl, mit der Hoffnung auf bessere Gelegenheiten, zu wählen sei. Es wäre seine Aufgabe gewesen, sie anzureden, zu trösten, zu unterstützen. Aber Hecker war nicht über den Fluß zu bringen und erklärte einfach in meiner Gegenwart: „ich habe sie nicht gerufen."

Wer denn, meine Freundinn? Ich am Wenigsten. Dennoch hielt ich es für meine Pflicht, zu ihnen zu gehen und ihnen die nöthigen Mittheilungen zu machen. Als meine Ansprache zwischen der von ihrem Führer Willich unter das Gewehr gerufenen, rings um mich versammelten Schaar zu Ende war, bemächtigte sich ihrer eine dumpfe Verzweiflung, die sich plötzlich in dem Rufe Luft machte: „wir müssen die Führer erschießen!"

Wäre Hecker damals auf der Schusterinsel gewesen, ich glaube nicht, daß er später den Urwald geklärt hätte. Von dem großen Mann, der mich später verleumdete und verleumden ließ, wäre nichts von der Schusterinsel zurückgekommen, als ein — erschossener Renommist und Schwächling. Man wollte förmliches Kriegsgericht halten.

Die Führer erschießen — vortrefflicher Gedanke! Hätte in Teutschland das Volk überall bei Zeiten daran gedacht, Diejenigen zu erschießen, die sich aus Dummheit, aus Eitelkeit und aus Spekulation als Führer aufthaten oder

aufthun ließen, es stände jetzt anders um das teutsche Volk. Ich kenne nicht sechs jener großen „Führer,“ die nicht verdienten erschossen zu werden.

Ich beschwichtigte die Stimmung durch eine Anrede, worin ich das Ungerechte und Unsinnige eines Vorhabens darstellte, das nicht einmal ausgeführt werden könne, da die Führer nicht zugegen seien. Ich vertheidigte dieselben gegen meine Ueberzeugung, von Hecker bis zu Herwegh, erklärte aber, wenn man mich, der eben aus Amerika gekommen sei, in Ermangelung der Andern für einen Führer ansehen wolle, so solle man nur draufschießen. Sie wollten es aber nicht thun, sondern riefen: „K. Heinzen soll leben!“

Ich sah, daß meine Worte gewirkt hatten, und glaubte meines Zwecks, die Schaar auf das französische Ufer zu führen, schon sicher zu sein. Doch eine verzweifelte Stimmung bemächtigte sich auf's Neue der bitter Getäuschten; sie dachten sogar an Verrath und riefen: „wir wollen hier sterben.“

Ich bemerkte ihnen darauf, mit dem bloßen Sterben, wie heroisch das auch klinge, sei gar nichts gethan; ein vernünftiger Mensch fasse den Entschluß zum Sterben nur eines angemessenen Zweckes wegen und wer sein Leben nicht für eine Lumperei halte, bewahre es für passende Gelegenheiten des Handelns. Komme es ihnen auf das Sterben an sich an, so brauchten sie nicht erst auf Artillerie und Kavallerie zu warten: der Rhein fließe zwei Schritte neben ihnen und sie brauchten bloß hineinzuspringen.

Diese Art der Beweisführung wirkte unverzüglich. Ich übergab dem Führer Willich noch einiges Geld für die nächsten Bedürfnisse und die Schaar ging ein Paar

Stunden unterhalb Hüningens an dem von den Behörden angewiesenen Platz auf das französische Gebiet hinüber.

Später haben mir gelegentlich Mitglieder der Schaar ihre Anerkennung ausgesprochen, daß ich sie nicht sich selbst überlassen und sie zu dem in ihrer Lage einzig vernünftigen Entschluß gebracht habe. Sie sahen ein, die rechte Gelegenheit zum „Sterben" sei noch nicht gekommen. Meine Satisfaktion bestand also darin, daß, während die „großen Männer" die Revolutionaire für unsinnige Unternehmungen in den Tod führten, ich ihnen für vernünftige das Leben zu erhalten suchte.

Als es somit auf der berühmten Schusterinsel nichts mehr zu thun gab, wurde in Hüningen von den dort anwesenden Flüchtlingen ein Komite zur weiteren Betreibung der Revolution gewählt, zu welchem außer Struve und mir auch Hecker gehörte. Dieser aber erklärte, von französischem Boden aus nicht für die teutsche Revolution thätig sein zu wollen. Herrn Hecker war der französische Boden nur gut genug zur Sicherung seiner flüchtigen Person; sobald er als Operationsbasis für neue Unternehmungen dienen sollte und zwar für solche, in denen er, der die Sache angefangen, nicht den Herrn spielen konnte, bekam er Anfälle von patriotischer Aversion. Auch war er so demoralisirt, daß ich eine Zeit lang wirklich Mitleid mit ihm hatte. Struve, den ich in Hüningen zum ersten Mal sah und dessen Narrheiten und Eitelkeiten ich damals noch nicht kannte, sagte mir besser zu, als Hecker, den er in Gegenwart seiner ganzen Umgebung wegen seiner Thorheiten und seines eiligen Rückzuges auf das Wackerste abkanzelte. Er hatte mehr Muth

und Energie und verlor trotz allen Niederlagen das Vertrauen nicht.

In Straßburg wurde unser, übrigens von Niemanden in Teutschland unterstütztes Komite, nachdem es ein Paar revolutionaire Proklamationen erlassen, durch einen besonderen Kommissair Lamartine's gewaltsam aufgelös't. Das einzige Resultat seiner Existenz für mich war jene unerhörte, in der Geschichte der Menschenliebe ganz beispiellose, mir Jahre lang gefolgte, von Straßburger Spionen und Marodeurs ausgegangene und später von Hecker und allen meinen Feinden gegen ihr eigenes Wissen ausgebeutete Verleumdung, daß ich 10 bis 20,000 Dollar amerikanische Flüchtlingsgelder, von denen nie ein Cent existirt hat, unterschlagen und in Berlin und anderwärts, wo ich nie gewesen, verpraßt habe. Das war der Lohn für die Gutmüthigkeit, womit ich mich aus revolutionairem Interesse einer bankerotten Sache angenommen, und für die Theilnahme, womit ich meine wenigen Dollar mit den Flüchtlingen und Freischärlern getheilt hatte. Die Schuld von Allem aber trug — die verfluchte Schusterinsel! Sie haben wahrlich Recht, wenn Sie sagen, „das Revolutioniren sei ein undankbares Geschäft". Aber nirgends auf der Welt kann es undankbarer sein, als auf der — Schusterinsel.

Doch e i n e Entschädigung, liebe Freundinn, ist mir dafür gesichert: nicht Hecker, nicht Willich, nicht Ranko von der Westerburg, nicht der Kapitain Lenz ist der „Held der Schusterinsel" geworden, sondern i ch bin es. Ich hoffe, es wird mir einst auf der Schusterinsel ein Monument errichtet werden, wobei man das Kreuz Ranko's verwenden kann. Wenn man sich Verbrechen muß andichten

lassen, die man nie begangen, ergibt man sich auch in die Ehre, mit Tugenden geschmückt zu werden, die man nie geübt hat.

Jetzt, meine Freundinn, kennen Sie die Geschichte von der Schusterinsel. Doch Sie kennen sie noch nicht ganz. Hätte ich diese Insel der Unglücklichen seitwärts liegen lassen, wäre ich, statt nach Hüningen, von Genf direkt nach Frankfurt gereis't, wer kann bezweifeln, daß dann in Teutschland Alles auf den Kopf gestellt, daß keine Dummheit in Frankfurt begangen, daß die Revolution siegreich gewesen, daß kein Reichsverweser am Leben geblieben, kurz daß das Schicksal Teutschlands ein anderes geworden wäre und wir jetzt nicht in Amerika bei 100 Grad Hitze Cholera zu athmen brauchten! Sie werden so wenig, wie ich, daran zweifeln, daß die Welt seit 1848 nur deshalb einen so verkehrten Lauf genommen, weil ich auf der Schusterinsel und nicht in Frankfurt gelandet bin. Durch die Schusterinsel und die Straßburger Proklamationen wurde ich auf's Neue kompromitirt, mußte vor der teutschen Grenze thatlos liegen bleiben und die Welt sah sich um ihre ganze Erlösung betrogen. Ja, noch mehr. Als die letzte badische Revolution ausbrach, welche Alles wieder gut machen konnte und so geniale Leiter hatte, Leiter, die noch um 1000 Prozent Dummheit genialer waren, als der Erwecker von 80,000 Baiern, welche in Böhmen einfallen sollten — da erklärte mir einer dieser genialen Leiter, ich Unglücklicher könne in Baden keine Stellung erhalten, so lang ich mit (dem im Urwald lebenden) Hecker verfeindet sei, und während der Obrist Don Quixote Ranko von der Westerburg, sogar ohne sein Schwert, Regimentskommandeur wurde, gestatteten mir die hohen Herren nicht ein=

mal, eine teutsch-schweizerische Legion zu errichten. Alles wegen der verfluchten Schusterinsel!

Aber noch mehr. Ohne die Schusterinsel wäre ich ganz sicher Minister des Kriegs bei der Kinkelschen National-anleihe geworden, und alle die trefflichen Männer, die mir in Amerika so böse sind, weil ich den größten von ihnen beleidigt habe und lieber diese ganze teutsche Lügner-Sippschaft in den Staub werfe, als auf Gerechtigkeit und Wahrheit verzichte, würden meine besten Freunde sein, wenn ich nicht auf der Schusterinsel gewesen wäre. Die verfluchte Schusterinsel!

So, meine Freundinn, wurde ich um mein ganzes revolutionaires Leben betrogen. Man sagt, der Mensch lebe nur ein Mal, und dem läßt sich schwer widersprechen. Auch sagt man, der Mensch liebe nur ein Mal, was, wie Sie wissen, nicht richtig ist. Mit mehr Grund läßt sich vielleicht aber sagen, der Mensch revolutionire nur ein Mal, und ich habe mein Revolutioniren abgemacht auf der — Schusterinsel, der verfluchten Schusterinsel! Die Schusterinsel hat meine ganze revolutionaire Passion und Thatkraft erschöpft, sie hat mich entnervt und moralisch todt gemacht. Was man sonst in einer Geschichte den „rothen Faden" nennt, das ist in meinem Leben der Pechdraht geworden, den man mir auf der Schusterinsel durch die Seele gezogen. Eigentlich bin ich also nicht der Held, sondern der Märtyrer der Schusterinsel. Alle andern teutschen Revolutionaire wurden große Männer, welche an der Spitze der Völker die Welt mit dem Ruhm ihrer unerhörten Thaten erfüllten und die Menschheit befreiten, und meine ganze stille Wirksamkeit blieb beschränkt auf einige bescheidene Acker Landes, auf welchen man zum

Schluß — „die Führer erschießen“ wollte! „Mein Gott!“ wenn auch Das noch passirt wäre! Die Schusterinsel das Grab unserer größten Männer, die so verständige Plane entworfen, Niemanden in's Malheur geführt und Teutschland frei gemacht haben — schrecklicher Gedanke!

Seit Dem ist, meine Freundinn, schon manches Jahr vorübergegangen. Unterdessen wird man immer älter, trübseeliger, konservativer, gefühlvoller und unschuldiger, und kommt endlich die Revolution wieder, die man so lang vergebens im Herzen getragen, so wird sie unser Einen gar nicht mehr kennen, wie eine anderwärts verheirathete Geliebte, oder man hat das Feuer, die Energie und die Frische verloren, die sie an ihren Freunden liebt. Man war dann „geborener Revolutionair“ ohne Revolution, Kämpfer ohne Kampffeld, Liebender ohne Geliebte, Unternehmer ohne Unternehmen, kurz man lebte ein verfehltes Leben und stirbt, nicht einmal auf der Guillotine, an nicht gemachter Revolution. Ich will mir daher alle Revolutionsgedanken aus dem Sinn schlagen und endlich beginnen, mich des Lebens zu freuen, ehe es zu spät ist, und Klavier spielen lernen, welches ein geistreiches Instrument sein soll. Doch für Eins kann ich dabei nicht garantiren. Sie sind zwar sicher, meine Freundinn, daß ich Ihrer noch im letzten Augenblick gedenken werde, aber Sie dürfen mir nicht zürnen, wenn mein letztes Wort sein wird: „die verfluchte Schusterinsel!“

Jetzt kennen Sie die Ihnen und der Welt so lang vorenthaltene Geschichte von der Schusterinsel. Woher die Insel oder Halbinsel ihren Namen hat, das weiß ich nicht zu sagen; doch vermuthe ich, sie ist von der Vorsehung mit Bezug auf mein Unglück im Voraus so getauft

worden, und Schusterinsel ist nur ein Euphemismus für Pechinsel.

New-York, im Jahr des Unheils 1858.

Der Ihrige u. s. w.

*

Nachdem die Schusterinsel geräumt und das Hauptquartier in Hüningen aufgehoben war, ging Herr Hecker nach Muttenz im Kanton Baselland, wo er sich über das erlittene Fiasko und die erfahrene Demüthigung durch eine Hofhaltung inmitten seiner Schmarotzer und Speichellecker tröstete, die ihn überall umgaben. Der Mann hatte eine unersättliche Leidenschaft, sich für etwas halten zu lassen, was er nicht war, und sich für Dinge rühmen zu hören, die er nicht gethan. Eine solche Leidenschaft aber findet ihre Befriedigung nur unter kopflosen Schmeichlern und charakterlosen Strolchen. Und diese Gesellschaft war dem Herrn Hecker erstes Bedürfniß. Von ihr ließ er sich bestimmen und ihr galt seine erste Sorge. Seine rechte Hand war ein hirnloser Commis, Namens Doll, der, wie ich ihm durch Zeugen bewies, in Paris Fälschungen und andere gemeine Streiche begangen hatte. Und diesen Menschen empfahl er seinen gläubigen Badensern sogar für eine Parlamentswahl! Später ist ihm der Strolch nach Amerika gefolgt und hat, nachdem er ihm eine Zeit lang auf der Tasche gelegen, ihn von seiner Gesellschaft endlich durch eine Selbstmörder-Kugel befreit. Wäre Herr Hecker zu einer leitenden Stellung gelangt, aus solchem Material würde er seine Minister und Würdenträger gewählt haben.

Herrn Hecker seinem Hof überlassend, gingen wir Anderen nach Straßburg, um von dort aus die revolutionaire Thä-

tigkeit von Neuem zu beginnen. Zur Einleitung ließ ich eine, mit Struve's und meinem Namen versehene Brochüre drucken, welche einen revolutionairen compte rendu lieferte zu dem Zweck, die durch das badische Fiasko und den Sieg der Reaktion verwirrte und demoralisirte öffentliche Meinung auf die Ausgangspunkte der Revolution zurückzuführen, über den wahren Stand der Dinge aufzuklären, zu neuen Anstrengungen zu ermuthigen und für unser beabsichtigtes Wirken zu interessiren. Natürlich kam es hierbei hauptsächlich darauf an, die Schuld der Volksretter, namentlich jener konstitutionellen Verräther, die sich früher als Republikaner ausgegeben, an's Licht zu stellen und alle Hoffnungen auf das Unternehmen von Menschen zu zerstören, welche die Revolution „auf loyalem Weg abmachen wollten". „Das Vorparlament," hieß es in der Brochüre, „war revolutionair und wollte loyal sein; es stellte sich über die Fürsten und beschützte sie; es übte die Volkssouverainetät aus und benutzte sie, um die Feinde der Volkssouverainetät zu retten; es bewies, daß es für sich das Fürstenthum entbehren könne, und doch wollte es dasselbe erhalten für das Volk, dessen Vertreter es war; es nannte den Bundestag, dieses Komplott von Fürsten, eine Leiche und doch ließ es diese Leiche in Aktivität und verkehrte mit ihr; es demüthigte die Fürsten durch Befehle und doch ließ es den Gedemüthigten Mittel, sich zu rächen; es nahm die Stelle der Bundesbehörde ein und doch ließ es das Bundesheer unter dem Kommando der Fürsten; es steckte ein Ziel nach dem andern auf und doch versicherte es sich nicht der Mittel, ein einziges zu erreichen; es machte Revolution gegen die Fürsten und doch reagirte es mit ihnen gegen die Republikaner" u. s. w. Gleichzeitig ließ

es die Brochüre nicht an Prophezeiungen für die Verräther fehlen, die bald in Erfüllung gehen sollten. „Nachdem die Reaktion uns vom Kampfplatz vertrieben, wird sie sich gegen euch kehren und euch zeigen, was es heißt, sie zu demüthigen und zu bedrohen, ohne sie zu vernichten. Sie wird euch nöthigen, entweder völlig zu ihr überzugehen, oder einen Kampf auf Leben und Tod mit ihr zu beginnen." An einer andern Stelle heißt es: „Von Baden wird die Lawine der Revolution sich in Kurzem weiter wälzen und was sie zunächst begraben wird, das ist jene Frankfurter Versammlung von Blinden und Verräthern, die zu spät erkennen werden, daß politische Halbheit das beste Mittel ist, zu verlieren, was man besitzt und nicht zu erlangen, was man erstrebt. Den Strick der Reaktion um den Hals und das Brandmal der Schande auf dem Gesicht werdet ihr dann zu uns herüberschauen, die wir unentehrt und kampfbereit eueren Ruin abwarten, um über euere Leiber in die Burg der Freiheit einzudringen."

Dieser Brochüre folgten andere Agitationsschriften, u. A. ein „Plan zur Revolutionirung" Teutschlands. Doch durch unsern Plan wurde plötzlich ein Strich gemacht von einer Seite her, von der wir es am Wenigsten erwartet hatten.

Herr Lamartine sandte von Paris einen besondern Kommissair nach Straßburg mit dem Auftrag, unser Zentralkomite aufzulösen und uns in's Innere Frankreichs zu verweisen. Als wir auf das Rathhaus beschieden wurden, um den Befehl zu vernehmen, legten wir natürlich kräftigen Protest ein und fragten den Herrn Kommissair, ob er im Weigerungsfalle beauftragt sei, Gewalt zu gebrauchen. Er bejaete diese Frage nicht bloß, sondern bestimmte

auch den äußersten Termin, bis zu welchem die Mitglieder des Zentralkomite's nach Chalons würden gebracht werden. Um die bestimmte Zeit fuhr richtig ein Omnibus vor unsere Wohnung und nahm Struve nebst Gemalin (der überall „der Gewalt wich") und einige Andere zur Reise nach Chalons auf. Ich für meine Person ging nicht bloß nicht mit, sondern erklärte in den Straßburger Blättern, daß ich dem französischen Volk nicht den Schimpf anthun könne, einem so unrepublikanischen Befehl seiner Regierung Folge zu leisten, und daß ich in Straßburg bleiben werde, bis man mich von dort wegschleppe. Dieß hatte die Folge, daß man mich in Ruhe ließ.

Das Verfahren in Straßburg klärte mich vollständig darüber auf, warum man in Paris „meine Genfer Adresse verloren" hatte und welcher Geist in Wirklichkeit die auswärtige Politik Frankreichs leitete.

Welche Enttäuschungen und Kontraste hatte ich in wenig Wochen durchzumachen! Von New-York nach Europa geeilt, um in Teutschland die Republik erkämpfen zu helfen, saß ich von Neuem als Exilirter machtlos an der teutschen Grenze; auf den Ruf der französischen Republik vertrauend, hatte ich sie als die Beschützerinn des europäischen Republikanismus angesehen und fand in ihr nur eine Polizeidienerinn fremder Despoten; an den teutschen Republikanern aber, die ich mir als ehrenhafte, uneigennützige, ergebene, treue und intelligente Kampfgenossen vorgestellt, lernte ich Seiten kennen, die mich entweder mit Ekel erfüllten, oder mich an das Irrenhaus erinnerten.

Offenbar hatte Herr Lamartine auf auswärtige Reklamation gehandelt. Wie ohnmächtig wir auch in Straß-

burg waren, da wir keine Mittel hatten und höchstens ein Paar hundert Mann aufbieten konnten, jeden Falls hatten die teutschen Regierungen, vielleicht auch die leitenden „Staatsmänner" in Frankfurt, Furcht vor uns und nachdem Herr Lamartine seine Schuldigkeit gethan, begannen die teutschen Agenten ihre Machinationen.

Diese Machinationen richteten sich hauptsächlich gegen mich. Man wollte auch mich aus Straßburg entfernen und um dieß große Werk zu vollbringen, vereinigten sich Spione, Revolutionaire und Marodeurs mit den Satelliten des Herrn Hecker. Was aber war die Handhabe des Triebwerks, das man gegen mich in Bewegung setzte? Die unglücklichen amerikanischen — Gelder! Die Hauptpersonen, die gegen mich agitirten, waren ein gewisser Homburg, ein ausgemachter teutscher Spion; ein gewisser Krätzer, ein ausgemachter französischer Spion; als Busenfreund Homburgs der Abenteurer Corvin; als Busenfreund Krätzers der früher genannte Doll, Vertrauter und Faktotum des Herrn Hecker.

Kurz nach meiner Ankunft in Straßburg brachte die „Augsburger Allg. Zeitung", die, wie wir gesehen, schon früher bei den gegen mich gerichteten Hetzjagden als Hauptorgan gedient hatte, eine angebliche Korrespondenz aus Philadelphia, worin gemeldet wurde, daß mir in Amerika Tausende von Dollar zum Ankauf von Waffen und zur Unterstützung von Revolutionairen zur Verfügung gestellt worden seien. Diese angebliche Korrespondenz wurde von dem Spion Krätzer benutzt zur Ausstreuung des Gerüchts, es seien mir von Amerika aus 10—20,000 Dollar zur Unterstützung der Flüchtlinge (natürlich zunächst derjenigen in Straßburg) mitgegeben und über-

sandt worden. (Ich hatte, nachdem ich so weit gereis't war und in Genf, in Birsfelden, in Hüningen u. s. w. den Arbeitern und Flüchtlingen nach Kräften ausgeholfen, vielleicht noch über $150 zu verfügen.) In Straßburg trieben sich damals neben einzelnen ehrenhaften Flüchtlingen eine Menge Marodeurs und Tagdiebe umher, die von dem Herwegh'schen und Hecker'schen Korps dorthin verschlagen waren. Man kann sich denken, mit welcher Gier diese durstige Horde die Kunde verschlang, daß ich der Banquier für ihre Auslagen sei. Anfangs wurde bei mir nachgefragt, dann wurde ich ersucht, dann foderte man; Anfangs war man bescheiden, dann zudringlich, dann insolent. Ich selbst mußte Anfangs lachen, dann war ich verwundert und endlich wurde ich grob. Je mehr ich mich aber gegen die mir gemachten Zumuthungen wehrte, desto leidenschaftlicher wurde gegen mich agitirt und desto frecher wurde ich bedroht. Man meldete meine „Unterschlagungen" in der Presse, man verlangte Einsicht meiner Papiere, man hetzte die Straßburger Bevölkerung gegen mich auf, ja, man ging so weit, bei der Polizei auf Einhaltung meines Passes zu dringen, da ich $20,000 im Besitz habe, die den Flüchtlingen gehörten, und diesen rechtmäßigen Eigenthümern nicht ausliefern wolle!

Bei dieser Gelegenheit halte ich es nicht für überflüssig zu bemerken, daß sämmtliche Gelder, die jemals für mich in Teutschland und Amerika gesammelt worden sind, zusammen kaum 4000 Thaler erreicht haben. Und mit Hülfe dieser geringen Summe habe ich Jahre lang Tausende von Flugschriften verbreitet, meine Familie erhalten, die Kosten meiner Flüchtlingsreisen bestritten und eine Menge Flüchtlinge unterstützt. Nie hat Einer mit so

geringen Mitteln mehr geleistet. Und dafür haben mich die eigenen Parteigenossen in einen Ruf gebracht, der nicht schlimmer sein könnte, wenn ich Millionen wirklich unterschlagen hätte. Die Teutschen sind gründlich in manchen Dingen, am gründlichsten aber in der Dummheit und in der Gemeinheit.

Natürlich war ich bei diesem schändlichen Treiben ebenfalls nicht müßig. Ich brandmarkte das verleumdende Lumpengesindel in der Straßburger Presse; ich riß den Hauptanstiftern in einer Versammlung die Maske vom Gesicht und stellte sie angemessen an den Pranger; endlich wurden auf meine Bemühung einige der frechsten Herumtreiber von der Polizei aus der Stadt gejagt. Aber alles Das half nicht. Es blieb die Beschuldigung bestehen und wurde fortwährend benutzt, daß ich der Unterschlager von 10 — 20,000 Dollar sei, welche die edlen Landsleute in Amerika für die edlen, nothleidenden, hochverdienten und tiefgebeugten Freiheitshelden in den Straßburger Bier- und Hurenhäusern übersandt hatten.

Und diese nichtswürdige Verleumdung wurde von den Agenten des Herrn Hecker genährt! Und diese nichtswürdige Verleumdung wurde von Herrn Hecker in einem gegen mich gerichteten Manifest wiederholt und bis auf den heutigen Tag, trotz allen Auffoderungen, nicht zurückgenommen! Und diese nichtswürdige Verleumdung wurde in Amerika selbst von Denjenigen, die mir $400 zur freien Verfügung mitgegeben, nicht bloß ohne Einspruch geduldet, sondern fortwährend als Waffe gegen mich benutzt!

Als später Struve u. A. von ihrer Irrfahrt nach Chalons, Paris u. s. w. nach Straßburg zurückkehrten, war die Agitation gegen mich noch fortwährend im Gange, so

daß endlich die ehrenhafteren Flüchtlinge (unter ihnen außer Struve K. Blind, Schaible u. s. w.) sich zusammenthaten, eine Versammlung beriefen und eine, von 50 Personen unterzeichnete Publikation erließen, worin die gegen mich ausgesprengten Beschuldigungen als „niederträchtige Verleumdungen“ bezeichnet wurden.

Glaubt man, diese Erklärung (die übrigens von der „Augsb. Allg. Zeitung“ zurückgewiesen wurde) habe dem ekelhaften Skandal ein Ende gemacht? Bewahre! Sogar Herr Struve selbst, der Hauptunterzeichner derselben schämte sich später in New-York nicht, sich für eine erlittene gerechte Zurechtweisung zu rächen durch Hindeutung auf Dasjenige, was er selbst in jener Erklärung als „niederträchtige Verleumdung“ gebrandmarkt hatte!

Hast du beleidigt die Gemeinheit.
So hilft dir keine Engelreinheit,
Du mußt dafür verleumdet werden,
Denn — „alle Schuld rächt sich auf Erden“.

Doch jetzt genug von dieser schmutzigen Affaire. Sie mußte eben berichtet werden, da ich nicht bloß ein getreues Bild meiner persönlichen Erfahrungen, sondern auch des Kampfs der niedrigen Leidenschaften zu liefern habe, welche die Revolution eben so wohl um ihre Fahne sammelt, wie die Reaktion. Diese steht sich aber besser dabei, da sie dieselben besser benutzen kann.

Nach der gewaltsamen Sprengung unseres Zentral-Ausschusses ließ ich in Straßburg folgende Brochüre drucken, deren Gesichtspunkte auch für das künftige Verhältniß zwischen Frankreich und Teutschland ihre Geltung behalten.

Frankreichs „Brüderlicher Bund mit Teutschland“.

Die französische Nationalversammlung hat im Namen des französischen Volkes ein Programm für die auswärtige Politik aufgestellt, welches den Willen ausspricht, einen

„Brüderlichen Bund mit Teutschland“

zu schließen.

Teutsche Franzosenfresser werden diese Worte für eine Maske ansehen, hinter welcher sich eine perfide Spekulation verberge. Sie werden nicht glauben oder nicht glauben wollen, daß die Franzosen ihre alte Eroberungssucht aufgegeben und ihren Charakter durch ein Programm der Nationalversammlung mit einem Mal haben ändern lassen. Wenn sie dennoch schweigen, so geschieht es nur, weil sie sehen, daß Frankreich augenblicklich ein Allirter der teutschen Reaktion ist, zu welcher jene Franzosenfresser bewußt oder unbewußt alle gehören. Nur um diesen Preis erkauft Frankreich sich das Schweigen von Leuten, auf deren Sympathie es niemals zu rechnen hat.

Wir gehören nicht zu den Franzosenfressern; wir glauben daher an die Aufrichtigkeit der Absicht, mit Teutschland einen „brüderlichen Bund“ zu schließen. Wir sind aber der Meinung, daß die Nationalversammlung in Gefahr schwebt, durch Lamartine inspirirt, an die Spitze ihres Programms eine bloße sentimentale Phrase gestellt zu haben, da sie ohne nähere Kenntniß der teutschen Zustände gehandelt und die Bedingungen nicht erwogen hat, ohne welche eine Verwirklichung des Programms eine Unmöglichkeit bleibt.

Unerläßliche Bedingungen eines Bündnisses, namentlich eines „brüderlichen“ Bündnisses, sind unter Nationen wie unter Personen gleiche Prinzipien und gleiche Interessen.

Daß es im Interesse zweier benachbarter Nationen liegt, in gutem Vernehmen, auf freundschaftlichem, ja „brüderlichem“ Fuße mit einander zu stehen, bedarf keiner weitern Erörterung. Auch ist schon genug darüber geschrieben worden, daß grade Frankreich und Teutschland dazu bestimmt seien, durch die Kombination ihrer Eigenthümlichkeiten wie ihrer Bestrebungen die Zivilisation Europa's, vielleicht der ganzen Welt auf die höchste Höhe zu bringen.

Daß ein „brüderlicher Bund“ den Interessen beider Völker entspricht, wollen wir also nicht weiter ausführen. Aber die Interessen stehen im genauesten Zusammenhang mit den Prinzipien, ja die letztern bilden die unumgängliche Brücke zur Befriedigung der erstern.

Wir müssen also die Frage beantworten, welches die Prinzipien der französischen, welches diejenigen der teutschen Politik seien. Beantwortet man diese Frage bloß theoretisch, so kommt man natürlich auf diejenigen Prinzipien hinaus, welche allein, in Teutschland so gut wie in Frankreich, die Basis eines vernünftigen Staatslebens bilden können, nämlich die republikanischen; beantwortet man sie aber mit Rücksicht auf die Thatsachen, so ergibt sich eine Verschiedenheit, welche unwidersprechlich beweis't, daß die französische Politik entweder eine Unmöglichkeit will, oder daß sie zu einer Möglichkeit den verkehrten Weg einschlägt.

Bei der Anknüpfung des Bündnisses mit Teutschland kann Frankreich vernünftiger Weise nur dreierlei Kontrahenten im Auge haben, nämlich:

entweder die bestehenden Regierungen, oder die Frankfurter Versammlung, oder die republikanische Partei.

Nur an diese drei kann es sich halten, denn das Volk im Allgemeinen oder Teutschland im Allgemeinen bildet keine Handhabe für einen politischen Akt. Hat Frankreich bei dem projektirten Bündniß die bestehenden Regierungen im Auge, so will es von vorn herein eine Unmöglichkeit, eine contradictio in adjecto. Die bestehenden Regierungen Teutschlands hassen Frankreich von Hause aus, müssen es hassen, weil es der Herd der europäischen Revolution ist und jetzt sogar die Mutter der europäischen Republiken zu werden droht. Die Fürsten Teutschlands müßten sämmtlich Selbstmörder zu werden beabsichtigen, wenn sie aufrichtige Freunde Frankreichs sein wollten. Louis Philippe war der einzige Mann, der zwischen Frankreich und den teutschen Fürsten noch einen Anknüpfungspunkt für eine gemeinschaftliche Politik abgeben konnte. Will Frankreich mit den bestehenden Regierungen Teutschlands einen „brüderlichen Bund" schließen, so muß Louis Philippe und Metternich, dieß par nobile fratrum, mit Allem, was sich an ihre Existenz knüpfte, rehabilitirt werden. Augenblicklich ist an ein Bündniß nur unter der Voraussetzung zu denken, daß die Leiter der französischen Regierung die Fürsten, oder daß die Fürsten die französische Regierung düpiren.

Das Höchste, was Frankreich von den teutschen Fürsten erlangen wird, sind heuchlerische Phrasen, berechnet auf

das edle Vertrauen einer dichterischen Phantasie. Aber die Phantasie gehört nicht in die Politik. Jene heuchlerischen Phrasen scheinen namentlich aus Berlin, der wohlbekannten Pflanzschule des Machiavellismus und der Perfidie, nach Paris gewirkt zu haben. Man versicherte Frankreich, daß man Posen regeneriren wolle, und gewann dadurch Zeit zu einer neuen Theilung Polens und zu einer Reorganisation mit Shrapnells und Kartätschen.

Wer da glaubt, daß zwischen Republikanern und Fürstenregierungen ein aufrichtiges Bündniß bestehen könne, der ist kein Republikaner. Fürsten müssen Republikaner, Republikaner müssen Fürsten zu vernichten suchen — das ist ein unumstößliches Gesetz, und das ist die einzige Aufrichtigkeit unter Beiden. Dieses Gesetz und diese Aufrichtigkeit müssen im Völkerrecht so gut zur Geltung kommen wie im Staatsrecht, wenn nicht eine Mesalliance entstehen soll, die sich stets auf Kosten des bessern Theils, nämlich der Republikaner, rächen wird.

Herr Lamartine hat in der Nationalversammlung die Ansicht ausgesprochen, seit dem neuen Umschwung der Dinge sei die Verderblichkeit des Fürstenregiments in Teutschland neutralisirt. Wir wagen zu behaupten, daß diese Ansicht auf unklaren Begriffen vom Fürstenthum überhaupt, oder auf mangelhafter Kenntniß der teutschen Zustände, oder auf beiden zugleich beruht.

Das Fürstenthum muß stets konspiriren gegen die Demokratie. Dieß liegt in der Natur der Dinge, und je mehr die Fürsten gedemüthigt worden sind, desto mehr wird ihre Tücke auf Rache sinnen. (Man denke an Neapel.) Ein Fürst kann so wenig demokratisch gesinnt sein wie ein Wolf Leithammel der Schafheerde werden

kann. Es wäre daher eine große Thorheit, zu glauben, die Demüthigungen, welche die teutschen Fürsten in neuerer Zeit erfahren, hätten sie zu Volksfreunden und mittelbar zu Freunden Frankreichs machen können. Vielmehr werden sie, wir wiederholen es, gegen Frankreich im Geheimen eben so erbittert sein, wie gegen die teutschen Radikalen, weil sie den Anstoß, welcher ihre Demüthigung zur Folge hatte, auf französische Rechnung schreiben müssen. Sie sind und bleiben geheime Alliirte Louis Philippe's oder des Herzogs von Bordeaux, nicht der französischen Republik. Daß es noch nöthig ist, französische Republikaner an die Natur der Fürsten zu erinnern, muß allerdings Verwunderung erregen.

Was nun das Benehmen der teutschen Fürsten gegen das teutsche Volk betrifft, so kann Niemand zweifelhaft sein, daß sie sämmtlich nur auf eine gute Gelegenheit lauern, die ihnen abgezwungenen Konzessionen nicht bloß zurückzunehmen, sondern sich auch durch die bitterste Reaktion dafür zu rächen. Die meisten von ihnen haben Männer der früheren Opposition zu Ministern nehmen müssen. Hierdurch läßt sich aber kein Kundiger die Ueberzeugung nehmen, daß diese Minister entweder in das reaktionaire Komplott der Kabinete herübergezogen werden, oder daß hinter ihrem Rücken eine gesonderte Kabinetskonspiration besteht, welche, im Inlande auf die Führer des Militairs, auf den Adel, die Bureaukraten und Diplomaten, im Ausland auf Petersburg gestützt, mit der Kontrerevolution auf das Thätigste beschäftigt ist. Die Fürsten benutzen jeden Vorwand, ihre Militairmacht zu vergrößern, welche der Verrath oder die Schwäche der Opposition ebenso, wie die diplomatischen Unterhand-

lungen, in ihren Händen gelassen hat, und ist der rechte Augenblick gekommen, werden sie nicht säumen, Gebrauch von ihrem Henkersschwert zu machen.

Man könnte versucht sein, Rechnung auf die geheimen Eifersüchteleien der Fürsten unter einander zu machen und hieran Zweifel an dem Plan einer radikalen Kontrerevolution zu knüpfen, deren Gelingen nothwendig den Großen auf Kosten der Kleinen zu gut kommen würde. Man könnte sogar an eine zweite veränderte Auflage des Rheinbunds denken. Aber man täusche sich nicht über die gegenwärtige Gesinnung und die jetzige Lage der Dinge. In der Feindschaft gegen die Demokratie sind alle teutschen Fürsten e i n i g und ihr opfern sie nöthigenfalls sogar ihre Existenz. „Wir wollen lieber von den Löwen (der heiligen Allianz), als von den Schweinen (dem Volk) gefressen sein.“ Durch diese Worte hat Einer von ihnen die gemeinsame Gesinnung A l l e r ausgesprochen. Die meisten, namentlich die von Hannover, München, Stuttgart und Wien, hassen den König von Preußen, weil sie von früher wissen, daß die Berliner Dynastie auf die teutsche Kaiserkrone spekulirt. (In der bekannten Denkschrift des preußischen Bundestagsgesandten vom Jahr 1822 ist der betreffende Plan vollständig entwickelt.) Aber dieser Haß würde sich augenblicklich legen, wenn ihnen keine andere Wahl bliebe, als, entweder sich von Preußen mediatisiren, oder durch die Demokratie reduziren zu lassen. Ja, jeder teutsche Republikaner hat die Ueberzeugung, daß sie Teutschland den Russen zur Plünderung überliefern würden, wie der König von Neapel seine Hauptstadt den Lazzaroni, wenn sie darin ein sicheres Mittel zur Rettung ihrer Kronen erblickten.

Beruht also die Hoffnung, daß zwischen Frankreich und Teutschland ein „brüderlicher Bund" zu Stande kommen werde, auf einer günstigen Beurtheilnng der teutschen Fürsten oder auf der Ansicht, daß sie unschädlich gemacht seien, so müssen wir jene Hoffnung für durchaus nichtig erklären. An die Unwürdigkeit einer Mesalliance der republikanischen Politik mit der Kabinetspolitik zu erinnern, hätten wir gern den Franzosen überlassen; da von französischer Seite kein Protest eingelegt worden, muß ein teutscher Republikaner ihn in Anregung bringen.

Die Hoffnung, die an den Fürsten scheitert, wird vielleicht appelliren an die sogenannte konstituirende Versammlung in Frankfurt. Wir behaupten aber, daß in ihr der „brüderliche Bund" eben so wenig anzuknüpfen ist, wie in den Kabineten.

Die Majorität der Frankfurter Versammlung ist reaktionair gegen den Geist der Zeit, ist fürstendienerisch und will höchstens so viel Beschränkung der Fürsten, daß die bevorrechteten Klassen die Herrschaft mit ihnen theilen können. Von Demokratie ist in jener Majorität, welche durch undemokratische Wahlen, zum Theil unter der Herrschaft des Säbels, zusammengebracht worden, nicht ein Gran aufzufinden, obschon sie mit genauer Noth den souverainen Charakter der konstituirenden Versammlung theilweise gewahrt hat.

Sollte jene Majorität dazu gelangen, Teutschland eine neue Verfassung zu geben, so wird diese Verfassung entweder den Fürsten, oder dem Volk, oder beiden zugleich nicht entsprechen. Den Fürsten wird sie nicht entsprechen, weil diese ihre Souverainetät nicht opfern wollen und weil einzelne von ihnen längst eine Separatrolle gespielt oder

zu spielen Lust hatten. Der König von Preußen wird, so lang er noch Soldaten auf die Beine bringen kann, die Spekulationen seiner Dynastie niemals durch Unterordnung unter eine teutsche Zentralgewalt auf das Spiel setzen. Dasselbe läßt sich von den Fürsten in Wien, in München, in Stuttgart und Hannover sagen. Sie alle werden sich eben so wenig einem teutschen Kaiser, dessen Rolle zu spielen sich Jeder von ihnen für berufen halten wird, wie einem nicht fürstlichen Direktorium unterordnen wollen. Es ist also vorauszusehen, daß, wenn die Beschlüsse der Frankfurter Versammlung den Fürsten zu viel Beschränkungen drohen, durch irgend einen Handstreich ihre Sitzungen geschlossen werden, abgesehen davon, daß einzelne Fürsten sich von Teutschland zu trennen, oder Separatvereinigungen gegen die andern Bundesstaaten einzugehen suchen könnten. Nicht umsonst hat man in Mainz die Bürger so weit herausgefodert, daß man einen Vorwand hatte, sie zu entwaffnen; nicht umsonst wird Köln kriegsmäßig armirt; nicht umsonst zieht man an allen Orten Truppen zusammen, die, angeblich gegen das Ausland bestimmt, Front nach Frankfurt gemacht haben. Daß der Blödsinn der Herren in Frankfurt sich auf diese Weise ruhig, ohne alle Einsprache und Fürsorge, das Messer an die Kehle setzen läßt — wahrscheinlich ist auch Verrath einzelner Mitglieder im Spiel —, ändert nichts an der Ordre, welche die Chefs der Fürstentruppen in der Tasche haben werden.

Es ist also vorauszusehen, daß die Frankfurter Versammlung in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung *gar nicht zu definitiven Beschlüssen gelangen wird*. Wird sie aber nicht durch die Fürsten gestört,

fallen also ihre Beschlüsse fürstlich genug aus, um die Intervention der Bajonnete unnöthig zu machen, so wird, so muß, früher oder später, das Volk interveniren, denn eine Befriedigung der Fürsten und des Volkes ist in Teutschland nicht mehr möglich.

Zwischen diesen beiden Klippen hindurch steuernd, befindet sich die Majorität der Versammlung in der rathlosesten Begriffsverwirrung und Verstandesbedrängniß. Keines ihrer Projekte wird der beweglichen Wirklichkeit, keines der vernünftigen Staatstheorie entsprechen. Die Ereignisse wachsen ihr während der Berathung über den Kopf und nachdem sie durch die momentane Erdrückung der Republik in Baden freie Hand für ihre Halbheiten und die Gagernschen Projekte gewonnen zu haben glaubt, werfen die Ereignisse in Wien oder Berlin oder sonst wo alle ihre weisen Berechnungen über den Haufen. Da sie sich der Zeit und ihren Foderungen nicht hingegeben, weiß sie auch aus den Elementen der Zeit nichts zu machen, und gleich sehr in der schwankenden Furcht vor den Mächten der Zukunft wie vor denen der Vergangenheit, wird sie nur die Brücke bilden, über welche beide Mächte sich bekämpfen.

Diese Mächte sind der Despotismus und der Republikanismus. Welchem von beiden wird die Zukunft Teutschlands gehören?

Die Beantwortung dieser Frage ist es allein, welche zu dem Anknüpfungspunkt für das „brüderliche Bündniß" zwischen Frankreich und Teutschland führt. Ist man der Ansicht — und kein entschiedener Politiker wird zweifelhaft sein, — daß die Zukunft Teutschlands republikanisch sein werde, so muß man auch anerkennen, daß

nur mit den teutschen Republikanern eine Verbrüderung vorbereitet werden könne.

Die französische Regierung scheint noch nicht an einen teutschen Republikanismus zu glauben, da ihr genauere Kenntniß der teutschen Literatur, der Personen und der Zustände fehlt. Sie scheint Teutschland noch immer nach der „Kölnischen" oder „Augsburger Zeitung" zu beurtheilen, oder unkundige, wenn nicht gar betrügerische Berichterstatter zu haben. Glaubt sie nicht an einen teutschen Republikanismus, so muß sie zugeben, daß sie einen „brüderlichen Bund" mit den teutschen Fürsten schließen, oder daß sie einen Bund will, zu welchem der zweite Kontrahent gänzlich fehlt. Im ersten Falle entehrt sie sich und zwar fruchtlos; im zweiten ist ihr „brüderlicher Bund" eine leere Phrase, die entweder zur Lockspeise dient oder einer unklaren politischen Sentimentalität entsprang.

Welche Voraussetzung will Herr Lamartine gelten lassen?

Halbheiten rächen sich immer.

Aus der Revolution hervorgegangen, will Herr Lamartine die Revolution nur anerkennen, wo sie gesiegt hat. So ist er denn in die Lage gerathen, sich das Verdienst eines Guizot zu erwerben, als er die teutschen Republikaner im Interesse der teutschen Fürsten in das Innere Frankreichs verwies. Sie wären nicht auf französischen Boden gekommen, wenn Herr Lamartine nicht gewollt hätte; aber es fehlte Herrn Lamartine an Entschiedenheit und Konsequenz. Er wagte in seinem Manifest eine neue auswärtige Politik zu proklamiren, eine Politik, welche auf

nichts Anderes hinausgeht, als auf eine Revolution im Völkerrecht; bei der ersten Probe aber, welche diese Politik zu bestehen hatte, zog sie sich schüchtern zurück.

Herr Lamartine hat gesagt: „Frankreich will alle Regierungen unangetastet lassen, wenn sie nicht von ihren Völkern angegriffen werden. Wenn der Kampf zwischen Freiheit und Despotismus beginnt, so soll Frankreichs Degen in der Waagschaale der Freiheit liegen."

Es ist nicht Sache jedes Volks, sich zu der großen Mission zu bekennen, welche in diesen Worten ausgesprochen ist; bekennt man sich aber dazu, so soll man sie nicht zur bloßen Phrase werden lassen.

Als in Baden „die Regierung von ihrem Volk angegriffen wurde", als in Baden „der Kampf zwischen Freiheit und Despotismus begann", brauchte Frankreich nur ein Wort zu sprechen, um den Sieg des Volks und der Freiheit zu sichern. Frankreich mußte wissen, daß in Baden die Mehrheit des Volkes die Republik will, und als man Anstalten machte, sie durch 50,000 auswärtige Söldlinge zu unterdrücken, mußte Frankreich, wollte es die Worte des Manifestes zur Wahrheit machen, an seinen Degen schlagen. Es mußte sagen: „Ich betrete den teutschen Boden nicht, wenn ihr das badische Volk seinen Kampf allein ausfechten laßt; wollt ihr es aber unterdrücken, so schicke ich ihm so viel Mann zu Hülfe, wie ihr zu seiner Unterdrückung schickt".

Man hätte solcher Sprache die Verträge von 1815 entgegensetzen können. Aber Frankreich hatte durch Herrn Lamartine erklärt, daß es die Verträge von 1815 nicht mehr anerkennt. Es erkennt also

auch den (in Teutschland selbst in Frage gestellten) teutschen Bund nicht mehr an, also auch nicht die teutsche Bundesakte vom 8. Januar 1815, also auch nicht den Art. 26 der Wiener Schlußakte, worin sich die teutschen Fürsten gegenseitig verpflichten, bei Aufständen einander ihre Söldner zu leihen. Frankreich gegenüber war also Baden ein selbstständiger Staat und die Hessen, Baiern und Würtemberger mußten bei ihrem Einfall in Baden Frankreich gegenüber so fremd sein, wie Russen, Baschkiren und Kosacken.

Herr Lamartine hat sich später bei der Auslegung seines Manifestes einen Ausweg zu sichern gesucht, indem er erklärt, Frankreich könne den Völkern nur zu Hülfe kommen, wenn sie diese Hülfe anrufen.

Betrachtet man diese Erklärung genauer, so lös't sie sich, wie der „brüderliche Bund", in der Praxis wieder in nichts auf. Wer soll denn die Hülfe Frankreichs anrufen? Sollen es die unterdrückenden Regierungen? Sie werden sich hüten. Sollen es die unterdrückten Völker? Ebenfalls nicht, denn welches Volk kann und darf es wagen, unter dem Fuß oder dem Schwert des Unterdrückers auswärtige Hülfe anzurufen? Der Hülferuf kann also nur von Einzelnen ausgehen, von solchen, die sich aus den Klauen der Unterdrücker gerettet haben, also von den politischen Emigranten.

Die polnische Emigration kann Frankreichs Hülfe anrufen; die neapolitanischen Flüchtlinge können Frankreichs Hülfe anrufen; die teutschen Flüchtlinge können Frankreichs Hülfe anrufen. Kann man aber vernünftiger Weise einen solchen Hülferuf aus Warschau, aus Neapel, aus Karlsruhe erwarten?

Lamartine ist also, die Sache praktisch genommen, mit seiner Hülfeleistung zunächst auf die politischen Emigranten beschränkt. Wie hat er sich aber gegen diese benommen? Die polnischen haben Frankreichs Hülfe angerufen, haben es sogar wiederholt an seine Pflicht gemahnt und Frankreich hat neuerdings erklärt, daß es sich in der polnischen Frage neutral verhalten werde. Die teutschen Republikaner haben Herrn Lamartine auseinandergesetzt, daß er die auswärtigen Truppen in Baden nicht dulden dürfe ohne deren Gegnern freien Spielraum in Frankreich zu lassen, und Herr Lamartine hat die teutschen Republikaner zur Beruhigung der Fürsten in's Innere Frankreichs verbannt. Weniger Mühe und Muth, als diese Verbannung, hätte ihm die Wegweisung der fremden Truppen aus Baden gekostet, denn ein ernstliches Wort würde genügt haben, sie zu verscheuchen.

Herr Lamartine hat nicht gewollt, was er gesagt, oder er hat nicht gesagt, was er gewollt. Die teutschen Republikaner aber haben nichts von ihm zu hoffen. Er ist ihr Gegner, nicht ihr Alliirter, und als Einleitung zu dem „brüderlichen Bund", den Frankreich, wie wir gesehen, nur mit den teutschen Republikanern anknüpfen kann, hat Herr Lamartine die Unschädlichmachung der teutschen Republikaner gewählt.

Entweder ist man Republikaner, oder man ist es nicht. Ist man es, so muß man vor allen Dingen erstens Vertrauen auf die republikanische Sache haben und zweitens sich hüten, die Despoten gegen die Republikaner zu unterstützen. Herr Lamartine hatte kein Vertrauen auf die republikanische Sache und er hat die Despoten gegen die Republikaner unterstützt. Oder war der Mangel an Ver-

trauen etwa bloßer Vorwand für diese Unterstützung? Dann um so schlimmer!

Wollten die teutschen Republikaner noch auf Frankreich rechnen, so müßten sie sich an das Volk wenden. Sie müßten ihm sagen: „solltest du zur Erfüllung deiner proklamirten Mission unmittelbar gegen den teutschen Despotismus auftreten, so würde man dir eigennützige, eroberungssüchtige Plane unterschieben, wenn du auch von den reinsten Absichten ausgingest, und du gäbest der teutschen Reaktion den mächtigen Hebel des Nationalgeistes in die Hand; willst du also deine republikanische Mission gegen den teutschen Despotismus erfüllen, so darfst du nur mittelbar, nämlich durch die teutschen Republikaner wirken. Räume ihnen dein Terrain ein, damit sie sich frei organisiren, mache ihnen Vorschüsse, damit sie ihre Bedürfnisse bestreiten können, und leihe ihnen Waffen, damit sie ihre Sache durchfechten können. Thue Das offen und ehrlich, denn es ist Recht und Pflicht unter Völkern, wie unter Personen, seinen Freunden offen beizustehen in allen rechten Dingen. Solche Hülfe dürfen sie annehmen, ohne sich zu entehren, und du darfst sie gewähren, ohne deine Absichten zu kompromittiren. Diese Hülfe wird das beste Einleitungsmittel zu einem „brüderlichen Bund" mit dem ganzen teutschen Volke sein, denn sie liegt im beiderseitigen Interesse und entspricht den beiderseitigen Prinzipien. Du willst Polen befreien; wir wollen es auch. Teutschland ist für dich die nothwendige Brücke nach Polen; aber sie steht dir nur offen, wenn teutsche Republikaner sie besetzen. Die jetzt in Teutschland noch das Heft in der Hand haben, sind Alliirte Rußlands gegen Polen. Wir wollen uns mit dir gegen

Rußland für Polen alliiren. Du willst keinen Krieg, aber du wirst ihn so wenig vermeiden, wie wir. In Teutschland siegt entweder der Despotismus, oder der Republikanismus. Siegt der erste, so wirst du einen Kampf zu bestehen haben gegen Rußland und Teutschland; siegt der letzte, so ist der Krieg zwischen Teutschland und Rußland unvermeidlich und du wirst der Alliirte Teutschlands sein. Also auch in Bezug auf die Kriegsfrage liegt es in deinem höchsten Interesse, den Republikanismus in Teutschland zu unterstützen. Sein Sieg ist dein Sieg, nach der einen wie nach der andern Seite hin. Man unterstützt aber Niemanden, indem man ihn bekämpft".

So könnte man zu dem französischen Volke sprechen, wenn man sich noch Hoffnungen auf Frankreich machte. Aber diese Hoffnungen sind verschwunden. Nur von Revolutionairen können Revolutionaire noch etwas hoffen. Frankreichs Politik, wie sie durch die Nationalversammlung und durch die Vollziehungskommission repräsentirt ist, hat aufgehört, eine revolutionaire zu sein; sie ist eine konservative, sogar reaktionaire geworden. Sie will, wie Louis Philippe, den Frieden um jeden Preis, sogar um den Preis, daß Herr Lamartine von den Blättern der teutschen Reaktionaire gelobt wird. Die Furcht der Besitzenden ist die Politik Frankreichs. Diese Politik könnte im Krieg ein Ableitungsmittel für die Proletarierfrage finden; aber es ist sehr ungewiß, ob sie nicht von auswärtigen Republiken gerade eine erweiterte und tiefere Anregung dieser Frage fürchtet. Jedenfalls fürchtet sie Kriegskosten und vor denen wird sie um so mehr Furcht haben, nachdem die Blanqui'sche Milliarde ihr finanzielles Gespenst geworden ist.

Ehe der teutsche Republikanismus von Frankreich etwas zu hoffen hätte, müßte Frankreich erst eine neue Revolution machen. Bis dahin gedenken die teutschen Republikaner so weit zu sein, daß sie an das Lamartine'sche Manifest nicht mehr zu erinnern brauchen.

Das Fazit unserer Rechnung ist also dieß:

Frankreich will der Freiheit überall helfen, die Bedingungen seiner Hülfeleistungen können aber niemals eintreffen.

Ferner: Frankreich befleißigt sich einer „bewaffneten Diplomatie"; aber sie verwandelt sich unter der Hand in eine diplomatische Bewaffnung.

Ferner: Frankreich will einen „brüderlichen Bund" mit Teutschland. Es thut aber freundlich mit Denen, mit welchen der Bund nicht möglich ist, und stößt Diejenigen vor den Kopf, welche allein die Hand dazu bieten können.

Ferner: Die künftigen Verbündeten Frankreichs, die teutschen Republikaner, werden nicht vom jetzigen Frankreich unterstützt, und die Hülfe des künftigen Frankreichs haben sie nicht nöthig.

Ferner: Die Hülfe Frankreichs ist also aus der Rechnung ganz zu streichen und der „brüderliche Bund", aus wie edlem Herzen er kommen mag, liegt in ungewisser Zukunft, ist also für die Gegenwart blauer Dunst.

Endlich: Herr von Lamartine, wenn er auch nicht politischer Poet war, ist doch wenigstens ein poetischer Politiker. Weniger kann man nicht von ihm sagen, wenn man ihn als Freund beurtheilt.

Nachschrift. Wir haben im Vorstehenden unsere Ansicht ausgesprochen. Es ist nicht überflüssig, auch die

Ansicht der bösen Welt anzufügen. Die böse Welt sagt: die Feindseeligkeit der französischen Politik gegen die teutschen Republikaner rühre von Ohrenbläsereien der Diplomaten her, welche der französischen Regierung in den Kopf gesetzt, daß, wenn der teutsche Rhein ein Republikaner geworden, das Elsaß sich ihm mit neuerwachter Zärtlichkeit in die Arme werfen werde.

Ein anderer Theil der bösen Welt sagt: wenn am Rhein eine teutsche Republik ersteht, so entgeht den Franzosen jeder Vorwand, ihn mit ihrer Freiheit zu beglücken, d. h. das linke Rheinufer zu acquiriren. Und da dieser Traum durchaus nicht ausgeträumt ist, vielmehr in der Partei des Herrn Marrast, welcher vielleicht bald an die Spitze kommen wird, lebhafter umherspukt, als je, so wäre es ein großer politischer Fehler, mit den teutschen Republikanern des Rheins einen „brüderlichen Bund" zu schließen.

So spricht die böse Welt. Wir natürlich gehören nicht zu ihr. — Straßburg den 1. Juni 1848."

*

Wenden wir uns jetzt von einer französischen Revolutionsgröße wieder zu den teutschen. Neben Fr. Hecker Gustav Struve zu übergehen, hieße so viel, wie neben Göthe Schiller, neben Voltaire Rousseau, neben Mozart Beethoven vergessen. Machen wir daher die nähere Bekanntschaft von G. Struve, mit dem mich das Schicksal wie auf Verabredung immer wieder zusammenführte, nachdem ich ein Mal mit ihm in Verbindung getreten war. Ich werde von diesem Mann Lächerlichkeiten unglaublich scheinender Art zu berichten und ihn auch anzuklagen haben. Man möge aber nicht denken, daß ich durch irgend ein Vorurtheil gegen ihn geleitet

werde, oder daß ich es nicht verstanden habe, im Interesse der Sache, die ich mit ihm vertrat, Selbstverleugnung gegen ihn zu üben. Weil die Revolutionaire, auf die man vertrauen konnte, nicht zu dick gesä't waren, habe ich an Struve trotz seinen Schwächen und Lächerlichkeiten festgehalten, so lang ich konnte, und ich habe ihm zur Seite gestanden, wo Alles ihn verurtheilte. Als ihn sein wahnwitziger Lörracher Putsch, von dem ich ihn vergebens zurückzuhalten mich bemüht, in's Gefängniß gebracht hatte und man ihn in allen Zeitungen moralisch zu morden suchte, war ich der Einzige, der ihn öffentlich vertheidigte, und ich that es in der wärmsten Weise, weil alle Welt auf den gefangenen und wehrlosen Mann ohne Erbarmen loshackte. Einen Theil des ihm gezollten Lobes erkenne ich ihm auch heute noch zu; aber daß bei seinen Handlungen die maßloseste Eitelkeit und Selbstüberschätzung eine Rolle spielte, daß ihm in Bezug auf Menschen und Dinge alles gesunde Urtheil abging, ja daß er in seiner Verblendung zu wahren Verrücktheiten fähig war — abgesehen von den tollhäuslerischen Capricen seiner Lebensart —, alles Das wußte ich schon damals so gut, wie heute, und ich habe es ihm nicht verhehlt. Die „Zuschauer"-Berühmtheit, die er durch seine Zähigkeit im Kampf mit dem Mannheimer Zensor errungen, hatte ihn zu der Einbildung gebracht, er müsse überall an der Spitze sein, er müsse überall den „Macher" darstellen, er wisse Alles am Besten und allen Anderen mangele die wahre Einsicht. Er mogte in dieser Einbildung auch bestärkt worden sein durch die Dummheiten des Herrn Hecker, dem er zu Hüningen die begangenen Sünden auf eine wahrhaft vernichtende Weise vorhalten konnte.

Zu welchen Tollheiten der Menschenkenner und der Revolutionair Struve fähig war, lernte ich zuerst kennen, als er sich von Straßburg nach Chalons transportiren ließ. Einige Tage nach seiner Abreise werde ich in aller Frühe durch einen von ihm gesandten Boten geweckt, der in dem schwitzenden Eifer des Bewußtseins, der Träger weltgeschichtlicher Depeschen zu sein, mir einen Brief Struve's und 200 Franken überbrachte. Der Brief meldete mir in mysteriöser Weise, „unsere Stellung habe sich plötzlich vortheilhaft geändert, unsere Sache habe wieder die besten Hoffnungen, deshalb möge ich Alles vorbereiten für einen großen Schlag" und zu dem Zweck sende er mir einstweilen 200 Franken. Gleichzeitig meldete er mir, der Träger sei „nicht im Vertrauen", und ersuchte mich, ihn mit den angeschlossenen Depeschen an Willich in Besancon und an Becker in Biel zu schicken.

Beim Lesen dieses Briefes stritten sich in mir Lachlust und Indignation. Hoffnungen auf die französische Regierung, die uns eben erst wie Verbrecher behandelt hatte; gegen 50,000 Mann Truppen einen „großen Schlag" vorbereiten mit 200 Franken und vielleicht 200 Flüchtlingen; als Träger revolutionairer Depeschen einen wildfremden, nie gesehenen Menschen senden, der „nicht im Vertrauen" ist, und mir dann zumuthen, ihn noch zu weiteren Diensten zu benutzen! Ich traute kaum meinen Augen, als ich diese Tollhäuslereien in dem Struve'schen Briefe las. Ich forschte den Boten, der in dem Brief als „Martin" bezeichnet war, aus und fand, daß er ein unschuldiger Mensch war, den Struve in der „Glocke" zu Chalons kennen gelernt hatte. Das war Alles, was er selbst wußte. Um nicht etwaige Möglichkeiten zu verei=

teln, gleichzeitig aber weitere Dummheiten zu verhüten, änderte ich rasch die Depeschen so ab, daß sie nicht schaden konnten, und sandte sie dann durch den vermeintlichen Martin nach Besancon und nach Biel. In der Depesche an Becker war dieser „Martin“ als Officier bezeichnet, welcher Becker assistiren solle. Nachdem dieser ihn ein Paar Tage bewirthet hatte, wünschte er seine Generalsfähigkeiten kennen zu lernen, da er nicht das Mindeste von einem Officier an sich hatte, und brachte das Gespräch auf militairische Gegenstände. „Martin“ wußte davon so viel wie ein neugeborenes Kind. „Aber heißen Sie nicht Kapitain Martin?“ „„Nein ich heiße Louis.““ „Und sind Sie nicht Officier?“ „„Nein, ich bin Weinreisender.““

Worauf aber gründeten sich die neuerwachten Struve'schen Hoffnungen? Ein Agent der französischen Regierung, ein Kapitain Martin, hatte ihm unterwegs 600 Franken übergeben, sei es nun, um mit dieser Spottsumme den Herrn Lamartine von aller weiteren Sorge für die Internirten loszukaufen, oder um diese zur Auswanderung nach Algier*) zu verlocken. Und Gustav, der Scharfblickende, hätte darin einen verstohlenen Wink der Regierung gesehen, daß man ihn zur Revolutionirung Teutsch-

*) Auch mich suchte in Straßburg ein Kapitain zur Auswanderung nach Algier zu bereden, wo er mir Ländereien und alle mögliche Vortheile versprach, im Fall ich eine teutsche Kolonie gründen wolle. Ich nahm den Mann mehrere Male sehr freundlich auf, um die Natur der Theilnahme und Verehrung für mich kennen zu lernen, von welcher er erfüllt war, und dann ersparte ich ihm das Wiederkommen.

lands in Stand setzen wolle, worauf er mich dann auffoderte, für den „großen Schlag" zu sorgen. Als Ueberbringer der frohen Kunde hatte er auf der Stelle den Schutzengel Martin ausersehen, obschon derselbe „nicht im Vertrauen" war; da aber Martin sich der Ehre entzog, engagirte er an seiner Statt den ersten besten Andern, der ihm in den Wurf kam, und das war der blühende Weinreisende Louis, den er jetzt unbedenklich als den Officier Martin in die Welt schickte.

Man wird diese Geschichte, wenn man sie lies't, bloß für lächerlich halten. Aber ist es nicht zugleich empörend, daß Menschen, welche zu solchen Tollhäuslereien fähig sind, sich als Revolutionsführer aufwerfen und die Geschicke von 50 Millionen lenken wollen? Voll Indignation schrieb ich dem Revolutionsführer nach Chalons, wenn er Fastnachtstreiche machen wolle, so möge er nach Köln gehen, dann möge er aber mich damit verschonen und sie nicht im Namen der Revolution machen. Natürlich blieb er doch im Recht und meinte, ich sei ein grober Mensch, der gleich herausfahre, wenn nicht Alles nach seinem Kopfe gehe. Auch war es mir nicht möglich, ihn zu überzeugen, daß Lamartine unser Feind sei und eher gehängt zu werden, als ferneres Vertrauen verdiene. Als man ihn in dem öden Chalons einige Zeit hatte sitzen lassen, ohne sich im Mindesten um ihn und seine Gefährten zu kümmern oder sie mit Subsistenzmitteln zu versehen, machte Gustav nebst Gemalinn und sonstiger Begleitung sich zu Fuß auf den Weg nach Paris, um, wie er mir schrieb, den — „Völkerbund zu gründen". So blind und eitel war dieser Mann, daß er glaubte, wenn er nach Paris komme, werde er eine revolutionaire Verbündung des verlamar

tinten Frankreichs mit Teutschland zu Stande bringen. Nachdem er so lang Völkerbund gegründet, daß er nichts mehr zu beißen und kaum noch Sohlen unter den Schuhen hatte, kam er nach Straßburg zurück und verfluchte Paris als das Brutnest aller Verderbniß und die Quelle der allgemeinen Hoffnungslosigkeit. Ich aber war unterdessen mit dem „großen Schlag“ so weit gekommen wie er mit dem „Völkerbund“.

In Straßburg gab es nicht bloß nichts mehr zu thun, sondern es war auch nach der Rückkehr Struve's eine neue Lamartinade zu erwarten. Wir beschlossen daher, uns nach dem Kanton Baselland zu wenden, wo wir wenigstens bessere Mittel fanden, durch die Presse zu wirken.

In Liestal fand Struve einen gutmüthigen Menschen, der sein Geld hergab, um in Basel eine neue Auflage des „Deutschen Zuschauer“ erscheinen zu lassen. Gustav glaubte wieder den Hebel zur Umkehrung der Welt in der Hand zu haben und er war von seiner Superiorität, seiner Alleinfähigkeit und dem Gewicht seines Namens so überzeugt, daß er mich nicht einmal zur Mitarbeiterschaft einlud, wonach mich natürlich auch nicht gelüstete. Er rechnete auf Tausende von Abonnenten im Elsaß, in Baden und in der Schweiz. Aber man nahm von seinem Geschwätz so wenig Notiz, daß in kurzer Zeit die Zuschauerei von selbst zu Ende war wie das Geld seines Liestaler Freundes. Struve hielt sich wirklich seit der Mannheimer Zensorkampagne für einen der furchtbarsten Schriftsteller, während ihm alle Schärfe wie alle Originalität, alle Pointe wie alles Salz, alle Gedankenkraft wie alle Phantasie abging. Kurz, was er publizirte, war Alles geschriebene Gemüsekost.

In der Schweiz war es natürlich zunächst wieder die Polizei, die Macht der Landjäger, mit der ich in Kollision gerieth. Wie lächerlich sich diese Macht mitunter geberdete, möge folgender Vorfall darthun. Ich pflegte von Birsfelden täglich nach Basel zu gehen, um im dortigen Kasino, wo ich eingeführt war, die Zeitungen zu lesen. Eines Tags hielt mich die Thorwache in Basel auf und examinirte mich über meine Person und meine Absichten. Nachdem ich auf die glaubwürdigste Weise dargethan, daß ich weder die Stadt Basel in die Luft sprengen, noch ihre Obrigkeit auffressen, noch ihre Banquiers ausplündern, sondern bloß im Kasino die Zeitungen lesen wolle, blieb man zuletzt bei der Frage stehen:

„Hent er Schriften"?

Ich versicherte, daß ich sehr gute „Schriften" (Paß u. s. w.) in Birsfelden, aber nicht in der Tasche habe, und versprach sie den nächsten Tag vorzuzeigen. Aber man bestand darauf, man müsse die „Schriften" sofort sehen, sonst könnte ich „nit inne". Trotz allen Vorstellungen blieb mir nichts Anderes übrig, als, die „Schriften" zu holen, wenn ich nicht auf das Lesen der Zeitungen verzichten wollte. Ich ging daher nach Birsfelden zurück und erschien nach einer halben Stunde wieder am Baseler Thor, ausgerüstet mit meinen „Schriften", einem Genfer und einem französischen Paß. Die Thorwache, die unterdessen wieder neue Instruktionen über diesen wichtigen, bedenklichen, weltgeschichtlichen Fall eingeholt hatte, examinirte meine „Schriften" mit der aufmerksamsten Gewissenhaftigkeit und nachdem das Rindvieh eine Viertelstunde lang buchstabirt und Gesichter geschnitten hatte wie ein

wiederkäuender Bullochse, gab es mir die „Schriften“ zurück und sprach die ernsten, bedeutungsvollen Worte:

„Nu chönnet er doch nit inne.“

Und weshalb? Erst durch die derbsten Vorwürfe erfuhr ich, es sei so eben spezieller Befehl von der Polizeibehörde gekommen, mich unter keinen Umständen wieder in die Stadt Basel zu lassen.

Aber der „radikale“ Kanton Baselland säumte nicht lang, seiner konservativen Nachbarinn zu folgen, ja sie zu übertreffen. Ich erhielt kurz darauf die Weisung, den Kanton sofort zu verlassen und ihn nicht mehr zu betreten, widrigen Falls man mich über die Grenze transportiren werde.

Solche Beweise „republikanischer“ Sympathie erfuhr ich ein Paar Monate nach der Februarrevolution. Ehe ich über die Fortsetzung derselben in anderen Theilen der Schweiz berichte, will ich der Kuriosität halber auch eines Beweises fürstlicher Aufmerksamkeit gedenken, der mir von Baden aus zukam. Ich hatte in Baselland eine, schon früher erwähnte, gegen das Frankfurter Parlament gerichtete, mit meinem und Struve's Namen versehene Flugschrift drucken lassen, die den Titel führte „An die Männer des gesunden Menschenverstandes in Teutschland.“ In Folge dieser Publikation enthielten die badischen Regierungsblätter vom Juni 1848 folgende Auffoderung:

„G. Struve und K. Heinzen stehen dahier wegen Hochverraths, verübt durch die Presse, in Untersuchung; sie sind nämlich angeschuldigt, die Verfasser der Druckschrift „An die Männer des gesunden Menschenverstandes in Deutschland“ zu sein.

Da uns deren gegenwärtiger Aufenthaltsort unbekannt ist, so werden sie hiermit aufgefordert, sich

Samstag den 8. Juli d. J.,

Morgens 8 Uhr,

dahier zu stellen und zu verantworten, widrigenfalls weiter verfügt werden soll, was Rechtens ist.

Konstanz, den 16. Juni 1848.

Großh. badisches Bezirksamt.

Dielsche."

Diese Auffoderung beantworteten wir mit folgendem Schreiben:

„An das großh. badische Bezirksamt in Konstanz.

Erklärung von G. Struve und K. Heinzen, betreffend die Druckschrift: „An die Männer des gesunden Menschenverstandes in Teutschland."

Wir haben uns sehr gewundert, aus der Karlsruher Zeitung vom 26. Juni zu entnehmen, daß das großh. badische Bezirksamt Konstanz Notiz genommen hat von unserer Druckschrift: „An die Männer des gesunden Menschenverstandes in Teutschland." Wie kann sich diese Behörde der Gefahr aussetzen, über so fremdartige Dinge urtheilen zu müssen, für die es im ganzen lieben Teutschland kein amtliches Forum gibt? Gesunden Menschenverstand oder Sinn für denselben haben wir von teutschen Bezirksämtern nie erwartet, und daß wir darin Recht hatten, beweis't die erwähnte Auffoderung vom 16. Juni von Neuem. Wir werden des Hochverraths, verübt durch die Presse, angeklagt, weil wir uns an den gesunden Menschenverstand gewandt haben, der leider in Teutsch-

land zur Zeit noch nicht zur Herrschaft gelangt ist. Hätten wir im Sinne des Unverstandes geschrieben, welcher, wie auf den Thronen, so auch bei den Gerichten und namentlich bei den Bezirksämtern, zu Hause ist, so wären wir nicht des Hochverraths beschuldigt worden. Wenn uns das großh. bad. Bezirksamt die Versicherung ertheilen könnte, daß der gesunde Menschenverstand an dem Tage, auf welchen wir vorgeladen worden, nämlich am 8. Juli d. J., Morgens 8 Uhr, bei dieser bedauerlichen Behörde einkehren werde, so würden wir kein Bedenken tragen, der an uns gerichteten Auffoderung Folge zu leisten.

Bevor uns jedoch diese schwer zu schaffende Bürgschaft geworden, würden wir unverantwortlich gegen den gesunden Menschenverstand sündigen, wenn wir ihn bei dem groß. badischen Bezirksamte zu Konstanz persönlich aufsuchen wollten.

Uebrigens denken wir mit den Appellationen an den gesunden Menschenverstand des teutschen Volkes so lang fortzufahren, bis er nicht bloß das großh. badische Bezirksamt, sondern auch alle andere Bedienten des Großherzogs, ja, was unglaublich erscheint, sogar den Großherzog selbst, zu Verstand bringt.

Binnen Kurzem werden wir dem Bezirksamte eine neue Probe unserer hochverrätherischen Gesinnung vorzulegen die Ehre haben, um darüber, wie es in der Karlsruher Zeitung heißt, „zu verfügen, was Rechtens ist."

Aus Baselland vertrieben, wandte ich mich mit meiner Familie, die schon in Straßburg mit mir zusammengetroffen war, nach Bern, wo ich, nachdem unterdessen meine amerikanische Reise und die Revolution einen Strich durch die Vergangenheit gemacht hatte, jeden Falls eine Aufent=

haltsbewilligung zu erhalten hoffte. Aber die Berner Regierung war noch feiger, stupider und brutaler, als die von Basel und Baselland. Meine Begrüßung war eine sofortige Wegweisung. Ich hatte das Unglück, Abends auf der Straße mit einem Bein in ein schlecht überdecktes Bauloch zu stürzen, so daß die Bänder am Knie zerrissen und ich, um kein Krüppel zu werden, unter den größten Schmerzen vierzehn Tage lang regungslos auf dem Bette liegen mußte. Und fast an jedem dieser vierzehn Tage ließ die Polizei mich durch einen Abgesandten zur Abreise drängen. Ich glaube, das Pack hätte mich zur Abreise gehetzt, wenn ich den Hals gebrochen hätte.

Als ich einiger Maßen hergestellt war, ging ich in mein altes Asyl nach Genf zurück.

Struve hatte sich nach dem Kanton Thurgau gewandt und begann wieder einen „großen Schlag" vorzubereiten. Er drang wiederholt in mich, wieder an die Grenze zu kommen und den Schlag ausführen zu helfen, das Volk sei reif dazu und verlange nach Führern und nach Thaten. Alle meine Vorstellungen über die Tollheit von Unternehmungen unter den damaligen Umständen waren vergebens. Heckers Lorbeeren ließen Gustav nicht schlafen und er wollte ebenfalls seinen Putsch haben. Alle früheren Erfahrungen waren wieder vergessen und wenn ihn ein Paar Frauen und Bauern (vielleicht auch Regierungsagenten) besuchten und über die Regierung schimpften, so genügte ihm Das als Beweis, daß das ganze Baden, ja Teutschland sich erheben werde, wenn Gustav über die Grenze komme. Er war seiner Sache so gewiß, daß er seine Ankunft Wochen lang vorher ankündigte und ich bin überzeugt, die badische Regierung hat Alles gethan, ihn

hinüberzulocken, wovon er mit seinem scharfen Blick natürlich nichts merkte. Endlich rückte er wirklich mit Frau Amalia und sechs Mann in Lörrach ein, wo Alles Wochen lang offen vorbereitet war, und trat, nebst dem kontrasignirenden K. Blind, den er, so viel ich mich erinnere, zum Staatssekretair ernannt hatte, in seiner Proklamation als provisorische Regierung der teutschen Republik auf. Das Resultat war, daß von den gutmüthigen Menschen, die der provisorischen Regierung folgten, bei Staufen eine Anzahl durch die bereit gehaltenen Truppen definitiv niedergeschossen wurden und die Kontrerevolution rücksichtslos ihren Fuß auf das ganze Land setzte. Struve selbst ließ sich, obschon er sich mit seinen Gefährten ganz gut durchschlagen konnte, von einigen Bauern gefangen nehmen, denn er hatte die Passion, „der Gewalt zu weichen", und tröstete sich über seinen wahnwitzigen Streich, für den er eine Kugel verdient hätte, später mit der großen weltbewegenden Wirkung seines Prozesses — dieses unheilvollen Prozesses, welcher dem Schwätzer Brentano die Popularität und Macht verschaffte, mittelst welcher er später die ganze teutsche Revolution ruiniren konnte.

Uebrigens kam ich bald nachher in Versuchung, beinah eine gleiche Thorheit wie Struve zu begehen, freilich nur auf meine Kosten. Im Herbst 1848 (den 9. Nov. — ich erinnere mich des Datums, weil es an dem Tage war, an welchem Rob. Blum erschossen wurde) reis'te ich mit einem Paß, den ich mir früher in Straßburg hatte geben lassen, von Genf ab, um in aller Stille durch Frankreich und Belgien nach Berlin zu gehen, wo damals die Zustände wieder ein drohendes, revolutionaires Ansehen gewonnen hatten. Ich bildete mir ein, dort inmitten des

aufgeregten Volkes sicher zu sein und wirken zu können, wenn es mir einmal gelungen sei, die Hauptstadt zu erreichen. Als ich aber in Brüssel angelangt war, wurde ich aus dem Bette auf die Polizei zitirt und mein Paß verlangt. Ich schloß daraus, daß ich von preußischer Seite in's Auge gefaßt worden, und richtete danach meine Antworten auf die gestellten Fragen ein. „Wohin wollen Sie?“ Nach Preußen. „Gut, so werden wir Ihnen einen Paß dorthin ausstellen.“ Ich habe ja einen Paß der französischen Republik, der ist mir gut genug. „Den erhalten Sie nicht zurück, wir geben Ihnen einen neuen.“ Meinetwegen, ich nehme auch den, wenn der preußische Gesandte ihn visirt. „Er wird ihn nicht visiren.“ So? Das wissen Sie schon im Voraus? Dann ziehe ich vor, mit meinem französischen Paß nach Frankreich zurückzureisen.

Es war offenbar, daß ich verrathen war und den Preußen in die Fänge geliefert werden sollte. Ich bestand daher, unter der Drohung, mich an den französischen Gesandten wenden zu wollen, auf der Rückgabe meines Passes und reis'te damit nach Paris. Dort besuchte ich Ledru Rollin, der einer der Kandidaten für die bevorstehende Präsidentenwahl war, und legte ihm einen Plan im Sinne der in Straßburg publizirten Brochüre über das Zusammenwirken der französischen und teutschen Revolutionaire vor. Der Plan gefiel ihm sehr und er ersuchte mich, bis zur Wahlentscheidung in Paris zu bleiben. Zwar mache er sich keine Aussicht, seinen Gegenkandidaten L. Napoleon zu besiegen, aber die Möglichkeit sei immer vorhanden und sollte er gewählt werden, so sei er bereit, Alles für mein Projekt zu thun. Wer einen solchen Plan entwerfe, sei auch immer

der geeignetste Mann, dessen Ausführung zu sichern, ich möge daher ein Paar Wochen Geduld haben.

Wäre Ledru Rollin Präsident, oder früher an Lamartine's Stelle Minister des Aeußern geworden, dann hätte die ganze neuere Geschichte einen anderen Verlauf genommen.

Als ich mich ein Paar Tage in Paris umgesehen, machte ich auf seine Erwählung keine Rechnung mehr. Ueberdieß aber mahnte mich meine Kasse an baldige Weiterreise. Sie reichte noch grade aus, mich nach Genf zurückzubringen, ungefangen und ungehangen. Aber wenn ich auch von der Königl. Preußischen Polizei nichts zu besorgen hatte, die helvetisch-republikanische beeilte sich wieder, sie zu ersetzen.

Obgleich durch meine Mittellosigkeit vollständig ohnmächtig, sollte ich auch in Genf nicht lang Ruhe haben. Da ich vor der dortigen Kantonalregierung sicher war, legte sich der Bundesrath in's Mittel und suchte nach einem Vorwand, mich mit einem Mal durch einen Bundesbeschluß aus der ganzen Schweiz hinauszutreiben. Diesen Vorwand lieferte ihm die Bildung einer teutschen Legion für Sizilien. Mazzini sandte mir einen gewissen Colonel Gilardi mit der Bitte zu, ihm mit Rath an die Hand zu gehen bei der Anwerbung einer Legion, die in Sizilien die republikanische Partei unterstützen sollte. Ich machte den Kolonel mit J. Ph. Becker bekannt und überließ dann diesem das Weitere. Becker wollte die Legion bloß aus Flüchtlingen bilden, so daß von schweizerischen Anwerbungen—die damals speziell verboten waren—überhaupt gar keine Rede sein konnte. Ich selbst blieb unbetheiligt und äußerte bloß meine Bereitwilligkeit, mit nach Sizilien zu gehen, im Fall der Legion ein politischer Chef

oder Kommissair bewilligt werde, der das Recht und den Beruf habe, ihre Verwendung zu dem angegebenen Zweck zu überwachen. (Die Sache stand nämlich so, daß die aristokratische Regierung von Sizilien die Legion bloß zur Behauptung ihrer Stellung, die eigentlich revolutionaire Partei aber sie zur Erkämpfung der Republik verwenden wollte.) Es scheint, die Aristokraten rochen bei Zeiten Lunte und ließen das Projekt wieder fallen, nachdem Becker die Vorbereitungen zur Bildung der Legion begonnen hatte. Darauf machte ich mich im Einverständniß mit Becker und Galeer durch Frankreich auf den Weg nach Rom, um mit Mazzini über die Verwendung einer teutschen Legion in Italien zu unterhandeln und überhaupt dort der republikanischen Sache nützlich zu sein. Als ich aber in Marseille ankam, begegnete ich dort schon den flüchtigen Mitgliedern der revolutionairen Regierung Genua's und es wurde kein Schiff mehr aus dem Hafen nach Italien gelassen. Der Grund dieser Sperre wurde kurze Zeit nachher durch die französische Expedition nach Rom aufgeklärt. Nach meiner Rückkehr nach Genf reis'te Becker ebenfalls nach Marseille, um einen neuen Versuch zum Durchdringen nach Rom zu machen; aber auch er mußte unverrichteter Sache umkehren und das Projekt einer teutsch-italienischen Legion wurde definitiv fallen gelassen.

Unterdessen hatte der bekannte Dr. Lommel, der sich gern wichtig machte, im „Frankfurter Journal“ Andeutungen über eine teutsche Expedition nach Sizilien fallen lassen und dabei erwähnt, „wie es heiße“, würden die Herren Heinzen und Lommel jene Expedition als „höhere Officiere“ mitmachen.

Diese unbestimmte Erwähnung eines erdichteten Gerüchts in einem teutschen Blatt genügte dem Bundesrath, namentlich dem elenden Furrer zum Vorwand, als positive Thatsache hinzustellen, daß ich nicht bloß „als höherer Officier" eine revolutionaire Expedition nach Sizilien mitmachen wolle, sondern auch mich ungesetzlicher Werbungen in der Schweiz schuldig gemacht habe. Und auf diese erlogene Anklage hin, die man noch durch einige andere Lügen verstärkte, wurde, ohne alle Untersuchung, der Beschluß gefaßt, mich aus dem ganzen Gebiet der Schweiz auszuweisen!

Die heuchlerische Ungerechtigkeit und freche Schlechtigkeit, welche diesen Beschluß diktirte, war so empörend, daß die Genfer Regierung, welche die völlige Grundlosigkeit der Anklage genau kannte, sich gradezu und wiederholt entschieden weigerte, ihm zu gehorchen. Ich selbst aber weigerte mich in den Zeitungen offen, die Schweiz zu verlassen, und beschuldigte den Bundesrath der „Feigheit", der „Infamie" u. s. w.

Es ist der Mühe werth, die Rechtslogik kennen zu lernen, mittelst welcher diese republikanische Behörde ihren Ausweisungsbeschluß motivirte. In seinem Kreisschreiben ging der Bundesrath von dem Frankfurter Zeitungsklatsch in folgender Weise aus: „Heinzen und Lommel werden öffentlich bezeichnet, als dazu bestimmt, bei der sizilischen Expedition höhere Offizierstellen zu bekleiden". Dann knüpft er in Beziehung auf mich an diese „öffentliche Bezeichnung" nachstehende Folgerung:

„Es würde derselbe sich demnach zur Abschließung einer durch Art. 11 der schweizerischen Bundesverfassung

untersagten Kapitulation und zu einer durch Art. 4 des Tagsatzungsbeschlusses vom 13. Mai 1848 verbotenen Werbung behülflich erweisen." Und was folgt aus dieser willkürlichen Voraussetzung einer möglichen Schuld? Man höre: „Eine solche Verletzung der Verfassung und Gesetze des Landes durch einen Fremden darf in der Schweiz nicht länger geduldet werden". Und was folgt aus dieser klassischen, an eine Möglichkeit geknüpften positiven Ableitung? Man höre: „Der Bundesrath verordnet daher, es sei der deutsche Flüchtling Karl Heinzen aus dem Gebiet der Eidgenossenschaft auszuweisen"! Und nachdem der Bundesrath dieß Werk der „Gerechtigkeit" vollbracht, „empfiehlt er sich" zum Schluß „in den Schutz des Allmächtigen", als sage ihm sein Gewissen, er verdiene vom Teufel geholt zu werden.

Die Enkel Tell's fungiren jetzt
Als Büttel der Tyrannen,
Und wer zu ihnen wird gehetzt,
Den hetzen sie wieder von dannen.

Landvögte jagten einstens hier,
Landjäger thun es heute,
Und Republik heißt das Revier
Und Bundesrath die Meute.

„Asylrecht" ist das schöne Recht
Des Freien, gehetzt zu werden,
Doch jeder Schuft und jeder Knecht
Ist sicher vor Beschwerden.

Schoß darum Tell den Geßler todt,
Zu zeugen solche Kanaillen?

Dazu habt ihr den Boden roth
Gefärbt in Freiheitsbataillen?*)
U. s. w.

Trotz allen meinen Protesten und trotz allen Remonstrationen der Genfer Regierung gegen die beispiellose Schlechtigkeit, durch die man mich fortzuschaffen suchte, blieb der Bundesrath bei seinem Beschluß. Man wollte mich um jeden Preis zum zweiten Mal aus Europa vertreiben; man bestand darauf um so hartnäckiger, je weniger das Verfahren gegen mich rechtlich zu begründen war, und daß ich demselben nicht durch die mindeste Fügsamkeit oder Demuth auch nur den schwächsten Schein der Berechtigung zugestehen wollte, sondern ihm als freier, gemißhandelter Mensch, nicht als geduldeter, rechtloser Flüchtling öffentlich Trotz bot, empörte nicht bloß die Oberlandjäger zu Bern, sondern jedes biedere Schweizerherz, so weit die „deutsche Zunge klingt". Damals lernte ich erst recht den Unterschied zwischen den humanen Bewohnern der französischen und den brutalen der teutschen Schweiz kennen. In Genf war außer den reaktionairen Zöpfen kein Mensch zu finden, der gegen mich Partei ergriffen hätte; in der teutschen Schweiz aber hätte man den „dütsche Chaib" hängen mögen, weil er gegen eine republikanische Infamie als freier Mann auftrat, der sein Recht gegen offizielle Schurken zu ertrotzen suchte, statt von einem empörenden Unrecht vergeblich an eine verächtliche Gnade zu appelliren.

Die Verhandlungen zwischen dem Bundesrath und der Genfer Regierung wurden immer hitziger und wenn ich

*) „Ein Exilirter an die Nachkommen Tell's". K. Heinzen's Gedichte.

sie nicht abgeschnitten hätte, wäre es zuletzt ganz sicher zu einer Bundesexekution gekommen. Die Rücksicht auf Fazy bewog mich, den Streit nicht auf das Aeußerste kommen zu lassen und die Genfer Regierung von der übernommenen Aufgabe zu befreien. Zu dem Zweck ließ ich Fazy melden, daß ich den Kanton Genf verlassen habe. Nachdem ich ihm durch meine Entfernung die Verantwortlichkeit für meinen Aufenthalt abgenommen, kehrte ich ohne sein Wissen heimlich zurück und hielt mich in der Wohnung Galeers vor der Stadt verborgen. Ich gedachte dort den Sturm vorübergehen zu lassen und dann allmälig wieder hervorzutreten. Doch meine freiwillige Gefangenschaft währte nicht lang. Die in der Pfalz und in Baden neu ausgebrochene Revolution machte mir plötzlich Luft und sobald die erste Nachricht Genf erreichte, borgte ich mir Reisegeld und eilte über Straßburg nach Baden.

VII.

Die zweite badische Revolution und ihre großen Männer. Ihr Untergang durch Dummheit und Verrath. Vergebliche Anstrengungen zur Abwendung des Verderbens. Abermalige republikanische Hetzjagd. Eine republikanische Regierung im Zenith der Infamie und im Nadir der Erniedrigung. Zweite Vertreibung vom Kontinent.

Endlich also betrat ich wieder ungehindert den teutschen Boden. Alle Kränkungen, alle Leiden waren mit einem Mal wieder vergessen und neue Hoffnungen und Aussichten traten an die Stelle. Der Großherzog geflohen, die Truppen in Rebellion, Struve gewaltsam befreit, die Festung Rastatt in den Händen des Volkes, in Karlsruhe eine provisorische Regierung — das waren die ermuthigenden Nachrichten, die ich eine nach der andern bestätigen hörte, als ich von Kehl auf der Eisenbahn durch das bewegte Ländchen nach Karlsruhe flog. Aber dieses Mal sollten meine Hoffnungen und Aussichten noch weit bitterer betrogen werden, als nach meiner Rückkehr aus Amerika.

Wer, die damaligen Verhältnisse kennend, die mir schon öfter nachgeworfene Frage wiederholt, warum ich in Baden nichts ausgerichtet habe, der muß mir erlauben, an seinem Verstande zu zweifeln, wenn ich nicht die Menschlichkeit seines Herzens bezweifeln soll. Ich habe Alles und Jedes versucht, was die Ehre mir zu versuchen erlaubte, um mich in Baden der Revolution nützlich zu machen, aber die größte That, zu der ich es mit allen meinen Bemühungen bringen konnte, bestand darin, daß ich weder mein Mittagessen, noch mein Schlafgeld in dem kleinen Handwerkerhäuschen schuldig blieb, in dem ich zu Karlsruhe, alle Teufel der Empörung im Herzen, eine qualvolle Wartezeit verbrachte, während teutsche Denunziantenblätter, den alten Verleumderton wieder anstimmend, mit grausamster Ironie verkündeten, in Baden schwelge der rothe Heinzen nebst anderen Blutmenschen (!) „vom Marke des Volks."

Ich habe nie in meinem Leben eine härtere Zeit verlebt, als während der letzten badischen Revolution. Ich hatte die Ueberzeugung und habe sie noch heute, daß damals durch eine wirklich revolutionaire Leitung von Baden aus mit den sich darbietenden Mitteln und Kräften die teutsche Republik erkämpft werden konnte; Zweck und Mittel lagen klar vor meinen Augen; über Das, was geschehen mußte, war ich eben so sehr im Reinen, wie über Das, was unterlassen wurde, und ich zeigte es Jedem, der es anhören wollte, und ließ es zum Ueberfluß drucken; was auf dem Spiel stand durch Verzögerung, übersah ich eben so deutlich, wie Dasjenige, das durch kühnen Entschluß gewonnen werden konnte; dabei hatte ich das Bewußtsein aller Hingebung, die ich der Revolution bewiesen, und

eines Willens, der, wenn ihm Einfluß und Mittel gestattet wurden, Alles zu thun und durchzusetzen entschlossen war. Und bei allem Dem ohnmächtig zu bleiben wie ein Kind; bei allem Dem die Dummheit und den Verrath allmächtig und triumphirend an der Spitze zu sehen; bei allem Dem zurückgesetzt und unschädlich gemacht zu werden durch jeden Schurken oder Schwachkopf und von jedem Philister, dessen Schädel nie durch einen revolutionairen Funken erleuchtet worden, wie ein Verworfener über die Schulter traktirt zn werden; in solcher Umgebung die Revolution von Tag zu Tag dem Abgrund auf die handgreiflichste Weise zuführen zu sehen und grade da jedes Auge blind und jedes Ohr taub, wo man mit tausend Augen hätte sehen und mit tausend Ohren hätte hören sollen — Das war eine Probe, die allein genügen kann, einen Menschen, der nicht mit einem unversiechlichen Vorrath von Humor versehen ist, mit Haß und Verbitterung für eine ganze Lebenszeit zu versorgen.

Nach einer verunglückten Revolution pflegt jeder Betheiligte die Schuld auf Andere zu schieben; Jeder weiß, wie es hätte gemacht werden müssen, wenn er auch zur Zeit nichts davon hat merken lassen. Zu dem bitteren Urtheil, das ich über die Vorgänge in Baden und über die Leiter der Erhebung zu fällen habe, bin ich vollständig berechtigt, denn ich habe zur rechten Zeit gezeigt, welche Fehler begangen wurden und welcher Weg einzuschlagen war.

Ehe ich in Baden eine Gelegenheit suchte, mich an der mir völlig neuen Bewegung zu betheiligen, wollte ich erst Land und Leute, Stimmung und Ressourcen kennen lernen. Da ich keine Schätze mitbrachte, wünschte ich

einen Freischein zur Benutzung der Eisenbahn. Zu diesem Zweck besuchte ich in Karlsruhe den, mir bis dahin persönlich unbekannten, an der Spitze der provisorischen Regierung stehenden, Brentano in seinem Amtslokal, wo ich ihn in Gesellschaft von K. Blind, seinem „Kanzleidirektor", antraf.

Nachdem ich ihm meinen Namen genannt, sah er mich erstaunt an und begrüßte mich mit den Worten: „ich habe Sie mir ganz anders vorgestellt, ich habe mir immer gedacht, Sie müßten ein kleiner Mann mit einem malitiösen Gesichte sein."

Was denken Sie von mir? erwiederte ich, ich bin ja die Gutmüthigkeit in Person.

Ohne Zweifel glaubte er mir dieß auf's Wort, als ich weiter sprach. Ich hatte vernommen, daß der Abgeordnete Christ und noch eine andere Größe von Frankfurt in Karlsruhe angekommen seien, um mit der provisorischen Regierung von Baden Verhandlungen zu pflegen. Von der Gewißheit ausgehend, daß von Frankfurt nichts Gutes kommen könne, hatte ich diese Nachricht noch frisch im Kopf und es drängte mich daher, den Herrn Brentano sofort ganz undiplomatisch darüber auszufragen.

Was wollen, fragte ich ihn, diese Kerle aus Frankfurt hier?

Kaum hatte ich das Wort aus dem Munde, so fuhr Herr Brentano, ohne eine Sylbe zu erwiedern, an den Tisch, nahm ein Papier von demselben und begann ganz tiefsinnig darin zu lesen.

Dieß Benehmen war mir ganz unerklärlich. Hatte er in dem Papier nachzusehen, was die Kerle aus Frankfurt wollten, oder handelte er aus amtlicher Zerstreuung? Ich

wählte die letztere Auslegung und wartete, um nicht unartig zu sein, ruhig ab, bis er mit dem Lesen zu Ende war. Kaum aber hatte er das Papier wieder weggelegt, wobei er voraussetzen mogte, daß ich jetzt das frühere Thema vergessen habe, so erneuerte ich mit accentuirtem Ton die Frage: sagen Sie einmal, was wollen die Kerle aus Frankfurt hier?

Wie von einem Schlag getroffen, fuhr jetzt der Angeredete an einen andern Tisch, setzte sich nieder und begann zu schreiben. Der Mann, dachte ich, hat den Kopf so voll Geschäfte, daß du ihn jetzt nicht weiter stören darfst. Ich ließ ihn daher in Ruhe, ersuchte K. Blind um den Freifahrschein und empfahl mich.

Ich hatte damals gegen Herrn Brentano, den Mann des Volksvertrauens, nicht das mindeste Vorurtheil und war noch nicht zu der Ansicht gekommen, daß man Diejenigen, welche vom Volk zuerst an die Spitze gerufen werden, bis auf Weiteres für unfähig oder für (aktive oder passive) Verräther halten müsse. Auch flößte mir sein Aeußeres, aus dem neben einer offenbaren Blasirtheit und der Zurückhaltung einer kalten Berechnung eine gewisse Intelligenz und Festigkeit sprach, kein besonderes Mißtrauen ein. Später aber wurde es mir klar, daß er schon an jenem Tage, wo ich ihn kennen lernte, die ersten Schritte auf der Verrätherbahn gethan hatte, auf welcher er Baden und ganz Teutschland in's Unglück führte. Die Frage: „was wollen die Kerle aus Frankfurt hier?" war nämlich so verfänglich, daß er sie keinem Republikaner, mogte er ein malitiöses oder gutmüthiges Gesicht haben, beantworten konnte, ohne sich vom ersten Moment ab auf das Ernstlichste zu kompromittiren. Später ist es bekannt

geworden, daß die Gagernleute, deren Abgesandter Herr Christ war, mit der provisorischen Regierung einen Plan einleiteten, dessen Hauptpunkte folgende waren:

1. Baden trit auf der Bahn der Gesetzlichkeit in das teutsche „Reich" zurück; zu dem Ende wird ausbedungen und bewerkstelligt:
2. Zurückberufung des Großherzogs;
3. Amnestie;
4. Konstituirende Versammlung;
5. Ministerium Brentano-Peter.

Dieser Plan liefert die Antwort auf die Frage an den Republikaner Brentano: „was wollen die Kerle aus Frankfurt hier?"

Dieser Plan erklärt auch von vorn bis hinten das Verfahren eines Menschen, der ehrgeizig genug war, demselben die ganze Volkserhebung zu opfern, und dumm genug, seine Ausführung für möglich zu halten. Rückberufung des Großherzogs und Ministerium Brentano-Peter schloß natürlich jede republikanische Bewegung, jede Vereinigung Badens mit der Pfalz, jede revolutionaire Maßregel, kurz jede Handlung aus, welche den status quo ändern konnte, erfoderte dagegen Alles, was nöthig war, „damit der Großherzog, wenn er zurückkam, wußte, wer ihm Alles so schön in Ordnung gehalten." (So äußerte sich der Brentano'sche Kriegsminister, ein unfähiger, großherzoglicher Officier, Namens Meyerhofer, an offener Wirthstafel.)

Vom ersten Tag ab war also Brentano schon Das, wofür die blinde „konstituirende Versammlung" erst am 29. Juli von Freiburg aus den Flüchtigen erklärte: „ein feiger Verräther am Vaterlande."

In der That war es auch trotz allen sprechenden That-

sachen eine Unmöglichkeit, die Badenser früher zu überzeugen, welchen Führer sie gewählt hatten. Ich reis'te von Karlsruhe nach Mannheim und Heidelberg, wo ich mich durch die getroffenen Maßregeln und die Wahl der Beamten sehr bald überzeugte, daß es keine Revolution und Republik war, was man in Karlsruhe wollte. In einer Gesellschaft beim Professor Kapp zu Heidelberg, der mich zu Tisch geladen hatte, fragte mich derselbe: „Herr Heinzen, was halten Sie denn von unserm Brentano?" Ich antwortete unbedenklich: „Ihr Brentano ist ein Verräther". Vor Erstaunen ließen die Gäste beinah die Gabeln aus der Hand fallen und sie suchten mich trotz allen ihnen entgegengehaltenen Thatsachen halb entrüstet zu überzeugen, wie großes Unrecht ich ihrem Häuptling anthue. Und so fand ich es überall. Der Einzige, der von vorn herein Brentano richtig beurtheilte und ebenfalls einen Verräther nannte, war K. Blind, der als Kanzleidirektor die beste Gelegenheit hatte, ihm in die Karten zu sehen, und daher auch so bald wie möglich von seinem Posten entfernt wurde. Er war eitel und deshalb „blind" genug, sich als „Gesandten" nach Paris schicken zu lassen, wo man ihn sofort verhaftete.

Erst als es durch den Anmarsch der Preußen u. s. w. auch den Blindesten klar wurde, daß der Großherzog von den Preußen zurück g e b r a c h t, statt von Herrn Brentano zurück g e r u f e n werden wollte, und als das Ministerium Brentano-Peter statt des Kabinets die Kasematten vor sich sah, erst dann lenkte der Verräther in die revolutionaire Bahn ein, so weit er es zur Gegenwehr gegen die Preußen, d. i. zum eigenen Schutz für nöthig hielt, aber dann war es natürlich zu spät. Ich sah ihn zuletzt in Karls-

ruhe zu Pferde, wo er einigen Dutzend Dragonern eine Rede hielt und ihnen versicherte, das Vaterland sei in Gefahr, der Feind sei vor den Thoren u. s. w. Ja, das Vaterland war vom ersten Augenblick ab in Gefahr und der wahre Feind war innerhalb der Thore, aus denen er bald darauf bei Nacht und Nebel entwischte, um dem vermeintlichen Verbündeten Platz zu machen. Durch seine Haranguen gegen die Preußen täuschte er aber seine verblendeten Landsleute bis zum letzten Augenblick, wo es einen wahrhaft kläglichen Eindruck machte, daß die „konstituirende Versammlung" ihm „feigen Verrath am Vaterlande" vorwarf, weil er für sie in der Schweiz Quartier bestellte. Zur rechten Zeit waren die Herren alle mit einander taub und als ihr Kapellmeister ihnen den Taktstock an die Ohren warf, um sie beim Finale allein konzertiren zu lassen, erklärten sie ihn plötzlich für einen schlechten Musikanten.*)

---

*) Die „Proklamation", in welcher die „konstituirende Landesversammlung" den Ehrentitel bestätigte, den ich dem Verräther schon gleich im Anfang ertheilte, berichtet, wie derselbe in ihrem nach dem Einmarsch der Preußen gefaßten Beschluß, „jeden Versuch einer Unterhandlung mit dem Feind als Verrath am Vaterlande zu betrachten und zu bestrafen," mit aller Gewalt ein Mißtrauensvotum gegen sich gesucht, obschon die Versammlung das Gegentheil versicherte, wie er unter diesem Vorwand schriftlich seine Resignation eingereicht und „im Dunkel der Nacht den Sitz der Regierung und der Landesversammlung verlassen, ohne vorher die gesetzlich gebotene Rechenschaft von seiner Amtsführung abgelegt zu haben und ohne eine Nachricht über den Ort zurückzulassen, wohin er sich zu begeben gedenke."

Der Schluß des Dokuments lautet:

Nachdem ich mich im untern Theile Badens hinlänglich umgesehen und erkundigt hatte, kam ich nach Karlsruhe zurück, um wo möglich das Resultat meiner Beobachtungen zu verwerthen und meine Ansichten an den Mann zu bringen. Zum Antechambriren nicht gemacht und im Bewußtsein, mehr für die Revolution gethan zu haben, als alle diese neu aufgetauchten Größen, die der bloße Zufall an die Spitze gestellt hatte, erwartete ich, daß man mich in irgend einer Weise zu angemessener Mitwirkung einladen werde. Auch aus dem Grunde hielt ich mich persönlich zurück, weil mir das Bewußtsein meiner Armuth eine Annäherung an die versorgenden Machthaber verbot. Da mir von diesen Machthabern keine Gelegenheit gegeben wurde, meinen Rath mündlich in ihrer Mitte geltend zu machen, faßte ich ihn zunächst in die Form einer Brochüre,

---

„Die konstituirende Landesversammlung muß diese Flucht des Bürgers Brentano als einen feigen Verrath am Vaterland betrachten und kann in dem Vorgeben desselben, er ziehe sich zurück, weil er ein Mißtrauensvotum erhalten habe, nur den Versuch erkennen, sein Verbrechen zu beschönigen. Sie setzte daher sofort eine Untersuchungskommission nieder, welche den Auftrag hat, gegen den Bürger Brentano und seine Begleiter einzuschreiten, um sie zur wohlverdienten Strafe zu ziehen. Ueber die Resultate dieser Untersuchung werden wir dem Volke Badens so bald als möglich ausführliche Mittheilung machen.

Freiburg, den 29. Juli 1849.

Die konstituirende Landesversammlung für Baden und in deren Namen

Das Präsidium:

Damm.

Die Sekretaire:

Dänzer, Rotteck, Steinmetz."

zu deren Publikation mich J. Ph. Becker mit Hülfe seiner Kriegskasse in Stand setzte. Sie führte den Titel: „Was ist zu thun?" „Ein schlechter Titel", meinte Herr Hoff, Mitglied der provisorischen Regierung, als ich ihm gelegentlich ein Exemplar einhändigte. Der passendste Titel grade für Sie Herren von der Regierung, denn Sie Alle wissen nicht, was zu thun ist. Ein Lächeln unaussprechlicher Ueberlegenheit wies mich in meine Schranken zurück.

Und was war zu thun? Kein Mensch von gesundem Verstande hätte darüber im Zweifel sein sollen. Zunächst mußte die ganze Bewegung zu einer teutsch-nationalen, statt zu einer bloß badischen gemacht werden, zumal da sich alle revolutionairen Kräfte aus andern Staaten in Baden zur Verfügung stellten. Man mußte daher von vorn herein auch Nichtbadenser an die Spitze rufen und eine Art Staatsrath, wenn nicht einen Konvent, schaffen, in welchem nach und nach alle Gebiete, welche sich der Revolution anschlossen, zunächst die Pfalz, ihre Vertreter fanden. Der engherzige, bornirte badische Partikularismus aber, und noch mehr die geheimen Spekulationen des Verräthers Brentano, in dessen Rechnung eine Erweiterung des Revolutionsplans und eine Mitwirkung nicht badischer Vertreter natürlich nicht passen konnte, sorgten dafür, daß die ganze Leitung in den Händen der blindesten Partikularisten blieb.

Ein zweites Hauptersoderniß war eine entschieden revolutionair-republikanische Politik. Die Frankfurter Reichspolitik, auf deren Boden man sich gestellt hatte, war total bankerott, nachdem die preußischen Parlamentsmitglieder zurückberufen waren und der König von Preu-

ßen die Kaiserkrone mit einem Fußtritt von sich gewiesen hatte. Jetzt noch für eine Reichsverfassung kämpfen zu wollen, war schon aus dem Grunde der klarste Unsinn, weil sie auf ein Kaiserthum berechnet war und sich kein Kandidat für dasselbe finden ließ. Es hätte ein Kaiser förmlich eingefangen und mit Gewalt auf den Thron gesetzt werden müssen. „Man kann Sklaven machen mit Gewalt, wollt ihr einen Herrn machen mit Gewalt? Man kann Jemanden eine Schande anthun mit Gewalt, wollt ihr eine Ehre anthun mit Gewalt?" So fragte ich die Weisen, die ein Kaiserreich ohne Kaiser mit revolutionairen Waffen erkämpfen wollten. Sie verstanden diese Frage ebenso wenig, wie die Mahnungen an eine nationale Leitung. „Das Festhalten an der Frankfurter Verfassung kann jene Verfassung nicht mehr retten und da selbst dieß Halbe nicht mehr durch den Frieden gerettet werden kann, so bleibt nur übrig, durch den Krieg das Ganze zu erringen. Die Republik ist somit nicht bloß Sache des Prinzips, sondern auch Sache der Nothwendigkeit geworden." „Es bleibt Baden nur übrig, die Republik zu errichten, oder den Großherzog zurückkehren zu lassen, um einen preußischen Despotismus zu gründen, wie dieß Land noch keinen kennen gelernt hat. Wer in Baden noch an die Rückkehr des Großherzogs denkt, ohne ein Partisan des preußischen Despotismus zu sein, der geht bewußtlos seinem eignen Verderben entgegen. Die Badenser sind Rebellen und werden als Rebellen behandelt werden. So seien sie denn auch ganze Rebellen!" „Eine Revolution, die nicht vorwärts schreitet, ist verloren, so gut wie eine Reaktion, die nicht vorwärts

schreitet." „Die besten Kräfte des teutschen Volkes stellen sich euch zu Gebot. Aber sie thun es nicht, weil sie euch für Konstitutionelle, sondern weil sie euch für Republikaner halten; auch sehen sie in euch nicht Badenser, sondern Teutsche. So handelt denn auch als Republikaner und als Teutsche. Stoßt allen kleinlichen Partikularismus von euch, beruft als Leiter der allgemeinen Sache die entschiedensten Volksmänner des ganzen Teutschlands an euere Spitze, lös't die Frankfurter Versammlung durch einen Konvent ab, den ihr über alle euere Staatsgewalten stellt, fodert das ganze demokratische Teutschland zur Unterstützung durch Geld und Waffen auf, macht euer Land zum Herd der ganzen teutschen Revolution, sammelt alle geistigen Kräfte auf euerem Boden, um das Feuer der Propaganda in das morsche Gebäude des teutschen Despotismus zu werfen, und verbündet euch mit allen Völkern, welche den Alp der heiligen Allianz abschütteln und die Frage entscheiden wollen, ob Europa republikanisch oder kosackisch zu werden bestimmt sei."

„Euer Land ist klein, aber ihr dürft nur von großen Auffassungen ausgehen. Baden und die Pfalz haben sich zu entscheiden, ob sie das Größte erstreben, oder selbst das Kleinste verlieren wollen. Führt dieser Kampf nicht zur teutschen Republik, so war er eine beklagenswerthe Thorheit; und endigt dieser Kampf nicht in Berlin, so war es nicht der Mühe werth, ihn zu beginnen."

„Wenn auch dieses Mal die Demokratie in Baden unterliegt, so wird Fluch und Schande als gerechter Lohn ihr folgen. Aber siegen kann sie nur, wenn sie bei Zeiten einig ist über ihren Zweck, wenn sie bei Zeiten sich aller verrätherischen Elemente entledigt, wenn sie bei Zeiten die Mittel der

Revolution zu ergreifen den Muth hat und wenn sie es versteht, sich bei Zeiten als die Vertreterinn der allgemeinen Freiheit Teutschlands geltend zu machen. Eine bloß badische Revolution würde schon deshalb keine Begeisterung erwecken, weil sie von vorn herein verloren wäre."

Dieß sind einige der Mahnungen und (buchstäblich eingetroffenen) Prophezeiungen, wodurch ich in der erwähnten Brochüre die weisen Leiter der Revolution voranzutreiben suchte. Vergeblich. Eben so vergeblich waren meine Bemühungen in Bezug auf andere Punkte. Das Land wimmelte von Verräthern und einflußreichen Dienern des geflohenen Großherzogs, die man in wichtigen Stellungen ließ. Es war verlorene Mühe, die Nothwendigkeit ihrer Entferuung oder Verhaftung, sowie der Organisation einer revolutionairen Polizei darzuthun. Eben so wenig wurde die Nothwendigkeit begriffen, im übrigen Teutschland durch die Presse und durch Emissaire Propaganda für die Revolution zu machen und im Auslande, namentlich in der Schweiz, die geeigneten Mittel operiren zu lassen. Natürlich foderte die Durchführung der Revolution vor allen Dingen außerordentliche Geldmittel. Man suchte sie möglich zu machen mit Hülfe des laufenden Budgets und erkühnte sich höchstens, die bald erschöpfte Amortisationskasse anzugreifen. Es standen der Revolution ein Paar Hundert Millionen an Kirchengütern und das Vermögen einer reichen Reaktion zu Gebot. Man wagte nicht bloß nicht, es anzugreifen oder gegen Staatsbonds sich anzueignen, sondern ließ die Reaktion das baare Geld karrenweise aus dem Lande schaffen, so daß dieselben in der Schweiz den Banken sogar Prozente für die Aufbewahrung zu zahlen hatten. An Abwesenheitssteuern dachte

man so wenig, wie an Zwangssteuern. Man ging im Blödsinn so weit, daß man von den Feinden freiwillige Steuern erbettelte und sich von denselben durch die Kleinheit ihrer Gaben gradezu verhöhnen ließ. Während das unbemittelte Volk an Naturalien und Geld Alles hergab, was es hatte, zahlte z. B. eine auf der Insel Mainau lebende Maitresse eines verstorbenen Großherzogs, die zehn Millionen gestohlenes Volkseigenthum besaß, eine „freiwillige" Steuer von 30 Gulden und die Revolutionsgenies in Karlsruhe nahmen sie an! Die Schätze des Großherzogs, der allein für 100,000 Gulden Wein im Keller hatte, welcher sofort für baar Geld verkauft werden konnte, wurden wie Heiligthümer gehütet unter dem Vorwand: „Das Eigenthum (d. i. der Raub der Reaktion) ist heilig". Später interpretirte der Großherzog diesen Satz durch Konfiskation des Vermögens der Revolutionaire, obschon man demselben — und das ist das non plus ultra — nach seiner Flucht 50,000 Gulden aus der Landeskasse nachgesandt hatte, damit er ja nichts zu entbehren habe!

Eben so blind, wie hinsichtlich der Revolution, war man in Bezug auf die Kriegführung. Der Ausgangspunkt der militairischen Unternehmungen mußte die Eroberung der Festung Landau sei, aus welcher der größte Theil der Garnison schon davon gegangen war, die fast nur noch von Officieren besetzt und auf die leichteste Art zur Uebergabe zu zwingen war. Ihr Besitz sicherte nicht bloß hinreichende Waffen, woran es der ganzen Bevölkerung der Pfalz fehlte, sondern deckte auch diejenige Seite, von welcher die größte Gefahr drohte. Ueberdieß würde ihre Eroberung wahrscheinlich die Uebergabe von Germersheim

zur Folge gehabt haben und dann lieferte Baden-Pfalz mit drei vom Volk besetzten Festungen eine mächtige, sichere Operationsbasis für den Revolutionskrieg nach Würtemberg und den Rhein hinab, während es ohne die pfälzischen Festungen seine Flanke vollständig preisgab. Man sollte meinen, Das müßte jedem Kinde eingeleuchtet haben, namentlich da die Preußen ihren Einmarsch in die Pfalz offen vorbereiteten. Es war aber am Wenigsten möglich, von der Nothwendigkeit einer Eroberung Landau's Diejenigen zu überzeugen, welche die Macht und die Aufgabe hatten, sie in's Werk zu setzen. Ich habe mich Stunden lang bemüht, sie dem General Sigel verständlich zu machen, mit dem ich damals auf freundschaftlichem Fuße stand, weil ich ihn für zuverläßig und aufrichtig hielt, aber er war mit unheilbarer Blindheit geschlagen wie die Andern. Statt durch die Einnahme Landau's die Pfalz zu sichern und dann mit doppelter Macht den Rhein hinab zu operiren, mußte er den Krieg durch eine Niederlage in Hessen inauguriren und dadurch von vorn herein Alles auf das Spiel setzen. Nachdem er einige Wochen später als Flüchtling in der Schweiz angelangt war, schrieb er mir nach Genf, ich allein habe ein Recht, sie alle zu tadeln, denn ich habe zur rechten Zeit das Richtige gewollt und angerathen. Herrlicher Trost, man sei kein Blinder gewesen, nachdem man sich vergebens bemüht, die Blinden vom Ruin zurückzuhalten! Meine Zeit sei noch nicht gekommen, meinte Herr Sigel, so oft ich meinen Unmuth über meine gezwungene Unthätigkeit äußerte. Das hieß mit andern Worten: die Zeit für den gesunden Menschenverstand ist noch nicht gekommen, denn ich wollte und rieth nichts Anderes, als was jedem gesunden Menschenverstand hätte einleuchten müssen.

Es war im Gasthof zum „rothen Ochsen" zu Karlsruhe, wo ich so erfolglose Anstrengungen machte, den Feldherrnblick des Herrn Sigel zu schärfen. Fast könnte ich glauben, die Lokalität habe dabei einen Einfluß geübt, denn es war in dem nämlichen „rothen Ochsen", worin ein Hauptmitglied der provisorischen Regierung Proben einer noch größeren Genialität vor mir ablegte. Es war dieß der Regent Peter. Nachdem er mir allerlei Komplimente über meine revolutionaire Wirksamkeit gemacht, nachdem er hervorgehoben, welchen Antheil meine Flugschriften an der Erhebung der badischen Armee gehabt, und mir sogar versichert, erst durch mich sei er, der Jurist, sich darüber klar geworden, was Gesetz und Revolution sei, verrieth er mir das Geheimniß, weshalb man mich in Baden zur Unthätigkeit verurtheilen müsse. Der Grund war — mein Zerwürfniß mit dem großen Hecker! „Entweder Sie müssen weichen oder Hecker!" „Wir dürfen Hecker nicht beleidigen, indem wir Sie zulassen." Obschon ich diesen angeblichen Grund als bloßen Vorwand betrachtete, suchte ich doch dem genialen Peter klar zu machen, welcher Servilismus und zugleich welche Unvernunft sich darin ausspreche, daß man einen Revolutionair deshalb in Teutschland von der Mitwirkung für die Revolution ausschließe, weil er früher einem hochmüthigen Volksgötzen angemessen entgegengetreten sei, der augenblicklich in einer amerikanischen Prairie seine Ochsen treibe. Man habe ihn zwar zurückberufen, aber ehe er Europa erreiche, sei entweder die Revolution in Baden niedergeschlagen oder auf Gebiete vorgedrungen, in denen man auf den Ochsentreiber Hecker keine Rücksicht nehme. Meine Vorstellungen trafen nur taube Ochsenohren. Herr Peter blieb dabei, man dürfe

Hecker nicht beleidigen. Wie ich ihm vorhergesagt, so kam es. Als Herr Hecker in Havre landete, um das Vaterland zu retten, war dasselbe in den Klauen der Preußen und er kehrte sofort nach Amerika zurück unter Verwünschungen seiner Verehrer, weil sie die Preußen nicht fern gehalten bis er anlangte. „Sie müssen weichen oder Hecker!“ Das malitiöse Schicksal, das wahrscheinlich ebenfalls im „rothen Ochsen“ zu Mittag speis'te, wollte, daß wir beide wichen, ich in mein pauveres Exil zu Genf mit ungeschwächtem Humor und der Volksmann Hecker in seine ochsenreiche Farm zurück unter den kläglichsten Verwünschungen gegen das teutsche Volk, weil die verdammten Preußen nicht gewartet hatten, bis der Retter Hecker aus dem amerikanischen Urwald kam. Ja, diese Preußen sind schändliche Menschen! Ich kenne sie wie mich selbst und ich hätte ihnen so gern die Hälse brechen helfen; Das aber muß ich ihnen nachsagen, daß kein preußischer Thorschreiber oder Korporal dumm genug gewesen wäre, sich seinem Feind in die Klauen zu liefern in der Weise und aus den Gründen, wodurch die leitenden Genie's in Karlsruhe ihre höchste Weisheit bekundeten. Kein preußischer Ochse hätte dekretirt, man müsse dem anrückenden Feind gegenüber mit den Fortschritten der Revolution warten, bis ein Ochsentreiber aus dem amerikanischen Urwald anlangte, und unterdessen dürfe man keine verständige Hülfe annehmen, weil man nicht wisse, ob man dadurch nicht den amerikanischen Ochsentreiber „beleidige“. Man hole den ersten besten Ochsen von der Prairie und stelle ihn an die Spitze einer Revolution und er kann keine ochsigere Ochsigkeit entwickeln, als die badischen Regenten, welche eine teutsche Revolution machen wollten

mit einem Ochsentreiber in einem amerikanischen Urwald an der Spitze. Wäre es mir möglich gewesen, mich zu metamorphosiren, ich hätte mich damals in einen Stier Apis verwandelt, um in Karlsruhe Gehör zu finden.

In Karlsruhe wurde damals außer dieser beispiellosen Genialität auch eine ungeheure Thätigkeit für das Vaterland entwickelt. Ich meine damit nicht die Thätigkeit in den Büreaux, in die ich nicht kam, sondern auf der Straße, wo, außer in den Wirthshäusern, allein ich Gelegenheit hatte, sie zu beobachten. Das war ein Hin- und Herrennen mit Schleppsäbeln und Nationalbändern, daß man glauben konnte, das ganze Volk habe sich plötzlich in Generäle und Würdenträger verwandelt. Leute, die sonst ganz menschlich darein sahen, hatten jetzt ein Gesicht von abschreckender Wichtigkeit aufgesetzt und über die Brust ein fußbreites, schwarz-roth-gelbes Band gezogen, das jedem Zuschauer einen patriotischen Respekt einflößen mußte. Das Schönste aber war, daß die Meisten, die so emsig die Zeichen ihrer Würde und Wehrhaftigkeit umhertrugen, in der Regel keine andere Funktion hatten, als dieß Umhertragen. Könnte man alle schwarz-roth-gelbe Bänder zusammennähen, die 1848 und 1849 in Germanien über den patriotischen Herzen der Gut- und Blutmänner prangten, es ließe sich ein Band für die ganze Menschheit daraus machen, die Bewohner der angrenzenden Planeten mitgerechnet. Der Kosmos bandumschlungen und der liebe Herrgott mit dem schwarz-roth-goldenen Banner voran — welch ein erhebender Gedanke!

Wie mir zu Muth war, als ich inmitten dieses sinnlosen Treibens ebenfalls unthätig bleiben und den müßigen Beobachter abgeben mußte, läßt sich denken. Endlich bot

mir Herr Hoff Beschäftigung in einem unter seiner Leitung errichteten „literarischen Büreau“ an, dessen Bestimmung war, Artikel in die verschiedenen demokratischen Blätter zu liefern. Da ich hierdurch Gelegenheit erhielt, in revolutionairem Sinn auf die öffentliche Meinung zu wirken, nahm ich das Anerbieten mit der Erklärung an, daß ich mir keinerlei Zensur werde gefallen lassen, worauf man auch einging. Ich schrieb Artikel für die „Karlsruher Zeitung“, das Regierungsblatt. Zunächst beantragte ich darin, daß das Rumpf-Parlament von Stuttgart seinen Sitz nach Karlsruhe oder Mannheim verlege. Ich dachte mir, wenn dieß gelinge, werde wenigstens der engherzige Partikularismus aus der Leitung verdrängt und es werde sich dann im republikanischen Sinn auf die Parlamentsmitglieder wirken lassen. Meinem Plan gemäß sollte die Reichsregentschaft die Reichspolitik für abgethan erklären, die Republik proklamiren und als provisorische Regierung derselben an der Spitze einer Armee von 20 — 30,000 Mann, die in Baden zur Verfügung stand, nach Frankfurt vorrücken. Ich bin noch jetzt überzeugt, daß auch dieser Plan Erfolg gehabt hätte. Die erste gewonnene Schlacht würde ganz Teutschland auf die Beine gebracht haben. Aber meine Artikel waren in den Wind geschrieben und fanden in Stuttgart so wenig ein Echo wie in Karlsruhe.

Gleichzeitig hoffte ich, durch meine Mitwirkung an dem offiziellen Blatt die Regierung so weit zu kompromittiren, daß sie schon durch das Bewußtsein dieser Stellung vorwärts getrieben würde. Darauf war namentlich eine „Soldatenpredigt“ berechnet, deren Publikation allein schon jeden Gedanken an fürstliche Gnade für Diejenigen ausschloß,

welche sie erlaubt hatten. Allein meine Betheiligung an der „Karlsruher Zeitung“ währte nicht lang. Der letzte Artikel, den ich schrieb, war ein rücksichtloses Verzeichniß der Sünden der Regierung und wurde von der unterdeß geänderten Redaktion zurückgewiesen. Auch wäre es, nachdem der Verräther Brentano am 6. Juni die Maske vollständig abgeworfen, die sinnloseste Thorheit gewesen, noch an die Möglichkeit einer Einwirkung auf ihn und seine Gehülfen durch sein offizielles Organ länger zu glauben. An jenem 6. Juni nämlich ließ Brentano Struve und Andere verhaften und mit Hülfe der wüthenden reaktionairen Karlsruher Bürgerwehr die Freischärler, denen er nicht traute, aus der Stadt treiben. Dieß geschah in einer Weise, daß nur der Zufall eine allgemeine Schlächterei verhütete. Struve war gegen meine Rathschläge eben so taub gewesen wie die Uebrigen und geberdete sich im Gefühl seiner badischen Größe so partikularistisch wie der bornirteste Badenser. Doch stand er in Opposition zu Brentano. Ich hatte den Plan entworfen, einen Klub aus den entschiedensten Gesinnungsgenossen zu bilden, der sich durch das Land und die Armee verzweigen sollte, um auf diese Weise eine Organisation zu Stande zu bringen, welche auf die Regierung einwirken konnte. Natürlich sollte dieß Alles ohne Aufsehen eingeleitet werden, bis man stark genug war, um Gehör zu erzwingen. Zu der verabredeten Besprechung, woran auch der alte Schlöffel Theil nehmen wollte, fand sich indeß Niemand ein; Struve aber hatte die Idee aufgegriffen und suchte sie nun in seiner Weise als Hauptmacher zu verwirklichen, indem er marktschreierisch einen „Klub des entschiedenen Fortschritts“ gründete. Kaum aber hatte er begonnen, „entschieden

fortzuschreiten", so ließ ihn Brentano einstecken und das Fortschreiten hatte ein Ende.

Als ich alle Hoffnung aufgeben mußte, in einer politischen Stellung an der Leitung der Revolution mich betheiligen zu können, entwarf ich einen Plan für eine militairische Betheiligung, obschon ich vom Mititairwesen nichts Anderes verstand, als was ich in der nothgedrungen eine Zeit lang ertragenen Stellung eines preußischen Landwehrlieutenants gelernt hatte. Ich legte meinen Plan J. Ph. Becker, dem damaligen Oberkommandanten der Volkswehr, und Fr. Sigel, dem damaligen Kriegsminister, zur Durchsicht und Billigung vor und beide waren nicht bloß vollkommen damit einverstanden, sondern der Kriegsminister gab auch seine offizielle Genehmigung zur Ausführung. Dennoch wurde er von Herrn Brentano zurückgewiesen. Eine Wiederholung meines Vorschlags hatte den nämlichen Erfolg, obschon ich nicht darauf bestand, selbst an die Spitze gestellt zu werden. Mein Plan betraf die Bildung einer teutsch-schweizerischen Legion, eines halb aus Schweizern unb halb aus Teutschen bestehenden Elitekorps, das selbstständig operiren und zu besonderen Unternehmungen dienen sollte. Ich war dabei der Mitwirkung Galeer's und anderer Schweizer Demokraten versichert. Die Legion sollte 12—1500 Mann zählen und aus 4 Kompagnien gewöhnlicher Infanterie, 1 Kompagnie Scharfschützen, 1 Schwadron leichter Kavallerie, 1 Batterie Artillerie und 50 Sappeurs bestehen. Was ich damit bezweckte, war zunächst die Eroberung von Landau und ein Einfall durch die Pfalz in das preußische Gebiet um dort wo möglich die Rüstungen zu stören und Aufstände zu erregen. Sodann aber hoffte ich an der Spitze eines sol-

chen Korps eine andere Politik in Baden erzwingen zu können. Eitle Hoffnung! Ich hatte „Hecker beleidigt“ und war kein Verwandter des rothen Ochsen und noch weniger ein Mann für ein „Ministerium Brentano-Peter“.

Nachdem in Baden jede Aussicht geschwunden war, wandte ich mich nach der Pfalz. Beim Abschied von Karlsruhe prophezeite ich mehreren der Weisesten, die ich zufällig traf, in ein Paar Wochen würden sie Platz für die Preußen zu machen haben. Mitleidiges Lächeln einer olympischen Ueberlegenheit war die Antwort. Es währte aber kaum eine Woche, so begannen die Weisen ihre Koffer zu packen.

Das Faktotum der pfälzischen provisorischen Regierung war damals der bekannte Dr. D'Ester. Ich kannte D'Ester von Köln her persönlich als rührigen Wühler und obschon ich von seinem später entwickelten Talent zur Intrigue gehört hatte, hielt ich ihn doch noch für einen entschiedenen, mir wohlwollenden Gesinnungsgenossen. Ich sah ihn flüchtig wieder in Karlsruhe, wo er mir im Gasthof plötzlich um den Hals fiel und die größte Freude kund gab, wieder mit mir zusammenzutreffen. Ein Paar Wochen später, als ich mich von der verderblichen Art, wie man die Revolution verpfuschte, hinlänglich überzeugt hatte, schickte ich ihm eine Anzahl Exemplare meiner Brochüre und schrieb ihm einen Brief, worin ich ihn stimulirte, den Badensern mit energischer Thätigkeit voranzugehen, zugleich auf die Thatlosigkeit der pfälzischen Regierung verweisend. „Man revolutionire dort nicht, sondern mache es wie in Baden, man verwalte bloß, was die Royalisten hinterlassen“ u. s. w.

Unter solchen Umständen hoffte ich wenigstens von D'Ester als willkommener Gehülfe empfangen zu werden.

Wie ich mich aber geirrt hatte, davon überzeugte mich ein einziger Blick, als ich zu Kaiserslautern in das Regierungsgebäude trat, wo Herr D'Ester in blauem Kittel hinter dem Schreibtisch saß. Er, der mir in Karlsruhe um den Hals gefallen war und mich sogar geküßt hatte wie eine alte Liebste, empfing mich jetzt so kalt, als habe er mich nie gesehen und zugleich mit einem Blick abwendender Scheu, als habe er in mir einen Feind vor sich.

Im Gasthof sagte mir ein Bekannter: „Sie werden hier schwerlich willkommen sein. Man meint, Sie wollten hier Diktator spielen".

O diese Genies! Vielleicht wärt ihr niemals Flüchtlinge geworden, wenn ihr mich hättet Diktator spielen lassen, und Dieß ist keine Prahlerei, denn was noththat und was ich wollte und auch in Kaiserslautern erklärte, war so einfach, daß, um es zu begreifen wie auszuführen, weiter nichts nöthig war, als das bescheidenste Maß von gesundem Menschenverstand und Entschlossenheit. Aber dieß bescheidene Maß wurde damals bei den Weisen und Allmächtigen vergebens gesucht und deshalb erschien man bei ihnen als feindlicher Diktator-Kandidat, wenn man mehr in's Werk setzen wollte als sie und wenn man kein altes Weib war wie sie.

Das Hauptlaster, welches damals alles Aufkommen und Wirken klarer Köpfe und entschlossener Charaktere unmöglich machte und welches überhaupt dem teutschen Charakter mehr eigen zu sein scheint, als jedem anderen, war die egoistische Sucht kleiner Größen, in ihrer plötzlich erlangten Stellung und lokalen Bedeutung sich als in einem persönlichen Geschäft zu etabliren und dasselbe zur Ausbeutung für die Eitelkeit, für die zu spielende Rolle oder

für sonstige Spekulationen zu benutzen, so daß sie in jedem Anderen, dem sie einige Fähigkeit zutrauten, nicht einen willkommenen Gehülfen, sondern einen feindlichen Konkurrenten erblickten. Diese kleinliche Konkurrenzsucht und gemeine Neidhammelei muß jede Revolution ruiniren und alle Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit unter Menschen zerstören, die nur durch gegenseitiges Vertrauen eine gemeinsame Thätigkeit möglich machen können. Heute begegnet dir ein alter Bekannter als warmer Freund; morgen wird er plötzlich in eine Stelle versetzt und statt dich zur Mithülfe für das gemeinsame Werk in Stand zu setzen, wendet er dir fremd den Rücken, weil ihm sein schlechtes Gewissen die Furcht eingibt, du könntest ihn verdrängen oder seinen Spekulationen in den Weg treten. Es ist gradezu ekelhaft.

Genug, Herr D'Ester kannte mich in Kaiserslautern kaum noch dem Namen nach und es versteht sich von selbst, daß ich ihm dafür meine Verachtung zu erkennen gab. Dabei bot ich mich der Regierung nicht an und sollizitirte nicht, sondern hielt mich abwartend zurück. Und Das schien zu befremden. War den Herren meine Vergangenheit keine hinreichende Aufforderung, mich für die Revolution nutzbar zu machen, so war ihnen wenigstens meine Gegenwart ein stummer Vorwurf. Wie es mir schien, wurde es den Mitgliedern der Regierung, unter denen ich den Dr. Hepp von früherher persönlich kannte, drückend, mich als bloßen Beobachter ohne alle bestimmte Thätigkeit in Kaiserslautern umherwandeln zu sehen. Es wurde daher eine ganz besondere Gelegenheit ergriffen, mich in Aktivität zur Rettung des Vaterlandes zu setzen.

Diese Gelegenheit war folgende. Die Preußen sammelten sich an der Pfälzer Grenze immer zahlreicher und machten eine so drohende Miene, daß sogar in den Köpfen der Herren zu Kaiserslauten die Möglichkeit aufdämmerte, sie könnten es sich eines Tags einfallen lassen, über die Grenze zu marschiren, den Pfälzer Wein umbringen zu helfen und die Gemüthlichkeit der „guten Leute" zu stören, wie Herr D'Ester seine Kollegen und Gönner in Karlsruhe genannt hatte. Es wurde daher zur Zurückschreckung der Preußen folgender geniale Plan entworfen. An einem bestimmten Tage, Morgens Schlag 6 Uhr, sollte mit sämmtlichen Glocken der Pfalz Sturm geläutet und dadurch die sämmtliche Pfälzer Bürgerwehr in dem nämlichen Moment auf die Beine gerufen werden. Wahrscheinlich dachte sich Herr D'Ester, der Schall aller dieser Glocken werde sich in dem Ohr der Preußen zu einem Donnerton des jüngsten Gerichts konzentriren und das plötzliche Aufmarschiren aller der zerstreuten Bürgerwehrkompagnien ohne Waffen und Organisation werde auf den Feind den Eindruck eines aus dem Boden gewachsenen formidablen Korps der Rache machen. Damit nun aber die revolutionaire Stimme der zahlreichen Kirchthumsgeschütze im rechten Takt und in guter Harmonie sich hören lasse, mußten die Zivilkommissaire, die dabei als Kapellmeister fungirten, gehörig instruirt und mit den Regierungsproklamationen, welche die Wichtigkeit des Ereignisses auseinander setzten, zeitig versehen werden. Und unter den Vertrauensmännern, die man zu diesen wichtigen Missionen an die Zivilkommissaire auserſah, war auch ich.

Ich, der ich Jahre lang in erster Reihe für die Revolution gearbeitet, als alle diese Philister noch die getreue-

sten Unterthanen waren, sollte jetzt mitten in der Revolution zu einem Botendienst benutzt werden, den jeder Bauernjunge verrichten konnte. Aber ich sah, was man wollte, und deshalb nahm ich die Mission sofort an. Ich erblickte darin einen Streich D'Esters, zu dem ich jetzt alles Vertrauen verloren hatte. Er erwartete ohne Zweifel, daß ich die angebotene Mission ausschlagen werde, um darauf hin den „guten Leuten" begreiflich zu machen, ich wolle zu hoch hinaus und sei zu keinen Hülfeleistungen bereit. Diese Absicht vereitelte ich indem ich sofort einschlug und nach meinem Bestimmungsort Kusel, einem Städtchen an der preußischen Grenze, abreis'te.

Die Erfüllung meines Auftrages hatte Folgen, die ich nicht vorausgesehen. Es waren nämlich kaum die Sturmglocken geläutet, so marschirte von allen Seiten die Landbevölkerung in die Stadt herein und als sie dort von dem frisch angekommenen Regierungsgesandten hörte, wollte sie von demselben auch aufgeklärt und instruirt sein. Die Komik der Situation wurde noch erhöht durch die Erscheinungen, welche dort auftauchten. Man denke sich z. B. auf einer alten Mähre einen langen hagern Ritter, der wie eine Kopie Don Quixote's aussieht und statt der Lanze einen mächtigen zerrissenen Familien-Regenschirm über sein feierliches Haupt hält — denn es regnete damals grade armdick —, und dieser Ritter ist der Anführer einer verregneten Kompagnie Bürgerwehr, die im Ganzen nicht sechs Flinten besitzt, aber mit Stöcken, Regenschirmen und einzelnen Käsemessern bewaffnet ist. Und solche Krieger stürmten von allen Seiten in die Stadt herein und trommelten und marschirten umher und fragten dann: what's the matter? Der Zivilkommissair wußte nicht,

was the matter war, und erwartete von mir, daß ich die eingebrockte Suppe ausessen werde. Ich hatte „die Geister beschworen", jetzt sollte ich auch sehen, wie ich sie wieder los wurde. Die Leute wollten wissen, wozu man sie aus den Betten geholt, von ihren Geschäften abberufen und in diesem fürchterlichen Regen nach Kusel gesturmläutet hatte.

Um mich so gut wie möglich aus der Affaire zu ziehen, trat ich wie ein bevollmächtigter Befehlshaber auf und ließ die sämmtliche, in Kusel versammelte Bürgerwehr zusammentrommeln und auf dem Markt einen Kreis bilden. Darauf trat ich unter sie und hielt eine Rede, in welcher ich sie auf kommende Ereignisse vorbereitete und ihnen empfahl, sich zu organisiren, soweit es ohne militairische Hülfsmittel möglich sei. Die „guten Leute" gingen befriedigt wieder nach Hause und ich eilte nach Kaiserslautern zurück, um eine weitere Thätigkeit einzuleiten, wozu ich den übernommenen Auftrag benutzte. Ich berichtete nämlich der Wahrheit gemäß, daß ich unter der Bevölkerung den besten Geist und die größte Bereitwilligkeit gefunden, und bemerkte dazu, daß es eben deshalb um so unverantwortlicher sei, sie ohne Waffen zu lassen, ohne die sie völlig preisgegeben seien. Damit kam ich auf den Hauptpunkt, um den es sich damals handelte, nämlich auf die Eroberung Landau's, zu welcher der Verräther Brentano nicht mitwirken wollte. Es entspann sich darüber zwischen mir und dem Regierungspräsidenten Hepp folgendes Gespräch:

Ich. Es ist eine Schande, daß die Bevölkerung wehrlos und das Land der preußischen Invasion offen bleiben muß, während die Waffenvorräthe vor Ihnen aufgespei-

chert liegen. Wenn Landau erobert ist, wird Germersheim nachfolgen und Sie erhalten Waffen genug, um die ganze Bevölkerung zu bewaffnen, Kanonen genug, um alle Pässe zu vertheidigen, und 100,000 Preußen werden nicht wagen, in die Pfalz einzurücken, während jetzt 10,000 Mann in wenig Tagen direkt nach Karlsruhe marschiren können.

Hepp. Das ist wahr, aber was sollen wir machen? Brentano will uns keine Truppen und keine Artillerie senden, um Landau zu nehmen.

Ich. Warum gehen Sie ihm nicht energisch zu Leibe?

Hepp. Wir haben einen Gesandten in Karlsruhe, der die Sache betreibt. (N. B. Dieser „Gesandte" war ein unschuldiger sächsischer Kandidat der Theologie, der in Karlsruhe durch Lächeln und Spazierengehen das Vaterland rettete.)

Ich. Diesen Verräther Brentano wollen Sie durch Ihren Gesandten bestimmen? Ich weiß einen besseren Gesandten, der ihn kirre machen würde.

Hepp. Wer denn? Wie so?

Ich. Rufen Sie so bald wie möglich das badische und das pfälzische Volk zu einer Riesenversammlung nach Ludwigshafen zusammen; lassen Sie ihm dort durch geeignete Redner die Lage der Dinge, die drohenden Gefahren und die entgegenstehenden Hindernisse auseinander setzen und lassen Sie dann ein Komite von mindestens 100 Delegaten erwählen, welche sofort nach Karlsruhe reisen, im Namen des badischen und pfälzischen Volkes die sofortige Eroberung Landau's fodern und nicht eher außer Funktion treten, als bis das Werk gethan ist. Ich bürge mit meinem Kopf dafür, daß dann in vier Tagen Landau genommen ist.

Hepp. Um Gottes willen, dann würden wir uns mit Brentano verfeinden, Uneinigkeit stiften und das Volk aufregen!

Dieß Beispiel zeigt, wie damals Schwachköpfe und alte Weiber im Bunde mit Verräthern die Revolution zu Grunde richteten.

Als ich den Dr. Hepp nicht zur Annahme meines Vorschlags bewegen konnte, kündigte ich ihm an, ich werde auf eigene Faust die Einnahme Landau's an einem andern Orte betreiben. Man war froh, mich wieder los zu sein.

Ich eilte nach Heidelberg, wo unterdessen der General Mieroslawski das Oberkommando der Revolutionsarmee übernommen hatte. Er betrachtete mich als einen Abgesandten der pfälzischen Regierung und ich ließ ihn dabei, um meinen Zweck um so sicherer zu erreichen. Als ich ihm die Wichtigkeit, ja die absolute Nothwendigkeit der sofortigen Eroberung Landau's vorstellte, hatte er allerlei Gegengründe geltend zu machen. Er war offenbar falsch unterrichtet und inspirirt worden. Ich hatte mir aber vorgenommen, ihn nicht eher zu verlassen, als bis er den nöthigen Befehl vor meinen Augen unterzeichnet hätte, und er that es endlich auf meine energischen Vorstellungen. Später hat er in seiner Schrift über den badischen Feldzug erklärt, ich habe Recht gehabt indem ich die Eroberung Landau's als die erste, nöthigste und wichtigste Unternehmung des Revolutionskriegs darstellte.

Auf seinen Befehl gingen von Karlsruhe sofort Truppen und Mörser zur Einahme Landau's ab. Aber sie kamen zu spät. Als ich von Heidelberg nach Kaiserslautern eilte, um dort die „guten Leute“ mit der Nachricht von meinem Erfolg zu überraschen und das weiter Nöthige be-

treiben zu helfen, begegneten mir in Mannheim schon flüchtige Mitglieder der Pfälzer Regierung mit der Botschaft, die Preußen seien eingerückt.

Ich eilte nun nach Karlsruhe. Unterwegs traf ich am Bahnhof zu Bruchsal den dortigen Zivilkommissair. Ich empfahl ihm, beim Näherrücken der Preußen die Gefangenen aus dem Zellengefängniß zu bringen und den ganzen Bau in die Luft sprengen zu lassen, da er leicht die Wohnung von Revolutionairen werden könnte. Dem Herrn leuchtete Das ein, doch es scheint, das Pulver ist ihm zu kostbar gewesen und dafür haben später seine Landsleute büßen müssen.

Als ich nach Karlsruhe kam, sah ich dort die Straßen von Gensdarmen wimmeln. Ich erfuhr, daß es die 4—500, von der provisorischen Regierung entlassenen Gensdarmen des Großherzogs waren, die ihr Chef zu irgend einem, natürlich ganz unschuldigen Zweck hatte nach Karlsruhe kommen lassen. Keine Seele hatte darin etwas Verdächtiges gesehen, denn in Karlsruhe regierte, der Reaktion gegenüber, die personifizirte Unschuld. Oder waren vielleicht jene Gensdarmen im Einverständniß mit Herrn Brentano zusammengekommen? Als ich im Pariser Hof die Herren Gögg, Hoff u. s. w. antraf, denen ich dringend die Zerstörung der Germersheimer Brücke empfahl, fragte ich sie, ob sie glaubten, daß die Zusammenberufung der Gensdarmen etwas Zufälliges sei, ob sie nicht erkennten, daß dieselbe im Zusammenhang stehe mit dem Einmarsch der Preußen in die Pfalz? Wollen Sie, fragte ich die bestürzten Herren, nicht von Ihren eigenen Landsleuten aufgehoben und den Preußen überliefert werden, so lassen sie wenigstens sofort diese Gensdarmen auseinander jagen.

Dieß leuchtete ihnen wirklich ein. Es war der einzige meiner Rathschläge, den ich in der Revolution habe befolgen sehen. Und doch soll ich mich nicht für einen Esel und die Andern für Genie's halten?

Unterdessen kamen die Ereignisse in Paris. Es hieß Anfangs, das ganze Volk sei dort aufgestanden und habe gesiegt, was überall neue Hoffnung verbreitete. Doch die Wahrheit ließ nicht lang auf sich warten. Dagegen hieß es auf der anderen Seite, im Elsaß sei Alles auf den Beinen und es ständen 100,000 Mann unter den Waffen, um nach Paris zu marschiren. Vom Elsaß aus in Paris Revolution machen wollen, war offenbarer Unsinn. Waren indeß die Elsaßer wirklich aufgestanden, so hatten sie es nach meiner Ansicht in ihrer Gewalt, eine innere Revolution zu erzwingen durch Betheiligung an einer äußern. Schickten sie Baden oder der Pfalz eine Hülfsarmee, so konnte die teutsche Revolution siegen und keine französische Armee wäre für eine entgegengesetzte Bewegung aufzubieten gewesen. Um wo möglich in diesem Sinn auf die Elsaßer zu wirken, unter deren Führern ich Bekannte hatte, eilte ich im Einverständniß mit F. Sigel und den polnischen Officieren von Heidelberg, wohin ich mich unterdessen wieder gewandt hatte, den Rhein hinauf. Auf alle Fälle hoffte ich einen Vorrath von Waffen zu erlangen.

In Straßburg fand ich die Dinge nicht so, wie sie gemeldet wurden. Die Bürger und die Nationalgarde hatten beabsichtigt, die unbesetzte Zitadelle zu nehmen, wodurch sie Herren der Festung und des ganzen Elsaß geworden wären. Allein das Unternehmen scheiterte an der Zaghaftigkeit eines Führers, eines Professors, der mir

selbst diese Unterlassungssünde eingestand. Ueber meine Reise in's Elsaß berichtet folgendes Schreiben an F. Sigel, welches zugleich meine Ansichten und Rathschläge im Bezug auf die damalige Lage der Dinge enthält. Ich suchte darin namentlich alle leere Hoffnungen auf auswärtige Hülfe der Wahrheit gemäß abzuschneiden und drang um so mehr auf Entfaltung der eigenen Mittel, namentlich auf die Offensive gegen Würtemberg und auf Revolutionirung des Seekreises.

„Karlsruhe, den 17. Juni 1849.

An den Bürger Sigel in Heidelberg.

In meinem vorigen Schreiben meldete ich den Sieg der Reaktion in Paris und ließ bloß noch die Hoffnung auf die Provinzen, namentlich auf das Elsaß, offen. Ich vertraute namentlich auf die von demokratischen Führern in Straßburg mir mitgetheilte Nachricht, daß in Kolmar ein Korps von 10,000 Bewaffneten zum Abmarsch bereit stehe, und eilte sofort hinauf. In Kolmar fand ich indeß Alles ruhig. Man hatte zwar die Nationalgarden der Umgegend zusammengetrommelt, sie aber wieder entlassen, weil man keinen bestimmten Zweck hatte und kein Feind Anlaß zum Handeln gab. Von Mühlhausen wurde Aehnliches berichtet. Kurz, bei allem guten Willen, den namentlich Einzelne an den Tag legten, war weder für Frankreich, noch für Teutschland eine entscheidende Wirksamkeit zu erwarten, und mein Plan, die innere Politik Frankreichs durch die auswärtige zu revolutioniren mittelst einer Unterstützung der Pfalz, würde schon an der Furcht vor dem Vorwurf des Föderalismus scheitern, wenn er nicht durch die Reaktion bereits vereitelt wäre. Heute Vormittag nach Straßburg zurückgekehrt, traf ich

dort die Abgesandten der Elsaßer Demokraten, welche mit den Abgesandten von Lothringen und anderen Gegenden Berathungen gepflogen hatten über Das, was zu thun sei. Man war indeß zu keinem andern Entschluß gekommen, als, die Nachrichten von Lyon abzuwarten. Die Elemente in Lyon sind zwar, wie ich aus eigener Anschauung weiß, der Art, daß jene Stadt die Rolle des augenblicklich gelähmten Paris übernehmen könnte. Ob indeß dort ein Ausbruch wirklich erfolgen und welche Wirkung derselbe auf die übrigen Provinzen, namentlich das Elsaß, äußern werde, dieß muß dahin gestellt bleiben.

Die Ueberzeugung habe ich gewonnen, daß, wenn weder in Paris, noch in Lyon ein Umschwung erfolgt, das Elsaß allein nichts zu unsern Gunsten thun könne und werde. Im Fall einer Revolution würde uns von den 400,000 Gewehren und mehr als 1000 Kanonen, welche in den Straßburger Arsenalen liegen, eine beliebige Anzahl zu Gebote stehen, ganz abgesehen von der Unterstützung an Mannschaften; im Fall die Reaktion aber ihren Sieg eine Zeit lang behaupten sollte, haben wir von Frankreich nur Feindseeligkeit statt Unterstützung zu erwarten.

Da es in kritischen Zeiten rathsam ist, seine Hülfsmittel nicht durch Illusionen zu vermehren, nehme ich einstweilen an, daß die Reaktion ihren Sieg behaupten und sich erst später naturgemäß bis zum Ueberstürz steigern werde. Vor meiner Abreise erhielten die oben erwähnten Deputirten die geheime Nachricht, daß man sie schon steckbrieflich verfolge. Als ich in meinen Gasthof zurückkam, theilte der Wirth mir mit, daß der Kommandant der Gensdarmerie nach mir geforscht habe, so daß ich gerathen fand, sofort

wieder über den Rhein zu setzen. Ich mußte also, statt, wie ich gedacht hatte, mit 10,000 Mann in die Pfalz einzurücken, froh sein, nur als einzelne Person zurückkehren zu können.

Solche Anzeichen sind deutlich genug und lassen auf Weiteres schließen, denn die Reaktion ist konsequent und bleibt nicht bei den Anfängen stehen. Louis Napoleon wird wahrscheinlich die Gelegenheit benutzen, sich der „Gefahr des Vaterlandes" wegen mit unverantwortlicher Gewalt bekleiden oder zum lebenslänglichen Präsidenten ernennen zu lassen und hierdurch den Weg zu dem Kaiserthum zu bahnen, welches ihm die heilige Allianz zum Lohn für seine verrätherische auswärtige Politik zugesichert haben wird. Die Cholera, oder ein „Attentat", oder eine Militairrevolution könnte zwar diese Rechnung durchkreuzen; da es aber in unserer schwierigen Lage darauf ankommt, zunächst die sichern Hülfsquellen taxiren zu können, so dürfen wir uns in nächster Zukunft in keiner Weise auf Frankreich verlassen. Und dieß weiß die teutsche Reaktion und sie wird danach handeln.

Ich komme auf das Elsaß zurück. Man beginnt nach der pfälzischen Grenze zu militairische Vorkehrungen zu treffen, aber nur zu dem Zweck, sich gegen das Eindringen von „Marodeurs" und anderen Flüchtlingen zu schützen, die man nicht als Freund aufzunehmen gesonnen ist. Diese Vorkehrungen werden sich schärfen und ausdehnen, je nachdem sich der Kampf in der Pfalz und in Baden steigert und höher hinaufzieht. Es kann also von vorn herein die französische Grenze als eine halb feindliche betrachtet werden, welche den Sukkurs eben so sehr abschneidet wie die Flucht der Besiegten.

Wir kommen hinauf in die Schweiz. Der Bundesrath hat schon Anstalten getroffen, in Basel ein Brigadekommando unter dem Obristen Kurz zu errichten, welches die eventuelle Besetzung der Grenze übernehmen soll. Man rüstet sich also auch dort auf die Abwehr statt auf die Unterstützung, da man kein Vertrauen auf den Sieg der diesseitigen Sache hat und nichts geschehen ist, für dieselbe in der Schweiz Sympathie zu erregen, worauf ich so oft vergebens gedrungen habe.

Nachdem diese Thatsachen in Bezug auf das Ausland festgestellt sind, fragt es sich, was zu thun sei

1, in Bezug auf Frankreich,

2, in Bezug auf die Schweiz,

3, in Bezug auf Teutschland?

Meine Ansichten darüber sind kurz folgende:

Ad. 1, wird für jetzt nichts zu hoffen und zu thun sein, außer der Verbindung mit der Partei des Bergs durch Gesandtschaft und durch Privatverkehr.

Ad. 2, es wäre sofort eine Gesandtschaft mit gehörigen Vollmachten nach Bern abzuordnen, um das Interesse der teutschen Revolution durch Verbindungen im Allgemeinen, durch Sicherung des Grenzverkehrs und durch Herbeischaffung schweizerischer Truppen, namentlich Scharfschützen, wahrzunehmen. Ich komme dabei auf frühere Propositionen in Betreff eines schweizerischen Hülfskorps zurück, mit dessen Organisation ich übrigens mich nach den gemachten Erfahrungen nicht mehr würde befassen können. Vielleicht ist es zur Aufstellung desselben noch immer nicht zu spät, wenn rasch gehandelt wird.

Ad. 3, Es ist wol ausgemacht, daß die Pfalz, zu de-

ren Unterstützung es jetzt zu spät ist, vollständig muß aufgegeben werden. Ob es dagegen möglich sein werde, auf dem rechten Rheinufer mit den vorhandenen Kräften den Neckar hinauf auf die Dauer zu operiren und die Revolution nach Hessen, Franken, Würtemberg u. s. w. hineinzutragen, kann ich nicht beurtheilen. So viel scheint mir gewiß zu sein, daß Baden durch nichts Anderes mehr gerettet werden kann, als durch Kühnheit und Energie, welche die Offensive ergreifen müssen. Beschränkt sich Baden auf die Defensive, so läßt es der Reaktion, die ihre Plane nicht aufgibt, Zeit zur vollständigen Einigung und Umzingelung. Das linke Rheinufer scheint vollständig verloren, selbst wenn die Mainlinie gewonnen würde. Es ist aber auch vorauszusehen, daß auf dem rechten Ufer sich harte Kämpfe entspinnen werden, zumal da Baiern suchen wird so bald wie möglich die Pfalz zu gewinnen, um die Preußen sich nicht zu lang festsetzen zu lassen. Es scheint mir daher rathsam, so bald wie möglich mit Nachdruck den Neckar hinauf nach Würtemberg zu operiren, welches zur Offensive den besten Vorwand und das beste Terrain liefert. Gelänge es, die ersten würtembergischen Truppen zu schlagen oder zum Uebergehen zu bringen, so würde das so lang schwebende Räthsel, ob Würtemberg sich der Revolution anschließen wolle oder nicht, bald gelös't sein.

Sodann aber scheint es mir, daß die Zeit gekommen sei, das bis jetzt vernachläßigte Operationsfeld am Bodensee zu betreten. Von der Pfalz aus, deren beide Festungen dem Feind so mächtige Stützpunkte bieten, in der Flanke bedroht, wird Baden sich darauf vorbereiten

müssen, seine Streitkräfte aufwärts zu ziehen. Es muß sich dann um so mehr am Bodensee Luft zu machen suchen, da es nicht fehlen kann, daß dort, wenn man nicht zuvorkommt, Oestreich, Baiern und Würtemberg die Revolution gemeinschaftlich abzuschneiden oder zu ersticken suchen werden. Ueberdieß soll dort oben die Stimmung sehr günstig sein, und Sigmaringen, das 3000 Bewaffnete stellen kann, wäre vielleicht sofort zum Anschluß zu bewegen.

Was Baden und die Pfalz am Rhein verloren, müssen sie an der Donau wieder zu gewinnen suchen. Die Kräfte dazu werden nicht fehlen, wenn wirklich revolutionaire Hebel angesetzt werden. Ohne diese wird der begonnene Kampf ein vergeblicher sein, wenn nicht in Frankreich sich etwas Großes ereignet. Hierauf aber zu rechnen, wäre, wie oben dargethan worden, ein Fehler, der Alles verderben könnte."

Von diesem Schreiben, dem man zugestehen wird, daß es keine unrichtige Darstellung der damaligen verworrenen Lage der Dinge enthält und die einzig noch möglichen Mittel der Rettung angab, theilte ich eine Abschrift dem unterdessen zum Kriegsminister gemachten Advokaten Werner mit. Wahrscheinlich hat dieses Genie es nicht einmal gelesen. Wenigstens habe ich weder durch eine Antwort, noch durch irgend eine Anordnung Kunde erhalten, daß es der mindesten Beachtung gewürdigt worden. Das ganze obere Baden, namentlich der wichtige Seekreis, wurde nach wie vor sich selbst überlassen, als hätten die Herren in Karlsruhe eine Garantie des Schicksals für die Zukunft der Revolution in der Tasche gehabt, während die Gefahr des Untergangs an ihre Thüre pochte.

Da sich um den Seekreis Niemand bekümmerte und derselbe doch nebst den angrenzenden Landestheilen die einzige Reserve bei einer Niederlage im untern Lande darbot, beschloß ich, dort oben den letzten Versuch zu machen, ob ich der so schändlich verrathenen und verpfuschten Revolution noch von Nutzen sein könne.

In Freiburg, wo ich einen Tag anhielt, wurde ich als Spion angesehen und machte dadurch auf eine komische Weise die Bekanntschaft eines alten Haudegens, des Obristen Racquillet. Als ich von der Eisenbahn in den Gasthof kam, drängten sich die Leute um mich, um Neuigkeiten zu hören. Ich theilte ihnen keine erfreuliche mit und ließ mich bitter über die Sünden der Regierung aus (welche „aufreizenden Tadel“ streng verpönt hatte). Plötzlich trit ein ältlicher, militairisch aussehender Mann mit grauem Schnurrbart auf mich zu und ruft: „Herr, Sie sind arretirt!“

Wissen Sie es sicher? fragte ich ihn.

„Ich arretire Sie! Kellner, lassen Sie sofort den Zivilkommissair holen!“

Wir wollen ihm den Gang sparen, sagte ich. Zuvor aber will ich mich ein wenig reinigen, denn es ist nicht anständig, sich so von Staub bedeckt arretiren zu lassen.

Kaum war ich auf meinem Zimmer, als mir der alte Krieger nachstürzte und tausend Mal um Entschuldigung bat. Er habe nicht gewußt, wer ich sei, und mich für einen fremden Agenten angesehen.

Jetzt aber fing er seinerseits an noch weit schlimmer über die Regierung loszuziehen, als ich. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch, wie man durch ihn ohne Artillerie den Brückenkopf bei Germersheim hatte wollen nehmen lassen.

Jetzt war er nach Freiburg gesandt worden um zu „organisiren“ — ohne Officiere und ohne Waffen. Wahrscheinlich hatte man ihn los sein wollen, weil er ein energischer Mann war, um seinen Posten mit einem Verräther oder verbummelten Günstling des Herrn Hecker zu besetzen. (Den Kammerdiener desselben, den verkommenen Commis Voyageur Doll, hatte man zum Oberkommandanten der Volkswehr gemacht!)

Ich kam also in den Seekreis. Aber auch dort fand ich mich vollständig getäuscht. Die Regierung hatte diesen Landestheil total vernachläßigt. Auch nicht das Mindeste war vorgesehen. Sogar der Oberkommissair fehlte, so daß die revolutionairen Lokalbehörden nicht einmal eine Instanz zwischen sich und der Regierung hatten. Der ernannte Oberkommandant war völlig im Stich gelassen worden. Man gab ihm weder Officiere zur Organisation eines Heeres, noch Instruktionen, noch Waffen, noch Geld. Er bezahlte zuletzt, wie er mir sagte, den Sold aus eigener Tasche. Bei dieser Vernachläßigung durfte es nicht Wunder nehmen, daß der wichtige Seekreis politisch ganz todt war und keine Aussicht darbot, auf die Nachbarländer einwirken zu können. Ich suchte durch Proklamationen, Schreiben, Rathertheilen u. s. w. einigermaßen nachzuhelfen, aber da ich weder Mittel noch Stellung hatte, konnten diese vereinzelten Bemühungen nicht weiter getragen und nicht gehörig geltend gemacht werden.

Als ich nach Konstanz kam, glaubte man dort, ich sei von der Regierung als Revolutionskommissair für den Seekreis gesandt worden. Man sieht, welche gute Meinung die Leute dort noch von den Herrn in Karlsruhe

hatten. Auf alle Fälle wollte der Gemeinderath oder Lokalausschuß meine Meinung hören und lud mich zu einer Sitzung ein. Ich konnte den Herren, die sich auf das Bitterste beklagten, daß sie auf alle Schreiben von Karlsruhe nicht einmal eine Antwort erhielten, nichts Anderes rathen, als, eine Deputation dorthin zu senden und, im Fall sie nicht gehört würden, auf eigne Faust zu handeln. Dazu hatte man aber auch keine Lust oder keine Energie und so blieb Alles beim Alten.

Ich ging nach Stockach in's „Hauptquartier", wo der Hecker'sche Freischärler Kaiser von Konstanz als General figurirte. Sein Geschäft bestand ebenfalls im „Organisiren", ohne Zweck und Entschluß, und in friedlichster Nachbarschaft neben den schwärzesten Reaktionairen. Er gedachte bloß die „Oesterreicher" abzuhalten, da er durch militairische Studien herausgebracht hatte, daß über Stockach die „Militairstraße" führe. Wie naiv diese Herrn Revolutionaire sein können, zeigte Herr Kaiser mir durch die Frage, ob ich mich fähig fühle, unter ihm ein Kommando zu übernehmen. Ich lehnte die Ehre bescheiden ab und ersparte dem Herrn Oberkommandanten die Verlegenheit, mir „Sold aus eigener Tasche" zahlen zu müssen. Vielleicht dachte Herr Kaiser dadurch in meinen Augen als General zu erscheinen, daß er mich zum Officier machen wollte. Um ihm indeß meinen militairischen Beitrag zu liefern und zugleich seiner organisirenden Unthätigkeit behülflich zu sein, theilte ich ihm einen speziellen Plan mit, bei Nacht mittelst der Seedampfschiffe Bregenz zu überrumpeln und von da aus Vorarlberg, schwäbisch Baiern u. s. w. zu revolutioniren. Der Plan ist sicher reiflich überdacht worden.

Es wurde nun Zeit, an meine Rückkehr nach Genf zu denken. Nachdem ich mir den Seekreis angesehen, war es mir klar, daß ich dort keinen andern Zweck erreichen konnte, als höchstens auf Kredit freie Kost zu erlangen. Die finanzielle Möglichkeit hatte bei mir den untersten Grad erreicht, während meine Familie ohne alle Mittel in Genf war. Zum Glück hatte ich in Konstanz noch eine kleine Summe für Brochüren einzuziehen, sonst würde ich nicht einmal Reisegeld gehabt haben und hätte auf die Gefahr hin in Konstanz bleiben müssen, von der Kordonpolizei der Schweiz, aus welcher ich schon ausgewiesen war, später nicht einmal über die Grenze gelassen oder irgendwo bis zur Austreibung in Verwahr genommen zu werden.

In welcher Stimmung ich war, der ich den teutschen Boden mit so viel Hoffnung wieder betreten und ihn nach solchen Erfahrungen in solcher Lage wieder verlassen mußte, verlassen durch die Schuld hochmüthiger Schwachköpfe und ehrgeiziger Verräther, wird man sich leicht vorstellen können. Die persönliche Behandlung, die ich gefunden, konnte ich vergessen, denn unbedeutenden Menschen kann man nur so lang Beleidigungen nachtragen, als sie durch die Verhältnisse Macht und Bedeutung erhalten; aber daß diese Menschen es in der Gewalt gehabt hatten, die schönsten Mittel, die je einer teutschen Revolution geboten worden sind, auf eine so beispiellose Weise zu verschleudern und eine so große Sache so nichtswürdig zu verderben, ohne daß es mir oder irgend Jemanden möglich gewesen wäre, das Unheil abzuwenden — das war ein Gedanke, der in das Reich der Verzweiflung führen konnte. Das Leben des Einzelnen ist bald dahin und

Revolutionen bedürfen, um ihre Gelegenheiten zu reifen, ganze Menschenalter. Mit der Revolution geistig ganz verwachsen, fühlte ich mit ihr mich selbst zu Boden stürzen und wann sollte ein Wiederaufstehen folgen? Wie ein Bewohner einer Welt, die unter mir in Trümmer gegangen, fühlte ich mich in der Luft schweben und welche Welt sollte mich wieder aufnehmen? Ich gestehe, daß ich mich niemals in einer hoffnungsloseren Lage befunden habe, als damals, wo ich für das Verbrechen, mein Alles an die Befreiung Teutschlands zu knüpfen, so nichtswürdig kleinlich, gemein und blödsinnig bestraft wurde.

Doch welcher Verstand liegt darin, sich durch fremde Dummheiten das Leben verderben zu lassen? War Teutschland und waren die Teutschen in ihrer Dummheit besser daran, als ich, der ich mit darunter zu leiden, aber wenigstens keinen Theil daran hatte? Es währte nicht lang, so fand sich der gute Humor wieder ein, der es für sehr lächerlich hielt, daß ich mich so lang und ernst mit einem kleinen Winkelchen des Universums beschäftigte, welches Baden oder Teutschland hieß und zufällig eine unverhältnißmäßige Quantität Dummheit zu Stande brachte. Ich wollte von Teutschland wenigstens einen humoristischen Abschied nehmen.

Mit dem männlichen Geschlecht auf dem Kriegsfuß lebend, fand ich auch in Konstanz Trost durch das weibliche. Die Tochter und die Stubenmagd meines Gasthofs hatten mir beide ihr besonderes Vertrauen zugewendet und trösteten mich in meiner Einsamkeit abwechselnd durch ihre Sympathie. Wenn die Eine das Zimmer verlassen, besuchte mich die Andere und Jede war gleichsehr bestrebt, mich zu unterhalten und mich von allen welthistorischen

Ereignissen zu unterrichten. Der Gegenstand aber, dem beide ihre Hauptaufmerksamkeit geschenkt hatten und der in der Unterhaltung beider die Hauptrolle spielte, war ein schweizerischer Baron, ein Berner Stockaristokrat, der, so viel ich mich erinnere, von Stocker hieß. Dieser Herr logirte im nämlichen Gasthof und galt für einen österreichischen Spion, der aber sein Geschäft nicht für Geld, sondern aus bloßer Liebhaberei trieb. Er war ein großer schwerer Mann mit einem abstoßenden Aeußern. Meine beiden Freundinnen wußten nicht genug von seiner Grobheit, seinen unleidlichen Manieren und namentlich von seiner Feindseeligkeit gegen mich zu erzählen. Bald hatte er über mich geschimpft, bald hatte er mir auf bedenkliche Weise gedroht, bald hatte er sich, was noch schrecklicher war, über mich erkundigt. Alles wurde mir brühwarm überbracht. Ich hatte bisher bloß darüber gelacht und dem Baron sein Vergnügen gegönnt, zumal da ich hörte, er sei Schriftsteller, und ihn für einen Narren hielt. Zum Abschied konnte ich mich nicht länger enthalten, Notiz von ihm zu nehmen. Es war mir ein unerträglicher Gedanke, daß ich den Boden der teutschen Revolution als hoffnungsloser Exilirter verlassen und auf dem nämlichen Fleck ein österreichischer Spion ihn triumphirend behaupten sollte. Ich beschloß daher, diesem Herrn einige Motion zu machen.

Wertheste Helene, redete ich die betrübte Stubenmagd an, bei meinem Scheiden will ich Ihre Güte und Theilnahme durch einen kleinen Dienst erwiedern, indem ich Ihnen einen Gast vom Leibe schaffe, der Ihre sonst so treffliche Laune stört. Sind Sie zufrieden, wenn ich Ihnen den österreichischen Spion aus dem Hause treibe?

Je eher, je lieber! Aber wie wollen Sie das machen?

Dieser Brief enthält ein einfaches Rezept. Es wird ihn vertreiben wie Rattenpulver. Sobald er das Schreiben gelesen, wird er sich davon machen. Haben Sie nur die Gefälligkeit, den Brief zu Kreuzlingen (in der Schweiz, 10 Minuten von Konstanz) auf die Post zu geben und dann beobachten Sie, was der Baron beginnt.

Der Brief lautete so:

Hochzuverehrender Baron!

Ein Freund Ihrer Person und treuer Sohn unseres gemeinschaftlichen Schweizervaterlandes beeilt sich, Sie vor einer großen Gefahr zu warnen, in der Ihr Leben schwebt, und in welche Ihr Eifer für die gute Sache Sie gebracht hat. Man hat in Erfahrung gebracht, daß Sie in geheimem Briefwechsel mit den österreichischen Behörden stehen, und will sich dafür an Ihnen rächen. Ein gewisser Heinzen ist in Konstanz, um den schändlichen Plan zur Ausführung zu bringen. Man will Sie noch heute verhaften und nach Rastatt schleppen, wo Sie vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen werden sollen. Ihr Leben steht auf dem Spiel. Retten Sie es, und zwar zu Wasser, Ihrem Vaterland und der Menschheit, sobald Sie diese Zeilen gelesen. Ich würde selbst kommen, wenn man mich nicht auch im Verdacht hätte und das Thor bewachte.

Ihr Freund N.

Nachdem dieser Brief etwa eine Stunde fort war und ich die Sache schon wieder vergessen hatte, kam die Magd athemlos in mein Zimmer gestürzt und schrie: „Der Baron ist fort, die Polizei ist ihm nach"! Kaum hatte sie die Worte aus dem Munde, so kam die Tochter des Hauses nachgestürzt: „der Baron ist auf dem See, er hat sich durchgemacht, die Polizei will ihn fangen".

Und wirklich wurde er gefangen. Er hatte nach Empfang meines Briefes voll Todesangst mit solcher Hast und solchem Lärm sich in einen Kahn gestürzt, daß die gute Bürgerschaft aufmerksam wurde und ihm Polizei nachschickte, welche ihn bei der Mainau einholte. Leider aber hatte er Besinnung genug gehabt, seinen Sekretair mit allen seinen Papieren auf einem andern Wege fortzuschicken, sonst würde der Spaß vielleicht noch zu interessanten Aufschlüssen geführt haben. Da man nichts Verdächtiges bei ihm fand, ließ man den bis zum Tode Geängstigten wieder frei. Er hütete sich aber, nach Konstanz zurückzukommen.

Als ich wieder in Genf war, beschloß ich, mich auf die Romanschriftstellerei zu verlegen und mich nie wieder mit teutscher Revolution zu befassen. Nach drei Tagen aber war ich schon wieder mit einem „Pamphlet" beschäftigt. Das ist eine Leidenschaft, die man nur los wird, wenn man dreißig Jahre in Amerika gelebt hat.

Doch die nächste, höchst pikante Fortsetzung meiner Erfahrungen war die, daß mich der schweizerische Bundesrath als einen Haupttheilnehmer der badischen Revolution, die mich wie einen Feind ausgestoßen hatte, auf's Neue aus Europa vertrieb. Er hätte mich als solchen vertrieben, wenn ich auch während dieser badischen Revolution in Sibirien mit dem Zobelfang wäre beschäftigt gewesen.

Doch auch damit hatte die Ironie des Schicksals ihr Aeußerstes noch nicht geleistet. Das Aeußerste besteht darin, daß jeder Flickschneider der Revolution, der in Baden irgendwo hinter der Front herumgemeckert hat, mir hier in Amerika vorhält, ich habe an der badischen Revolution

nicht Theil genommen, ich sei nicht „bei der Armee" gewesen, ich habe nicht im „Kugelregen" gestanden, ja, ich habe mich nicht einmal für die badischen Dummköpfe und Verräther todtschießen, geschweige aufhängen lassen. Um das Unmögliche zu erleben, muß man teutscher Revolutionair sein.

Das Resultat aller meiner Bemühungen für die Revolution, aller ausgestandenen Mißhandlungen und aller Pilgerfahrten zu Wasser und zu Lande, war also, daß ich von den teutschen Herrn Revolutionairen, die mich vor 1848 als einen ihrer ersten Pioniere priesen, mit einem Botendienst nach Kusel beehrt wurde und dann mich hoffnungslos und pauver wie ein heimathloser Zigeuner in ein unsicheres Asyl wieder zurückziehen konnte!

Ich übergehe, wie ich mich in Genf durchschlagen mußte. Um aber großen Männern Unterricht in der Nationalökonomie zu geben, will ich die Kuriosität nicht unerwähnt lassen, daß ich mit einer Familie, die noch immer fünf Personen zählte, von monatlich 40 Franken ($8) existirt und dabei noch Wein getrunken habe, der freilich in der Schweiz spottwohlfeil ist. (In Galeers Hause hatte ich ein Paar Dachstübchen frei, so daß mir die Wohnung nichts kostete. Die Haushaltung war eine gemeinschaftliche und am Ende des Monats wurden die Kosten kopfweise berechnet.)

Doch was liegt an allen Miseren? Fand ich doch in Genf meinen Gustav wieder. Nachdem sein ehemaliger Vertheidiger und demnächstiger Büttel Brentano ihn in Karlsruhe wieder freigelassen, „wich er der Gewalt," wandte seinem geliebten „badischen Volke", dem er so sehr an's Herz gewachsen zu sein glaubte, unvermißt mitten in der Revolution den Rücken und suchte Zuflucht in der Pfalz,

wo er, als jeder halbblinde Mensch auf den Einmarsch der Preußen gefaßt sein mußte, mit der rührendsten Unschuld einer kindlichen Zuversicht abermals den „Deutschen Zuschauer“ (3te Auflage) herauszugeben begann. Doch wurde ihm das Zuschauen nur wenig Tage gegönnt, denn kaum hatte er in Neustadt a. d. Hardt die erste Nummer an's Licht befördert, so erschien trotz allem D'Esterschen Sturmläuten und trotz der Bürgerwehr von Kusel der preußische General Hirschfeld und jagte den Struveschen „Zuschauer“ nebst allen sonstigen Zuschauern und „guten Leuten“ aus dem Lande. Und so war denn Gustav, den unterdrückten „Zuschauer“ im Herzen, ebenfalls an den schönen Leman gekommen und miethete sich in meiner Nachbarschaft ein, so daß wir uns täglich trösten konnten. Natürlich sannen wir auf eine erneuerte Thätigkeit und dazu sollte eine revolutionaire periodische Schrift Gelegenheit geben, zu deren Gründern Mazzini, Galeer, Struve und ich gehörten. Wer die Redaktion übernehmen solle, danach brauchte gar nicht gefragt zu werden, denn es versteht sich, daß dazu Niemand mehr Beruf hatte, als Gustav. Und als man den Titel besprach, schlug Gustav abermals einen — „Zuschauer“ vor (4te Auflage. Die 5te erschien später in New York und vor der 6ten ist die Welt nicht sicher gewesen so lang er lebte.) Aber er fiel mit seiner Redaktion durch wie mit seinem Titel und die Schrift erschien, von dem, durch seine Bürgerqualität polizeilich gedeckten Galeer redigirt, unter dem von mir vorgeschlagenen Titel „Der Völkerbund“. Leider konnte wegen der polizeilichen Verfolgungen, der erhöhten Schwierigkeit der Verbreitung und des Geldmangels nur das erste Heft publizirt werden.

Die Sündfluth von Flüchtlingen, welche nach Unterdrückung der Revolution die Schweiz überschwemmte, erfüllte die edlen Republikaner und namentlich den Bundesrath mit neuer Betrübniß und Angst, pekuniairer sowohl wie politischer, und es währte nicht lang, so begann auf's Neue das Werk der landesüblichen republikanischen Hetzjagd. Man wählte zunächst eine Anzahl Personen aus, die man für die anstößigsten hielt, nannte sie „Führer" und verordnete, daß diese „Führer" die Schweiz in einer bestimmten Frist verlassen müßten aus dem triftigen Grunde, weil sie in ihr ein Asyl gesucht hatten. Um aber in der Ironie das Maximum zu leisten, rechnete man auch mich zu den „Führern". Ich, der ich in Baden nicht die Befugniß erhielt, einen kleinen Finger zu dirigiren; ich, der ich in der Pfalz die Mission erhielt, einen Pack verrückter Proklamationen nach Kusel zu tragen und dort den Klöppel der Kirchenglocke in Bewegung zu setzen, wurde vom Bundesrath zu Bern zu einem „Führer" der badisch-pfälzischen Revolution befördert, damit er sich einen neuen Vorwand schaffe, mich aus Europa zu vertreiben! Der alte Vorwand war nicht aufgegeben, aber er mußte wegen seiner Faulheit durch einen neuen aufgefrischt werden, der eben so faul war. Der Bundesrath verordnete demnach, daß ich

1, auf Grund des früheren Ausweisungsbeschlusses wegen der erlogenen „Werbungen" und

2, wegen der, zu diesem Verbrechen hinzugelogenen „Führerschaft"

die Schweiz verlassen müsse. So wie zwei Verneinungen eine Bejaung machen, so suchte der Bundesrath durch zwei Lügen eine Wahrheit zu schaffen.

So handelten Republikaner gegen einen Republikaner, der ihnen nichts Anderes zu Leide gethan, als daß er ihre Preßfreiheit zur Bekämpfung ihrer Feinde benutzt hatte. Ich sollte und mußte fort — das machte allen Verstand, alles Recht, alle Moral und alle Humanität stumm und todt. Und hätte man erlügen müssen, ich hätte dem Bundesrath Gift in die Suppe gemischt und die Eidgenossenschaft an den Kaiser von Marokko verhandelt — ich mußte fort. Fort müssen, weil ich ein inkurabler Republikaner und Despotenhasser war — so hieß im Grunde mein Urtheil und da man sich schämte, es in dieser Form auszusprechen, mußte ich zum „Werber" und „Führer" gestempelt werden. Wenn ich keinen andern Grund hätte, darüber empört zu sein, daß die Herren „Revolutionaire" mir jede Wirksamkeit grade da versagten, wo ich am Meisten hätte nützen können, so fände ich einen hinreichenden in dem Gewicht, das die Despoten und ihre Bedienten auf meine Fortschaffung aus Europa legten.

Man wird nun denken, das bisher berichtete Verfahren repräsentire das Maximum von Schlechtigkeit und Gewissenlosigkeit, deren eine republikanische Behörde gegen einen Republikaner fähig sei. Aber erst die Art der weitern Ausführung und die begleitenden Nebenumstände werden den Bundesrath auf der Stufe der höchsten Infamie und zugleich der tiefsten Erniedrigung zeigen, der Erniedrigung vor mir, dem wehrlosen Verfolgten.

Nachdem mir der doppelte Ausweisungsbeschluß als definitives Urtheil bekannt gemacht war, änderte ich vollständig meine bisherige Taktik. Man hatte erwartet, daß ich mich abermals weigern und den hohen Behörden abermals trotzen werde. Aber ich sah ein, daß dieß eine er=

folglose und falsche Politik geworden war. Ich erkannte die Unmöglichkeit, mich länger zu behaupten; auch konnte ich damit keinen revolutionairen Zweck mehr verbinden, da die Freiheitspartei überall niedergeworfen, nirgends mehr ein bestimmter Anhalt geboten und alle Hoffnung auf eine neue revolutionaire Erlösung einstweilen vollständig vernichtet war. Finanziell aber war ich so vollständig entblößt, daß ich bei längerem Verweilen gradezu hätte auf die Straße gehen müssen, wollte ich nicht dem eben so armen wie braven Galeer auf der Tasche liegen. Es galt jetzt, endlich „der Gewalt zu weichen", aber die Art dieses Weichens zu einer Niederlage und Erniedrigung für Diejenigen zu benutzen, welche die Gewalt in Händen hatten.

Als mir im Auftrag des Bundesraths die Genfer Behörde anzeigte, daß ich die Schweiz in einer gewissen Zeit zu verlassen habe, erklärte ich mich auf der Stelle vollständig bereit, Folge zu leisten. Man war sehr überrascht und erfreut darüber — auch Fazy zeigte wenig Lust, wegen meiner noch länger in Unannehmlichkeiten verwickelt zu werden — und berichtete meine Bereitwilligkeit nach Bern. Kurze Zeit darauf fragte man freundlich an, auf welchen Tag ich meine Abreise festgesetzt habe. Ich antwortete eben so freundlich, ich sei jeden Tag bereit und erwarte nur, daß der Bundesrath mich fortschaffen lasse.

Aber, hieß es, so sei es nicht gemeint. Man wolle nicht gewaltsam oder inhuman gegen mich verfahren, da ich freiwillig gehe; man wünsche nur zu wissen, wann ich mich zu entfernen gedenke.

Ich hielt mich dabei, Das komme bloß auf den Bundesrath an. Wenn ich reise, so reise ich nicht im eigenen In=

teresse und auf eignen Antrieb, sondern im Interesse und Auftrag der schweizerischen Behörde. Diese Behörde möge daher kurzweg über mich verfügen und die Art meiner Entfernung aus der Schweiz beliebig beschließen. Viel Umstände werde man nicht mit mir haben; meine Familie sei durch die vielen Hetzjagden nach allen Richtungen verstreut*) und es seien nur noch zwei Erwachsene mit einem Kinde übrig, die auf zwei Schubkarren Platz hätten. Ich erwarte jeden Tag die Schubkarren vorfahren zu sehen und sei vollständig resignirt, wie und wohin mich der Bundesräth schieben lasse.

Man war betroffen über diese sonderbare Art von Bereitwilligkeit. Aber was war dagegen zu sagen? Neue Anfrage in Bern. Nein, hieß es darauf, ich solle nicht auf diese Weise entfernt werden, man überlasse die Art und das Ziel der Reise gänzlich mir und wolle nur wissen, wann ich die Schweiz verlasse.

Ich kam immer wieder auf meine alte Bereitwilligkeit zurück, erklärte aber, daß weder Zeit, noch Art, noch Ziel meiner Reise in meiner Macht liege, indem ich von Mitteln vollständig entblößt sei. Deshalb wisse ich keine geeignetere und wohlfeilere Transportweise, als durch den Schub über eine beliebige Grenze.

Das war es eben, was die ehrenwerthen Herren vermeiden wollten. Einen Flüchtling, der auf rein erlogene Klagegründe in die weite Welt gejagt wird, nachdem man

*) Drei Geschwister meiner Frau, für die ich seit fünfzehn Jahren gesorgt, hatten unterdessen zu Verwandten vertheilt werden müssen, da es mir absolut unmöglich war, sie länger zu erhalten.

ihn früher schon so liebreich und ehrenhaft behandelt, einen Mann, dem nichts, auch rein gar nichts zur Last zu legen ist, als daß er die Presse einer Republik für die Propaganda republikanischer Grundsätze benutzt hat, einen solchen Mann auch noch wie einen gemeinen Vagabunden und Verbrecher nebst Familie auf den Schub zu bringen — dieses Skandal war doch zu groß selbst für den schweizerischen Bundesrath, zumal da er wußte, er habe es mit einem Verfolgten zu thun, der ihm nichts schenken werde.

Jetzt war guter Rath theuer. Es gab keinen andern Ausweg, als den finanziellen. Kurzum, der Bundesrath hatte nur die Wahl, mich entweder ganz einfach auf den Schub zu bringen, oder aber mich zu einer anständigen Reise pekuniair in Stand zu setzen, und das Letzte mußte ihm eben so empfindlich sein, wie ihm das Erste bedenklich war. Er mußte aber in den sauren Apfel beißen und faßte endlich den heroischen Entschluß, auf meine Entfernung aus der Schweiz 1200 Franken zu verwenden! Der Preis war für solchen Zweck allerdings billig genug, aber er war enorm für die finanzielle Zähigkeit einer „hohen Behörde" der Schweiz, welche sich damit von einer Konsequenz ihrer eigenen Schuld loskaufen mußte.

Doch auch mit dieser Demüthigung war ich noch nicht zufrieden. Als mir angezeigt wurde, daß das Geld für meine Reise bereit liege, hatte ich ein neues Bedenken. Ich erklärte, meine alte Bereitwilligkeit sei unverändert, aber vor der Abreise müsse ich eine Garantie für meine Sicherheit auf der Durchreise bis zur See verlangen, und da bestimmt worden, daß ich durch Frankreich reise, verlange ich eine schriftliche Bürgschaft, daß *Frankreich*,

welches ebenfalls meine Ausweisung verlangt hatte, mich nicht nach Teutschland ausliefern werde.

Man wird denken, die Beleidigung, die in solcher Zumuthung liegt, müsse entschieden zurückgewiesen worden sein. Was wird euch ein ehrlicher Mensch antworten, wenn ihr von ihm eine Verbürgung verlangt, daß er euch beim Passiren seines Hauses nicht berauben oder todtschlagen werde? Er wird euch fragen, woher ihr das Recht nehmt, ihn für einen Räuber oder Mörder zu halten und ihm sogar zuzumuthen, daß er sich selbst als des Raubes und Mordes fähig anerkennen solle? Genug, was kein ehrlicher Mensch gethan hätte oder thun würde, das that die schweizerische und französische Behörde. Meine Entfernung, und zwar ohne Skandal, war ihnen so viel werth, daß sie sie durch jede Erniedrigung zu erkaufen bereit waren. Sie gingen in ihrer Zuvorkommenheit so weit, daß an dem französischen Grenzort Bellegarde, wo das Gepäck der Reisenden sorgfältig untersucht wurde, die Zollbeamten angewiesen waren, meine Koffer unberührt und ungeöffnet passiren zu lassen. Diese Artigkeit habe ich übrigens durch den Verlust aller meiner Schriften und Manuskripte erkauft, die ich nicht in die Hände der Polizei wollte fallen lassen. Auf eine Durchsuchung meiner Koffer in Frankreich gefaßt, hatte ich jene Schriften Mazzini übergeben, der sie auf besonderem Wege mit seinen Drucksachen nach London befördern wollte. Seine Agenten aber gingen ungeschickt zu Werk und der Ballen wurde nebst meinen Schriften an der teutschen Grenze konfiszirt. Wo sie geblieben sind, habe ich nie erfahren.

Doch hier ist die schimpfliche Garantieerklärung der

schweizerisch=französischen Behörde, ein Dokument, das sicher einzig in seiner Art ist:

Berne, le 15. Septembre 1849.

Le Département de Justice et Police de la Confédération Suisse

declare

que Monsieur Charles Heinzen, refugié allemand, renvoyé de la Suisse par arrêté du conseil fédéral, en date du 16 Juillet 1849, peut, au moyen du passeport que je lui ai délivré aujourd'hui et de celui qu'il recevra de Mons. le Préfet du Département de L'Ain, traverser la France en toute sécurité, ainsi que sa famille, pourvu, bien entendu, qu'il suive l'itinéraire qui lui sera préscrit par l'autorité française.

Mr. Heinzen peut, entre outre, être certain que le gouvernement de la Rèpublique ni aucune autre autorité française ne le livrera ou extradera à aucun gouvernement ou fonctionaire allemand que ce soit.

Je garantis la présente declaration comme vraie et certaine, sous ma responsibilité officielle, parcequelle m'a été faite à reiterée fois par le Ministre de la Republique française près la confédération Suisse.

Le Conseiller fédéral,
Chef du Departement
H. Druey.

Ist Das nicht groß, daß im Jahre 1849 die französische Republik sich verpflichtete, einen durchreisenden teutschen

Republikaner und Flüchtling nicht den Despoten auszuliefern, den die schweizerische wegen erlogener Vergehen aus dem Lande trieb?

Ehe ich von Genf Abschied nehme — kein leichter Abschied —, muß ich zuvor berichten, wie es meinem Nachbar und Schicksalsgenossen Struve erging, der ebenfalls als „Führer“ aus der Schweiz mußte.

Auf Befehl aus Bern waren wir beide von der Genfer Polizeibehörde aufgefodert worden, zum Behuf der Ausfertigung unserer Pässe unser Signalement bis zu einer bestimmten Zeit aufnehmen zu lassen oder einzusenden. An dem Tage, wo diese Zeit verstrich, erschien vor meiner Wohnung ein Gefähr, aus dem zwei Herren stiegen, die nach mir fragten. Als sie heraufgekommen waren, gaben sie sich als Polizeibeamten zu erkennen, die sich nach meinem Signalement erkundigten. Ich ersuchte sie mit der größten Freundlichkeit, Platz zu nehmen, bot ihnen ein Glas Wein an, begann eine Unterredung mit ihnen und bat sie höflich um Entschuldigung, daß ich ihnen unnöthige Mühe verursacht habe, da ich eben im Begriff gewesen sei, mein Signalement selbst auf das Polizeiamt zu bringen. In der That hatte ich es schon auf dem Tische liegen und zeigte es ihnen. Denn ich sah keinen Zweck darin, einer Behörde, die sich mir gegenüber stets ehrenhaft benommen, auf anständige Auffoderung ein Signalement zu versagen, das sie ohnehin, wenn ich es ihr nicht gab, täglich von meiner leibhaftigen Person abnehmen konnte. Die beiden Beamten waren sehr angenehm überrascht, mich so bereitwillig zu finden, und verließen mich in der höflichsten Weise.

Ein Paarhundert Schritte von mir entfernt wohnte

Gustav Struve und das Gefähr mit den beiden Beamten hielt jetzt vor seiner Thüre. Als die Herren sich zu erkennen gegeben und sich über ihren Zweck erklärt hatten, richtete Gustav die Mähne der sittlichen Entrüstung empor und ließ seine Löwenstimme in donnernden Akkorden vernehmen. Die Polizisten wollten die Angelegenheit "amicalement", wie mit mir, in Ordnung bringen, aber Gustav wurde durch die Zumuthung einer polizeilichen Freundschaft nur um so mehr empört, hielt den Beamten eine vernichtende Strafpredigt und erklärte schließlich, er „weiche nur der Gewalt".

Die Beamten wichen vor ihm und banden ihr Gefähr ganz ruhig an einer benachbarten Weinkneipe an, worin sie sich auf die Lauer setzten. Kurze Zeit nachher kam Struve nebst Gemalinn ganz gemüthlich herabgestiegen, um die Familie Heinzen zu besuchen und ihr zu erzählen, was ihm begegnet war. Kaum aber hatte er die Weinkneipe erreicht, so stürzten die Polizeibeamten heraus, ergriffen ihn "amicalement" bei den obern Extremitäten und setzten den der Gewalt Weichenden in ihr Gefähr. Obschon seine Gemalinn im leichten Anzug und nur mit einem Gartenhut bedeckt war, wollte sie, wie sich von selbst versteht, ihren Gatten nicht allein seinem Schicksal überlassen und stieg ebenfalls ein. Dann ging's im schnellsten Trabe davon dem Kanton Waadt zu, wo beide sollten abgesetzt werden. Dort langte man gegen Abend an; allein die Grenzpolizei weigerte sich, die fremden Gäste, die keine Pässe hatten, hereinzulassen und sie wurden nach Genf zurück auf die Polizei gebracht. Gustav Struve und James Fazy standen jetzt einander gegenüber, der der Gewalt Gewichene dem die Gewalt Dirigirenden.

Es entstand ein heftiger Wortwechsel, indem James Gustav beschuldigte, er sei ein russischer Spion. „Sagen Sie Das als Magistrat, oder als Privatperson?“ fragte Gustav bedeutungsvoll. Als Beides zugleich, antwortete James. Und damit befahl Fazy abermals, vorzufahren und Struve nebst Gemalinn abermals nach dem Kanton Waadt zu bringen, wo sie in später Nacht ankamen und in der kalten Morgenluft stundenlang obdachlos auf der Chaussee umherwandeln und den schönen See bewundern mußten.

Kein Mensch wird dieß brutale Benehmen der Polizei entschuldigen, aber es wird auch kein Mensch bezweifeln, daß Gustav es vermieden hätte, wenn er nicht so sehr darauf versessen gewesen wäre, „der Gewalt zu weichen“ und am unpassenden Ort Gesinnungstüchtigkeit und sittliche Entrüstung zu leisten.

Am Tag meiner Abreise (gegen Ende Septembers) übergab mir Fazy 600 Franken mit dem Bedeuten, daß ich die übrigen 600 von dem schweizerischen Konsul in Havre erhalten werde. Mein Paß dirigirte mich nach Bourgh im Departement de l'Ain, wo mir der Präfekt einen französischen Paß geben sollte. Der Mann schien ein Pfiffikus zu sein und suchte mich über allerlei Dinge auszuforschen. Es versteht sich, daß ich ihm bereitwillig zu Dienst stand und zwar mit der unbefangensten Treuherzigkeit. Ueberhaupt gibt es kein sichereres Mittel, pfiffige Leute hinter das Licht zu führen, als die Kunst, sich dumm zu stellen. Genug, der Herr Präfekt war mit mir zufrieden und stellte meine Reiseroute fest. Dabei galt als Hauptregel, daß ich alle große Städte vermeiden mußte und vor allen Dingen nicht nach Paris kommen durfte. So führte mich

denn die Reise in einem großen Bogen durch Frankreich nach Havre und dauerte 8 Tage, während ich sie sonst in 3 Tagen hätte abmachen können. Es versteht sich, daß sie sehr kostspielig war, denn, von dem Umweg ganz abgesehen, da ich nur kleine Orte berühren durfte, wohin keine regelmäßige Verbindung führte, war ich oft genöthigt, besonderes Gefähr zu nehmen, oder Tage lang auf Reisegelegenheit zu warten. Uebrigens ließ ich mich durch die erhaltene Verwarnung nicht abhalten, die vorgeschriebene Route theilweise zu verlassen und über Orleans nach Versailles zu gehen, um meiner Frau doch einiges Interessante von Frankreich zeigen zu können. Nach Paris durfte ich mich nicht wagen, da ich dort bekannt war und der Polizei sofort aufgefallen wäre.

Als ich in Havre anlangte, war durch die achttägige Reise mein Geld bis auf wenige Franken aufgezehrt. Ich würde sonst der Schweiz ihre übrigen 600 Franken gern gelassen haben. Da ich aber nicht weiter konnte, verfügte ich mich zum schweizerischen Konsul und nahm die angewiesene Hülfe für die Weiterreise in Anspruch. „Ich bin," sprach der Konsul, „vom Bundesrath beauftragt, Ihre Ueberfahrt zu bezahlen und Ihnen dann den etwaigen Rest des Geldes einzuhändigen, wenn Sie im Schiff sind."

Sehr gütig, erwiderte ich, aber der Bundesrath braucht nicht zu fürchten, daß ich wieder umkehre, wenn er mich nicht in das Schiff geleiten läßt. Ueberdieß könnte ich ja auch von London aus so gut umkehren wie von Havre aus.

„Von London? Ich bin angewiesen, Ihre Passage nach A m e r i k a zu bezahlen!"

Nach Amerika? fragte ich empört. Der Bundesrath

erfrecht sich, mich nach Amerika deportiren zu wollen? War es nicht schändlich genug, daß er mich ohne allen gerechten Grund aus dem Lande trieb und mich wie einen Verbrecher auf einer vorgeschriebenen Route durch Frankreich transportiren ließ? Er maßt sich also auch an, über meine Person und mein Schicksal noch da zu verfügen, wo seine Polizei ein Ende hat? Wer gibt dem Bundesrath ein Recht und wer gibt ihm die Macht, mir in Havre vorzuschreiben, wohin ich mich vor seiner Infamie zurückziehen soll?

Der Konsul war überrascht und betroffen, berief sich aber auf die erhaltene Ordre und behauptete nicht anders handeln zu können.

Nun, erwiderte ich, meine Lage ist sehr klar und was ich zu thun habe sehr einfach. Der Bundesrath hat mich mit Gewalt entfernt und genöthigt, in seinem Interesse eine Reise nach Havre zu machen. Ich habe mich ohne Widerstreben gefügt, so weit seine Gewalt und das ihm von Frankreich zugestandene Recht reicht. Hier hat sein Recht ein Ende, aber nicht seine Verantwortlichkeit. Er ist verantwortlich und verpflichtet, mich von hier aus zur Reise nach einem Bestimmungsort in Stand zu setzen, den ich wähle, da derselbe durch keine Vereinbarung mit mir festgesetzt worden ist. Mein Bestimmungsort ist London, nicht New York, und so lang der Bundesrath mich nicht in Stand setzt, nach London zu gehen, logire ich auf seine Rechnung hier im Gasthof und werde, um mich nach jeder Seite zu wahren, die Behörden wie das Publikum von meiner Lage in Kenntniß setzen.

Der Konsul ersuchte mich, wieder vorzusprechen, er wolle sich die Sache überlegen.

Als ich wieder kam und alle seine Gegengründe keine Wirkung thaten, erklärte er endlich, er wolle auf seine persönliche Verantwortlichkeit mir einen Theil des Geldes auszahlen, nämlich 200 Franken. Ich sagte ihm, daß ich in Genf, zu übereilter Abreise gedrängt, meine Effekten, Bücher u. s. w., die immerhin einige hundert Franken werth waren, für ein Paar Franken geradezu habe wegwerfen müssen, also schon als billige Entschädigung das für mich ausgesetzte Geld zu fodern ein Recht habe. Doch wolle ich vom Bundesrath lieber beraubt sein, als von ihm etwas geschenkt haben, und deshalb begnüge ich mich mit dem bloßen Reisegeld nach London. So erhielt ich denn 200 Franken ($40), womit ich meine Rechnung im Gasthof zu bezahlen, die Passage für drei Personen zu bestreiten und dann meine Existenz in der schrecklichen Stadt London zu begründen hatte.

Hat man je von einem schändlicheren Verfahren gehört, als das vom schweizerischen Bundesrath gegen mich eingeschlagene war? Mit keiner Sylbe war mir in der Schweiz gesagt worden, daß man mich nach Amerika schaffen wolle. Die perfiden Oberlandjäger, den „radikalen" Druey an der Spitze, hatten sich ausgedacht, wenn sie mich erst in Havre hätten und ich von allen Mitteln entblößt sei, würde mir nichts Andres übrig bleiben, als, mich nach Amerika schaffen zu lassen. Deshalb erhielt ich in Genf nur die Hälfte des Reisegeldes. Und welche Generosität, für meine Deportation nach Amerika 600 Franken auszusetzen! Sie reichten gerade aus für drei Plätze im unteren Deck, worin man Bettler und Irländer hinüberschafft. „Und den Rest", hatte der Konsul gesagt, „soll ich Ihnen auszahlen, wenn Sie im Schiff sind". Es gibt doch überall

noch edle Menschen in der Welt! Und ich fühlte das Bedürfniß, mich vor dem Verdacht zu schützen, daß ich dieß nicht anzuerkennen wisse. Deshalb ersuchte ich den Konsul, mich die Quittung zu Hause schreiben zu lassen und das Geld dann abholen zu dürfen. Ich ging in den Gasthof und schrieb dem Bundesrath eine Quittung, die einen ganzen Bogen füllte, über alle die Wohlthaten und Gunstbezeugungen, für die ich ihm zu danken hatte. Ich bedaure, keine Abschrift davon gemacht zu haben, denn ich weiß, der schweizerische Finanzminister hat nie eine pikantere Quittung zu Gesicht bekommen.

VIII.

Die großen Männer der Paulskirche.

Des Vaters Esel suchte Saul
Und fand dafür ein großes Reich,
Das ihn zum Oberherrn gemacht;
Doch in der Kirche von St. Paul
Da suchte man sofort das „Reich“
Und hat nur Esel aufgebracht.

Indem ich mit den Erlebnissen des Jahres 1849 abschließe, würde ich mich einer unverzeihlichen Unterlassungssünde schuldig machen, wollte ich die größten Männer dieses Zeitabschnittes mit Stillschweigen übergehen.

Die Paulskirche zu Frankfurt soll früher ein Hauptquartier der Barfüßler oder Bettelmönche gewesen sein. Wie es scheint, haben ihr diesen Charakter auch die politischen Bettelmönche zu bewahren gesucht, welche berufen waren, dort im Jahr 1848 und 49 die Freiheit des teutschen Volkes gegen die Fürsten zu sichern, und diese Aufgabe dadurch zu lösen suchten, daß sie, unter fürstlicher Protektion mit den Almosen einer zeitweiligen Schwatzfreiheit beglückt, zuletzt an einem Thron um Annahme ihrer papierenen Kaiserkrone bettelten und dafür mit einem Allerhöchsten Fußtritt auf die Wanderschaft geschickt

wurden. Sie wanderten zuerst als Torso-Männer nach Stuttgart und nachdem sie dort eine Zeit lang, statt vorher Trumpf zu spielen, Rumpf gespielt, kamen sie als Flüchtlinge mit den Opfern des Verräthers Brentano, den „die Kerle aus Frankfurt" hatten zum Minister machen wollen, nach der Schweiz. Später wurden sie auch aus dieser vertrieben, nachdem sie früher gegen Amnestirung der flüchtigen Republikaner gestimmt hatten. Ich lernte einige derselben in Genf kennen, wo sie die sonst so hoch getragene Nase bedeutend senkten und einen bescheideneren Ton anstimmten, als in Frankfurt. „Wir müssen wieder anfangen zu schreiben", meinte der Dr. Jakobi, der in Frankfurt auch keine glänzende Rolle gespielt hat. „Freilich", erwiederte ich, „sorgen Sie nur für Federn und Papier, am Schreibeu werde ich es nicht fehlen lassen". Sie schrieben aber so wenig, wie sie für Federn und Papier sorgten. Der Einzige, der sich durch Schreiben bemerkbar zu machen suchte, war Herr Simon von Trier, der in Frankfurt einer ihrer Hauptrepräsentanten durch die Zunge gewesen war, wie er es im Auslande durch die Feder zu werden suchte. Das Buch, worin dieser Herr seine und seiner Kollegen Heldenthaten schildert, ist charakteristisch für die ganze Sippschaft und eine kurze Besprechung desselben ist ein geeignetes Mittel, den Geist anschaulich zu machen, von welchem diese teutschen Charaktermänner und Freiheitsretter beseelt waren. Es mag dadurch zugleich ein Spiegel ihren Nachfolgern, den „nationalliberalen" Bettelmönchen, vorgehalten werden, welche eine in demselben Maße verschlechterte Ausgabe ihrer Vorgänger bilden, in welchem das Bismark'sche „Reich" schlechter ist, als das in Frankfurt geplante war.

Der „große Mann", der durch den Zufall begünstigender Umstände momentan zu einer Stellung und Namennennung gelangte, welche ihm seine Natur und sein Verdienst nie verschafft hätte, zeichnet sich vor allen Dingen dadurch aus, daß er die Differenz zwischen seiner Würdigkeit und seinem Glück, seiner persönlichen Bedeutung und seiner äußeren Stellung nicht erkennt. Eben so wenig erkennt er die Nachsicht Derer, welche sich im Interesse der allgemeinen Sache zeitweise die Selbstverleugnung auferlegt haben, den Sohn eines glücklichen Zufalls seiner Stellung wegen als erhofften Vermittler von Prinzipien zu schonen, die durch keinen Zufall gegeben werden können, indem sie sich dem Glauben überließen, er werde sich dieser Schonung durch aufrichtigen und bescheidenen Eifer zur Erreichung eines entschiedeneren Standpunktes würdig machen. Der große Mann nimt in seiner Ueberhebung die Schonung für Huldigung, er erwartet sogar in der Selbstvergessenheit seines Dünkels Schülerehrfurcht von Denen, bei welchen er erst in die Schule gehen sollte, und zwingt zuletzt Diejenigen, offen seine Feinde zu werden, deren Freundschaft zu verdienen sein Hochmuth für überflüssig hielt. Selbst seine dummsten Streiche bringen ihn nicht zur Besinnung über seine Unfähigkeit und er fühlt sich fortwährend um so mehr zu Allem berufen, je weniger Beruf er bei entscheidenden Gelegenheiten bewiesen hat. Er glaubt über Diejenigen hinaus zu sein, die bloß die Gefälligkeit hatten, zu warten, bis er sie eingeholt habe, und da er dieß nicht konnte oder wollte, verlangt er gar von ihnen, daß sie zu seinem Standpunkt umkehren, um von dort ihre Existenz zu datiren. Sie thun es natürlich nicht und werfen ihn, wohin er gehört, in die

Rumpelkammer. Solchergestalt wieder auf sich selbst reduzirt und ebenso wenig im Stande, durch eigene Kraft seine so leicht gewonnene Stellung zu behaupten, wie gewillt, bescheiden sich mit der früheren zu begnügen, zehrt er als verkannte Größe von einem hohlen Namen, dessen Vergangenheit eine Blamage war und dessen Zukunft ein Nichts ist, ausgefüllt mit unsterblicher Prätension.

Weß Geistes Kinder die meisten Mitglieder des Frankfurter Parlaments — ich rede nur von der Opposition — eigentlich waren, haben sie am Besten gezeigt, nachdem die Parlamentskomödie zu Ende war. Was ein Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten, sagt das Sprichwort, und wer ein Mann der Revolution ist, zeigt es nicht erst, wenn ein Zugwind der Zeit ihn auf eine revolutionaire Höhe trägt, die er mit seinen Beinen nie versucht hatte zu ersteigen. Auf die Leute des plötzlichen Erstehens ist nie etwas zu geben und eine Eiche wächs't nicht wie ein Pilz. Die meisten der Frankfurter Oppositionsmitglieder kamen zu ihrer Stellung über Nacht, ohne zu wissen wie, und sie waren in wenig Tagen politisch ausgewachsen. Nachdem sie aber einmal in Frankfurt gewesen und in den Zeitungen genannt worden waren, konnten sie trotz allen ihren Blamagen die schönen Tage des Schwätzens vor besetzten Gallerien und des politischen Studententhums in den Klub-Kneipen nicht vergessen und sie haben sich einen förmlichen Korpsgeist der blamirten Nichtigkeit angeeignet, der die Prätension hatte, die revolutionaire Aristokratie des Exils darzustellen. Die Verständigeren unter ihnen haben sich entweder frühzeitig vom Parlament losgesagt, oder nach dessen Vernichtung den parlamentarischen Rock beschämt in die Ecke geworfen. Der Haupttheil aber schwelgte

noch fortwährend in den Erinnerungen an die blamagenreiche Zeit, wo man mit einem Blick nach den Schönen in der Gallerie die Freiheit erobert zu haben glaubte und wo man später Märtyrer wurde, wenn man mit offenen Augen in das offen vor aller Welt gegrabene Loch der Reaktion rannte. Wer sich dabei die Nase geschunden, blickte dann verwundert nach Oben und fragte den Schöpfer, wie er solche Ungerechtigkeit könne geschehen lassen; dann wandte er als besiegter Held und Märtyrer dem „theuren Vaterlande" den Rücken und verlangte von Denen, die ihm seit Jahr und Tag vergebens das Loch gezeigt, noch obendrein, sie sollten ihn für einen Ausbund von Weisheit, einen geborenen Revolutionair und einen Wegweiser der Zukunft halten. Es geht nicht, meine Herren. Der Verstand kann vor der Thorheit nicht Buße thun. Konnten die Herren den republikanischen Rath nicht gebrauchen, so müssen sie sich mit der republikanischen Kritik begnügen.

Vor mir liegt ein Buch mit dem Titel „Aus dem Exil. Von Ludwig Simon. 2 Bände." Ein schreckliches Buch, aber doch zugleich ein amüsantes. Dieser Herr Simon scheint von Natur ein ganz guter Mensch mit einer idyllischen Konstitution zu sein, der ohne Zweifel bei einer Bowle Maitrank, mit Moselwein angesetzt, viel provinzielle Gemüthlichkeit entwickelt und im „Waldesdunkel" und auf „Wiesengrün" mit einer germanischen Schönen sehr sentimentale und familienväterliche Szenen aufgeführt haben würde, wenn nicht die Revolution ihm den Spaß verdorben und ihn zum großen Mann gemacht hätte. Jetzt scheint er sogar zum Liebhaber verdorben zu sein, denn die Prätension verwandelt auch den Sentimen-

talen in einen Gourmand oder Blasirten a la Moritz Hartmann und überdieß würde er seiner Liebsten nur von der Paulskirche erzählen und das würde selbst keine teutsche Predigerstochter aushalten.

Herr Simon — das sieht man ihm an, denn er steht sogar mit der teutschen Muttersprache auf gespanntem Fuß — würde ohne die Paulskirche nie zu dem Glauben gekommen sein, er müsse auch einen Ehrenplatz in der Literatur einnehmen. Jetzt überrascht er die Welt mit zwei dicken Bänden zugleich. Er hat das Bewußtsein, ein Mann der Paulskirche müsse nicht bloß ein Universalgenie, sondern die Welt müsse auch auf Alles versessen sein, was einem großen Manne dieses Ordens je begegnet. Wann ihn ein Floh gestochen und wo er an einer Blume gerochen, sogar wann er an „Obstruktionen“ gelitten und wo er ein „Klistier“ bekommen, wann er sich gebadet und wo er spazieren gegangen, wann er gerührt gewesen und wo er „Sauerkraut“ gegessen, wann Freund Löwe „behaglich“ bei der Cigarre war und wo Freund „Heinrich“ ihm (Ludwigen) einen Alpenstock schenkte, das wird mit einer Göthe'schen Umständlichkeit, einer Naivetät der Bedeutsamkeit und einer welthistorischen Individualitätsberäucherung erzählt, daß man meinen sollte, ganz Europa habe Ludwigen von Trier, Mitglied der Paulskirche zu Frankfurt, und „die Freunde“ faserweise pränumerando mit Beschlag belegt.

Daß alle Schwätzerei in Frankfurt eitel Komödie sei, wenn man die Fürsten im Besitz der Kassen und im Kommando der Armeen lasse; daß ein teutsches „Reich“ mit einem Kaiser oben und Fürsten unten nicht bloß eine mittelalterliche Schöpfung, sondern auch ein unmöglicher

Nonsens sei; daß weder die Kaiserkandidaten noch die Reichsvasallen ihre Frankfurter Schöpfer zu Endbeschlüssen kommen lassen, sondern sie zum Teufel jagen würden — alles Das haben wirkliche Revolutionaire, haben die Republikaner und „Radikalen" den Schönrednern der Paulskirche bei jeder Gelegenheit vorausgesagt und sie bedurften zu dieser Prophezeiung nur ein wenig Menschenverstand und Ehrlichkeit. Die Herren waren aber in ihrer beklatschten Weisheit hoch erhaben über den Rath der „Schreihälse", der „Revolutionaire von Profession", und als die Frankfurter Komödie der großen Männer von Profession zu Ende war, suchten sie in Stuttgart, um einiger Maßen den Schein zu retten, mit möglichst wenig qualitativer Differenz den Schlußakt hinzuzufügen. Einzelne von Denen, welche nach Stuttgart gingen, mögen den gutmüthigen Glauben genährt haben, daß sich dort noch etwas am „Reiche" flicken lasse, obschon das „Reich" ohne den verfassungsmäßigen Kaiser eine Unmöglichkeit und dieser Kaiser in Stuttgart noch weniger zu haben war, als in Frankfurt und Berlin; aber die Pfiffigeren haben sicher nichts Anderes im Auge gehabt, als, mit möglichst wenig Gefahr und mit einiger Wahrung des äußern Anstandes in einer erzwungenen oder ersterbenden Auflösung das Ende ihrer glorreichen Thätigkeit zu finden.

Hatten die Herren wirklich den Willen, noch etwas für die Revolution zu thun, wollten sie sich wirklich, wie Herr Simon sagt, „den Boden dieser sündig-schönen Erde nicht unter den Füßen wegziehen lassen", so mußten sie von Frankfurt nach Mannheim gehen, wo sie keine „Reitbahn zum Zufluchtsort" zu nehmen brauchten, sondern sich auf eine Armee von 20—30,000 Mann stützen konnten; dort

mußten sie das „Reich“ als abgethan, die Fürsten für Volksfeinde und Hochverräther erklären, die Republik proklamiren und das ganze teutsche Volk unter die Waffen rufen. Dann war noch Hoffnung vorhanden. Wer auf Stuttgart Hoffnungen setzen konnte, thut seines Verstandes wegen wohl, zu verleugnen, daß er dort gewesen.

Das thun aber unsere großen Männer nicht. Stuttgart bietet gerade den Glanzpunkt ihrer Geschichte dar. Dort „tagten“ die „Reichsregenten“ ohne „Reich“ und dort, dachten sie, ist das Ende des Fadens zurückgeblieben, an den sie, wenn wieder eine Revolution vom Himmel geregnet wäre, den Reichsfaden auf's Neue hätten anknüpfen können.

Erst machten sie das teutsche Land zum „Reich“,
Doch hat sich kein „Regent“ dazu gefunden,
Dann hatten fünf „Regenten“ sie zugleich,
Jedoch das „Reich“ — war unterdeß verschwunden.
Das „Reich“ war ihrer Hand entglitten,
Sie selber wurden — „weggeritten“.

Ueber die Schluß- oder Wegreitungsszene in Stuttgart berichtet Herr Simon mit großer Befriedigung wie folgt:

„Gegen Mittag setzte sich unser Zug nach dem Sitzungslokale in Bewegung. An der Spitze ging der rüstige Präsident Löwe, zwei würdige Greise hatten ihn in ihre Mitte genommen, Ludwig Uhland und Albert Schott, der Erstere Freund, der Letztere Schwiegervater des Ministers, auf dessen Befehl jetzt bewaffnete Macht uns den Eingang verwehrte. Ich ging, Arm in Arm mit Moritz Hartmann, unter den

Ersten hinter dem Präsidenten, bin also ein geeigneter Zeuge der folgenden Vorgänge. In der Nähe unseres Lokales angelangt, fanden wir den Zugang durch eine Front Infanterie abgesperrt, dahinter zu Pferde den General Miller nebst anderen Offizieren und den Regierungskommissair Camerer. Dieser Letztere trat hervor und foderte uns im Namen des Gesetzes auf, uns zurückzuziehen. Löwe aber schritt vorwärts und verlangte mit fester klangvoller Stimme: „Raum für die deutsche Nationalversammlung!" — Darauf Tambour und „Fällt's Bajonett!" d. h. die Soldaten sollten das Bajonett fällen, aber sie thaten's nicht, oder doch nur halb, kurz, es war ihnen gar nicht recht um's Herz. Ich habe ihnen von Angesicht zu Angesicht in die Augen geblickt, während der Zug vorwärts drängte; sie schauten durchweg gar nicht feindlich drein und verriethen gar keine Lust, uns ein Leid zuzufügen. Wir wären sicher in unser Lokal gelangt, wäre nicht, auf gegebenen Befehl, ein, in einer Seitenstraße aufgestelltes Cavallerie-Detachement nun herangesprengt, um uns hinwegzureiten. Selbst diese Aktion wurde nicht mit soldatischem Eifer ausgeführt, und vergeblich bemühte sich ein Unteroffizier, die Leute zu energischerem Trabe anzufeuern. Günther, Blum's Schwager, riß die Brust auf, daß die Knöpfe davon fuhren, und rief: „Stecht zu!" — aber Niemand wollte zustechen. Doch wurde der Eine und Andere zu Boden und der ganze Zug allmälig hinweggeritten."

Merkwürdig! Man riß die Brust auf, daß die Knöpfe davon fuhren. Als ob man, wenn die Soldaten wirklich stechen wollen und sollen, erst die Brust aufzureißen brauchte. Es wäre besser gewesen, wenn die Herren bei

Zeiten die Augen aufgerissen, dann hätten sie die „Knöpfe" sparen können und wären nicht „hinweggeritten" worden.

Nachdem der Parlamentsrumpf hinweggeritten war trotz den davongefahrenen Knöpfen, fuhren einzelne Glieder des Rumpfes davon nach Baden und sie waren sogar — man denke sich! — stolz genug, das ihnen vom König von Württemberg aus Höchstdessen „Schatulle" allergnädigst angebotene Reisegeld auszuschlagen. Das erwähnt Herr Simon als eine Charakterthat! Jetzt endlich kamen sie der hergestellten Gleichheit wegen nach Baden, das unterdessen ebenfalls zum Rumpf geworden war. Und in Baden wollten sie immer noch den fabelhaften teutschen Kaiser embrassiren, denn sie wollten immer noch die „Reichsverfassung" und die war doch nicht möglich ohne das „Reich" und das „Reich" war doch nicht möglich ohne den Reichskaiser. Aber die Königlichen, die Königlich-Preußischen wollten nun einmal den Reichskaiserlichen selbst in der frommen Stadt Freiburg das Vergnügen nicht gönnen, für Reich und Kaiser zu schwärmen, und so wurden sie denn endlich nothgedrungen, wenigstens geographisch, Republikaner, indem sie den Boden der schweizerischen Republik betraten. Es ist höchst lächerlich, wenn Herr Simon seinen Republikanismus durch die Ausrede zu wahren sucht, er habe nicht, wie Herr Löwe u. s. w., für den Kaiser *gestimmt*. Er hat für ihn *gehandelt*, indem er die Reichsverfassung, die ohne Kaiser nicht denkbar war, bis zum Ende wollte durchführen helfen.

Nachdem, vom theuren Vaterlande scheidend, unser idyllischer Schönredner noch für eine „von Uhland verewigte Ulme" geschwärmt, um seinem Tyrannenhaß Luft

zu machen, stürzt er sich, von vierzehnmonatlicher Anstrengung für das „Reich" erschöpft, aus Baden in das Thurgauer Bad „Horn" am Bodensee.

Mit dem Uebertritt von Baden nach der Schweiz ist die Komödie zu Ende und die Idylle beginnt:

„Wir schwammen täglich mehrmals weit in den See hinein; ach, die Kühle that so wohl nach vierzehnmonatlichem Brande! Wir suchten die schattigsten Stellen im Walde auf, und ich flocht Kränze, wie hübsche Mädchen in friedlicheren Zeiten es mich gelehrt hatten. Brachten wir diese dann mit nach Hause, so wunderte sich ein Theil der Gäste über diese idyllischen Anwandlungen so blutgieriger Menschen, während Andere verwelkte Stücke davon in Bücher legten und mit fortnahmen."

Horrible! Mit zitternder Freude werden die teutschen Fürsten beim Lesen dieser Stelle erkennen, welcher Gefahr sie entgangen, indem sie noch zur rechten Zeit diese „blutgierigen Menschen" mit den mädchenhaften Blumenkränzen „hinwegreiten" ließen. Hätten diese Reichsregenten gesiegt, sie würden alle Fürsten an Blumenkränzen aufgehängt haben.

In dem blumenreichen Bad „Horn" würde man allenfalls das verlorene „Reich" haben verschmerzen können, wenn die „hübschen Mädchen" oder Frauen Gesellschaft geleistet hätten, denn die Herrn vom „Reich" liebten außer dem Kaiser auch ihre Huldinnen. Bald erzählt uns der treffliche Simon, wie der würdige Löwe von Calbe, bald, wie Herr Becher, bald, wie er selbst einen Eindruck gemacht, oder sanft und tief von Liebe durchdrungen ist. Aber dieser poetischen Disposition trit ein sehr prosai-

sches Hinderniß entgegen, das sich noch vom „Reich" herdatirt:

„Vor unserem Abgang nach Stuttgart hatte Löwe sich um Anweisung des üblichen Monatsbetrags für die Bureaubedürfnisse der Nationalversammlung an den letzten Reichsfinanzminister gewendet: „Anständige Feindschaft in Ehren, aber Sie werden uns doch wohl nicht aushungern wollen!„ Und Herr Merk war anständig genug, die Anweisung anzufertigen. Als aber das Geld flüssig gemacht werden sollte, hatten sich wieder andere Einflüsse geltend gemacht; Rothschild hatte bereits Gegenordre erhalten."

Also der fühllose Rothschild gönnte den blumenbekränzten Blutmenschen nicht einmal das Glück im Bad „Horn" und hielt ihnen die Moneten, die „Bureaubedürfnisse" des Unterleibs zur Verhütung des „Aushungerns" zurück. Dafür soll er büßen. Wenn das „Reich" wiederkehrt, werden wir darauf antragen, daß Rothschild alle rückständigen „Bedürfnisse" aus seinem Beutel nachzahle, mit Zinsen. Der Unmensch!

Die „Ulme", die „Blumenkränze", das „Baden", die „Liebsten" und — „Bureaubedürfnisse" — das waren also die Hauptgegenstände, womit der frische, racheschnaubende Grimm dieser eben aus dem „Reich" vertriebenen „Blutmenschen" sich zunächst beschäftigte.

Herr Simon kommt nach einigem Umherreisen nach Zürich. Dort sieht er republikanisches Militair marschiren und das begeistert ihn sogar für das Mordhandwerk an sich. Er verlangt bloß, daß der Soldat an Das glaubt, wofür er mordet, und dann verzeiht er sogar dem royalistischen Mordknecht.

„Ja, das Herz macht den Mann. Das müssen wir im Royalisten anerkennen, wie im Republikaner. Wird's uns auch sauer, wir können nicht anders. Dafür aber dürfen wir unsere Bedingungen um so strenger stellen. Seine Ueberzeugung sei eine aufrichtige, volle, ungetheilte; er liebe seinen König und was dieser ihm vertritt, in Wahrheit und aus Seelengrund; er liebe ihn mehr, als seine Braut; er liebe ihn, wie wir die Freiheit lieben und unser politisches Ideal! — Liebt er ihn nicht so, dann erkennen wir ihn nicht als ebenbürtig an, so können wir ihn verurtheilen. Verurtheilen? — Wozu? Dazu, daß er nicht mehr Freudigkeit und auch nicht mehr K r a f t in seinen Beruf mitbringe, als aus einer gespaltenen und zweifelzerfressenen Seele zu entspringen vermag. Wollten wir ihn zu Weiterem verurtheilen, so kämen wir wegen der Vollstreckung in Verlegenheit."

Also Herr Simon kann sich sogar mit dem Kosacken versöhnen, wenn er nur ein ganzer Kosack ist. Der Bandit sei ein ganzer Bandit, er sei es von „Herzen", er liebe das Banditenthum „mehr als seine Braut" und Herr Simon erkennt ihn als ebenbürtig an. Wahrscheinlich waren die Reiter, die ihn in Stuttgart „hinweggeritten", ganze Reiter, deshalb hat er sich so schnell mit ihnen versöhnt und im Bad „Horn" Blumenkränze gewunden. Und solche Schwachköpfe, solche Gefühlsduseler, solche Konfusionarien der patriotischen Romantik, solche Pappcharaktere hat das Volk zu seinen Rettern bestellt und sie geberden sich sogar als „Republikaner"!

Die Fürsten müssen mit einer wahren Wollust diese parlamentarischen Blamagen gelesen haben. Daß Herr

Simon zum Tode verurtheilt worden, war bloß Wurst wider Wurst, Komödie wider Komödie.

In der Weise, wie Herr Simon das Soldatenthum acceptirt, liegt ein Zug des Servilismus ausgesprochen, der einen Schimmer gemeinster Niedertracht hat. Demselben Zuge begegnen wir in seiner Vertheidigung der Schweizer Behörden wegen ihrer Hetzjagden gegen die Flüchtlinge. Sein „republikanischer" Begriff versteigt sich nicht höher als zu der Ansicht, daß das Asylrecht (die Schweizer selbst nennen es ein Recht) ein willkürlicher Ausfluß der „Großmuth" und „Humanität", ein Almosen republikanischer Gnade sei. Daß die Republik sich selbst erniedrigt, beschimpft und verräth, wenn sie die Bekämpfer ihrer Feinde verfolgt, fällt dem „Republikaner" nicht ein; daß sie nur dann auf einem würdigen und sichern Boden steht, wenn sie strafrechtlich die Flüchtlinge ihren Bürgern gleichstellt, kann der Jurist nicht begreifen. Alles, was Flüchtlinge nicht thun dürfen, ohne das Asyl zu mißbrauchen, dürften die Schweizer selbst ebenfalls nicht, z. B. feindliche Unternehmungen gegen das Ausland einleiten u. s. w.; was aber die Schweizer dürfen, z. B. durch die Presse wirken, können ja die Flüchtlinge durch sie oder unter ihrem Namen vollbringen lassen, mithin ist es nicht einmal möglich, sie durch Ausnahmsjustiz geistig todt zu machen, was Herr Simon der Polizei als ein Recht konzediren will. In Amerika macht man in dieser Beziehung keinen Unterschied und die Schweiz braucht ihn ebenfalls nicht zu machen, wenn sie wagt, was sie kann, und die Behauptung ihrer Würde höher stellt, als das ungestörte Einvernehmen mit ihren Feinden. Die Schweiz beschimpft ihre eigenen Institutionen, wenn sie, was durch

dieselben erlaubt und garantirt ist, den Despoten zu lieb als ein Unrecht behandelt. Verklagt die Flüchtlinge vor unsern Gerichten — das ist die einzige Antwort, welche die Schweiz auf auswärtige Reklamationen geben würde, wenn sie nicht feig ihren eigenen Rechten den Stempel der Verwerfung aufdrücken wollte.

Herr Simon gesteht, daß ihm nicht bloß Herr Gagern, sondern auch Herr Radowitz „imponirt" habe, eben so wie dem Unterthan und Romantiker das Soldatenthum imponirt. Dadurch ist er vollständig vor der Gefahr gesichert, daß er selbst irgend Jemanden imponire. An einem anderen Ort gesteht er, daß es ihm die Gegenwart verderbe, wenn er als Revolutionair sich mit der Zukunft befassen d. i. für sie wirken wolle. Er nennt das ein professionelles Revolutioniren. Es ist sogar gegen seinen „Stolz", daß er den Leuten daheim, wenn sie zufrieden sind und sein wollen, beständig darthun soll, ihre Lage sei unerträglich. Es wird auch seinen Stolz beleidigen, den Dummen aufzuklären, dem Unwissenden etwas zu lehren. Jedes Schulkind hält sich für weise; deshalb muß es den „Stolz" des Lehrers beleidigen, ihm Unterricht zu ertheilen. Ein bequemes Mittel, sich das Lehren zu ersparen!

Wieder an einem andern Orte renommirt er mit dem Geständniß seiner ausgestandenen Angst wie folgt:

„Was ich z. B. in den ersten Tagen nach dem Frankfurter September-Aufstande ausgestanden habe, als es galt, über frische Blutlachen durch die Reihen noch pulvergeschwärzter Soldaten, denen man mich als den unbestrittenen Anstifter zum Morde Auerswald's und Lichnowsky's bezeichnete, mit fester Stirne hindurchzuschrei-

ten, um zu gewohnter Stunde und auf gewohntem Platze im Parlamente zu sitzen; als der Antrag auf Verhaftung in's Parlament kam und selbst sonst ordentliche Leute vor mir ausspuckten, — was ich damals ausgestanden, das wünsche ich meinem ärgsten Feinde nicht, geschweige denn einem Gesinnungsgenossen."

So oft Herr Simon ein Geständniß ablegt, gesteht er einen Unverstand ein, aber nur mit der Prätension, ihn als ein neues Prinzip, oder einen Charakterzug, oder gar als „Stolz" geltend zu machen, weil er, der Autor, einst Mitglied des Ordens der Paulskirche war. Und alle seine Dummheiten bringt er dem Leser per „Du" auf, er stellt sich herablassend mit aller Welt auf den Duzfuß, nimt Jeden bei der Hand, zeigt ihm, was er Wunderbares gesehen, und erzählt ihm, was er Großes erlebt hat.

Den widerwärtigsten Eindruck macht er, wenn er mit seiner affektirten Bedeutsamkeit sich in diminutiven Gemüthlichkeiten und weibischen Süßlichkeiten ergeht, wenn er über das „Brücklein" kommt, unter dem ein munteres „Bächlein" rieselt, wenn er und „die Freunde", „Löwe nicht ausgenommen, das Rößlein munterer Reiselaune bald hierhin, bald dorthin werfen", wenn er an die „Mama" denkt, wie sie „für jedes Rekonvalescenzstadium das entsprechende Süpplein kocht", oder wenn er mit der tölpelhaften Aristokrätelei eines bürgerlichen Provinzial-Parvenü erzählt, wie er eine Dame als „liebe Frau Louise" anredet und mit ihr von Emanzipation spricht u. s. w. Bei allen diesen welthistorischen Einzelnheiten des Privatverkehrs, aus denen das halbe Buch zusammengesetzt ist, „läuft Einem förmlich das Kompot im Maul zusammen" und man muß geistig ausspucken.

Wäre das Buch noch durch irgend einen nicht simonschen Inhalt gehoben, wäre wenigstens der objektive Theil von einiger Bedeutung, so würde eine gutmüthige Kritik doch irgend eine schriftstellerische Seite für das Lob ausbeuten können. Aber nein, nur triviale Gegenstände, nur tausend Mal in jedem Reisehandbuch wiedergekaute Naturansichten, mit verfehlten Reflexionen einer forcirten Geistreichigkeit untermischt, wechseln mit den Küchen-, Kinderstuben-, Leib- und Seelengeheimnissen dieser welthistorischen Person Simon und „der Freunde". Und Das nennt der Mann „Memoiren".

Wenn Einer solche „Memoiren" über seine Person schreiben will, so muß entweder diese Person eine historische Bedeutung haben, oder sie muß mit bedeutenden Personen verkehren, oder sie muß etwas Interessantes erleben und mit dem Erlebten interessante Zustände schildern, oder sie muß das Erlebte durch Geist und Humor so einzukleiden wissen, daß man ihre Individualität in den Kauf nimt. Wenn aber in jedem Wort nur das alltägliche Individuum mit einer bloß von ihm geglaubten Bedeutung sich breit macht, ohne etwas zu sein, ohne etwas zu erleben und ohne etwas aus sich und seinen Beobachtungen zu machen, nur auf das Relief einer früher gespielten, im Ganzen blamablen Rolle sich verlassend, so ist der Eindruck solcher gespreizten Unbedeutendheit ein ungemischt widerwärtiger und im vorliegenden Fall, wo jede Kaffeetischsitzung zu einem Ereigniß aufgebläht und aus jeder kleinen Misere des Exils sentimentales Kapital für einen großen Mann gemacht wird, der es noch dazu im Vergleich mit Andern überaus komfortabel gehabt hat, mildert sich der Eindruck nicht einmal durch erregtes Mitleid, vielmehr

wird er verstärkt durch die Verächtlichkeit einer unmännlichen Koquetterie. Es gibt tausend Flüchtlinge, die, wenn sie ihre Leidensgeschichte veröffentlichen wollten, ganz andere „Memoiren“ schreiben könnten, als dieser Simon; sie halten sich aber nicht für so große Männer, kehren ihre Privatleiden mit dem Besen hübsch in die Ecke und sehen nicht jeden Leser für einen Krankenwärter an, der immer Passion für Miseren und Jeremiaden haben müsse. Wer seine Miseren erzählt, soll zeigen, wie man sich über sie erhebt, oder wie durch sie sein guter Wille, sich nützlich zu machen, gelähmt wird, nicht aber um damit zu kokettiren.

Von einem revolutionairen Flüchtling ist zu verlangen, daß er sein Schicksal mit würdiger Festigkeit ertrage und nicht die Sache, der er zu dienen vorgibt, durch sein Benehmen zu einem Gegenstande des Jammers und der Verachtung mache. Er schlage sich ehrlich durch, thue für seine Sache was er kann und findet er dabei keine Unterstützung, so geißele er lieber die eigene Partei, als daß er den großen Mann spielt auf Rechnung dreiherziger Unterthanen. Wer vollens erklärt, daß er im Exil nichts für die Revolution thun wolle, welches Recht hat Der, die Leute daheim mit seinen Jeremiaden und seinen Selbstberäucherungen heimzusuchen? Herr Simon gilt wegen seiner Rednergabe für einen der Fähigsten der Frankfurter Opponenten, wenigstens hat er zur Zeit viel Effekt und „Glück“ beim Publikum gemacht. Man sieht an ihm, was diese Herren aus der Revolution machen würden, wenn sie wieder zu einer Stellung gelangten. Sie ließen lieber uns Alle nochmals in's Exil treiben, als daß sie den Spiegel ihrer Eitelkeit mit einem Werkzeug zur Vernichtung ihrer

Feinde vertauschten. Mit Halbheiten haben sie begonnen, mit Dummheiten haben sie geendet und mit doppelten Dummheiten würden sie wieder anfangen. Wer durch seine Fehler nur zum Selbstberäucherer und durch das Exil nur zum Jammermann wird, der wird durch keine neue Gelegenheit zur Besserung und durch keine neue Revolution zur Entschiedenheit gelangen.

Schließlich möge Herr Simon mit seinen eigenen Worten sagen, wofür er sich gehalten hat. „Mit glühender und ausschließlicher Begeisterung habe ich die besten Kräfte meiner Jugend (14 Monate) dem Dienste des Vaterlandes und der Menschheit gewidmet. Unser Volk hat uns verlassen, wie so viele andere Völker ihre republikanischen Führer verlassen haben. Nachdem die Fluthen der Revolution sich verlaufen hatten, fand ich mich einsam auf dem Sande wieder".

Die also nennen sich republikanische Führer, die niemals einen republikanischen Akt zu vollziehen wagten, obschon sogar die Fürsten sie dazu nöthigten, und dann wundern sie sich darüber, daß das verrathene Volk sie „verlassen" und daß sie auf dem „Sande" sitzen. Was sollen denn Diejenigen sagen, die Herrn Simon und Andern seit so langen Jahren den republikanischen Weg gezeigt haben und von vorn herein „verlassen" waren? Mag das „Volk" zum Teufel fahren mitsammt seinen großen Männern, wenn es verständigem Rath nicht folgen will; ein verständiger Mann, der auf festen Füßen steht, thut seine Pflicht nach seinen Motiven, er läßt sich auf die Dauer nicht durch Andere anfechten und wenn ihn alle Welt „verläßt", er verläßt sich selbst nicht und spricht: entweder sollt

ihr mir d.e. verständigem Rathe folgen, oder ihr sollt zu Grunde gehen. Wollt ihr durchaus zu Grunde gehen, so werde ich euch auslachen obendrein, wenn ihr den Purzelbaum in den Abgrund macht.

Selbst der Untergang der Welt, wenn er durch verstockte Dummheit und Niedertracht erfolgt, ist kein Objekt für die Sentimentalität und der Humor muß selbst am jüngsten Tage das letzte Wort behalten.

IX.

Ein Jahr in London. Struviana und Struffiana. Irländische Hülfe in der teutschen Noth. Englisches Chinesenthum. Der Exherzog von Braunschweig und die „Lehren der Revolution". Die kommunistische Schwefelbande. Zweite Auswanderung nach Amerika.

Obschon ich damals nicht mehr Eigenthümer der „Schnellpost" war (darüber später), boten sich mir doch in New-York immerhin bessere Aussichten zur Sicherung meiner Existenz dar, als in London, zumal da ich kein Englisch verstand. Aber ich konnte mich nicht entschließen, Europa zu verlassen, weil mich die Hoffnung auf die Revolution und das Interesse für sie nicht verlassen wollte. Es hat eine eigenthümliche Bewandtniß mit dieser Idee der Revolution. Wen sie einmal erfüllt, den hält sie fest wie eine Leidenschaft, wie eine Liebe. In der That existirt zwischen der Revolution und der Liebe eine gewisse Verwandtschaft: beide existiren nur durch die Leidenschaft und durch sie nehmen sie den, wahrer Leidenschaft fähigen Menschen ganz und vollständig in Anspruch. Man nehme einem wirklichen Revolutionair die Hoffnung auf die Revolution oder

die Möglichkeit für sie zu wirken und er muß verzweifeln, wenn er nicht für seine Leidenschaft einen andren Gegenstand findet, der ihn ganz erfüllen kann. Und Das kann nur die Liebe.

Sich von der Revolution zu trennen, ist eine Aufgabe, die auch den Stärksten krank machen kann. Die Philister haben keine Ahnung davon, was es heißt, dem Wirken für eine Idee zu entsagen, der man, durch natürliche Anlage wie durch die Verhältnisse bestimmt, sein Leben geweiht hatte. Kein Haß, keine Verfolgung, kein Elend kann dich ihr abwendig machen. Es ist nicht mehr Sache deines Willens, dich ihr zu weihen oder nicht zu weihen. Du m u ß t ihr angehören, oder du mußt aufhören du selbst zu sein. Alles wirkt dir entgegen, Alles stürmt auf dich ein, Alles verläßt dich, weil du von der verhaßten Idee nicht ablassen willst. Du kannst nicht. Und findest du Niemanden, mit dem du gemeinsam dich ihr hingeben kannst, so verschließest du sie in dich, du verkehrst mit ihr allein, du zehrst von ihr und sie zehrt von dir. Erst wenn du nach Amerika kommst und hier ein Paar Dutzend Jahre lang vergebens, vergebens, vergebens Alles, Alles, Alles versucht hast, für deine Idee Sympathien zu erregen oder dich bei dem Wirken für sie unabhängig von den Sympathien Anderer zu machen, erst dann lernst du vielleicht, nicht der Idee, aber der Hoffnung entsagen, sie verwirklicht zu sehen oder für ihre Verwirklichung noch etwas thun zu können. Du mußt dich zu dieser Entsagung erheben, oder du mußt zu Grunde gehen. Der Kampf, den du innerlich durchzukämpfen hast, um zu dieser Resignation, zu dieser Verzweiflung an Andren und damit an deinen Hoffnungen auf Andre, zu dieser Ergebung in das Nichtsthun wegen

des Nichtkönnens, zu dieser Abtödtung deines Wollens wegen des Nichtshoffens, zu gelangen, kann dir den Humor, kann dir die Gesundheit, kann dir das Leben kosten. Hast du ihn aber siegreich bestanden, so betrügt dich keine Hoffnung und kein Streben mehr. Du hast die Idee, welche dich beherrschte, bändigen gelernt. Sie hat dich viel geplagt, als sie gesund war, noch mehr aber, als sie krank wurde, weil ihr die Nahrung versagt war. Dann fesseltest du ihr die Glieder und sie lernte ruhig liegen. Mitunter versuchte sie in krampfhaften Zuckungen sich wieder aufzurichten. Aber du zeigtest ihr deine Umgebung, zeigtest ihr die Welt, zeigtest ihr die teutsche Natur und sie legte sich ruhig wieder zurück. So hast du sie denn endlich lebendig eingesargt. Sie hat ein Glasfenster über dem Gesicht, so daß du immer ihre Züge betrachten kannst; aber du bist sicher, daß sie sich nicht mehr aufrichtet und dich nicht wieder plagt, so lang du selbst nicht den Deckel öffnest. Solltest du es jemals thun, so ist sie durch das lange Liegen in erzwungenem Scheintode vielleicht zu schwach geworden, um wieder aufstehen zu können, vielleicht zu hoffnungslos, um es wieder zu wollen. Es wäre sogar möglich, daß sie, wenn sie wieder aufgestanden wäre, sich freiwillig wieder in den Sarg legte, um nicht noch Schlimmeres zu sehen, als sie früher schon sah. Selbst auf diese Möglichkeit mußt du gefaßt sein, denn du bist — ein Teutscher.

Kurzum, als ich nach London kam, war, trotz allem schon Erlebten, die Idee der Revolution noch frisch, gesund und hoffnungsvoll in mir wie am ersten Tage. Doch ganz anders stand es mit meiner Kasse. Ich war am frühen Morgen angelangt; aber kaum hatte ich gefrühstückt, so

war ich schon auf den Beinen, mir eine Wohnung zu suchen, da ich die allertriftigsten Gründe hatte zu fürchten, ich werde in dem (teutschen) Gasthof, in dem ich abgestiegen, meine ganze Baarschaft zurücklassen müssen, wenn ich es mir auch nur ein Paar Tage dort bequem mache. Es gelang mir, sofort in einer benachbarten Nebenstraße (nahe dem Leicester Square) eine möglichst billige Stube zu finden, und nun saß ich wieder in „meiner" Stube und schaute in eine Zukunft, weit wie eine Welt, aber, die Revolution abgerechnet, leer wie eine Wüste. Heute noch Brod, morgen noch Brod, noch für eine ganze Woche Brod und dann? Als Antwort auf diese Frage starrte mich dieses fürchterliche London an, diese Häusermasse so steinern und kalt, als sei sie bloß von Krämer- und Aristokratenherzen aufgebaut. In meiner Straße zogen unaufhörlich Bettler vorüber, bald einsame Greise, bald halbnackte Weiber mit Säuglingen an der Brust, bald abgehärmte Frauen in Begleitung ihrer hungernden Kinder, bald einsame Kinder ohne Eltern. Alle stellten sich unter die Fenster, die Blicke nach Oben, und sangen die kläglichsten Weisen für die erhofften Pfennige. Für die erhofften, denn halbe Tage lang habe ich gesehen, daß sich in der Straße — und sie war wahrlich keine aristokratische — kein andres Fenster öffnete, als das des reichen Mannes, der neulich vom schweizerischen Bundesrath als revolutionairer Gesandter nach London war geschickt worden. Die Musik dieser Bettler habe ich noch jetzt in den Ohren und doch hatten sie vielleicht weniger Sorgen, als ich. Ich kannte in London keine Seele. Von Mazzini hatte ich mir ein Paar Briefe an seine besten Londoner Freunde geben lassen und ich beeilte mich sie zu besuchen. Sie

waren treffliche Menschen — später mehr von ihnen —, aber ich konnte es eben so wenig über das Herz bringen, sie von meiner Lage in Kenntniß zu setzen, wie sie eine Ahnung davon hatten. Als Freunde des italienischen Patrioten, der persönlich nie erfahren hat was Mangel ist, nahmen sie mich als einen Mann von ähnlichen Verhältnissen auf, luden mich zu ihren Partien, auf ihre Landhäuser u. s. w. ein, kurz erwiesen mir jede Freundlichkeit, aber Alles in der schweigenden Voraussetzung, daß ich keiner direkten Hülfe bedürfe. Und Das grade machte es mir ganz unmöglich, sie über meine Verhältnisse aufzuklären. Erst allmälig gelang es, mit guter Manier ihren Frauen den Wunsch nach Beschäftigung durch weibliche Handarbeiten, durch Unterricht im Französischen u. s. w. zu erkennen zu geben. Und sobald ihre Aufmerksamkeit auf diesen Punkt gelenkt war, scheuten sie keine Mühe, bei Bekannten für Unterrichtsstunden zu sorgen. Ohne diese Hülfe hätte ich in London nicht sechs Wochen existiren können, obschon ich gleich in den ersten Tagen mehrere — Kostgänger erhielt.

Kostgänger? Ja, und keine gewöhnliche. Einige Tage nach mir langte nämlich, der Gewalt gewichen seiend, Gustav Struve an, den das Schicksal überall auf meine Fersen brachte, und da über meiner Stube noch Quartiere frei waren, miethete sich dort Gustav nebst Gemalinn ein, ja auch sein Schwager „Pedro“ und sein — Sekretair. Gustav mußte nämlich als großer Mann bei allem Elend einen Sekretair haben und sein Sekretair hieß Böhler und blies das Horn.

Gustav Struve hatte bei seiner Ankunft so viel im Vermögen, wie Karl Heinzen, nämlich eine möglichst intime

Annäherung an das Nichts. Sie beschlossen aber, ihr beiderseitiges Nichts zusammenzuschießen, und dieß ergab wunderbarer Weise so viel, daß beide davon existirten. Gustav nebst Begleitung ging bei mir in die Kost und verhungerte nicht! Gustav, der Gemüseesser, aß an meinem, des Fleischessers, Tisch als Kostgänger! Doch will ich ihn hiermit nicht verdächtigen, als habe er an meinem Tisch seine vegetabilischen Grundsätze aufgegeben; noch weniger aber opferte ich ihm meine animalischen. Dieß Räthsel löſ't sich auf folgende Weise.

Lieber Gustav, wir sind alle Menschen. Sind wir nicht? Und kann Der ein wahrer Mensch sein, der sich seiner Menschlichkeiten schämt? Trotz Alledem haben die Meisten die größte Scheu, sich zu zeigen wie sie wirklich sind. Namentlich die „öffentlichen Charaktere" suchen sich gewöhnlich in zwei ganz verschiedene Personen zu theilen, von denen die eine apart für die Oeffentlichkeit zurechtgemacht und mit falschem Schein herausgeputzt, die andre aber, die wahre, nämlich die Privatperson, sorgfältig den Blicken der Welt entzogen wird. Ist Das recht? Ist Das würdig? Ja, ist es auch nur vortheilhaft? Es gibt „öffentliche Charaktere", deren liebenswürdigste Seite grade ihr Privatleben darbietet, die sich also selbst schaden, wenn sie bloß ihre gemachte, nicht ihre natürliche, Person dem öffentlichen Urtheil aussetzen.

Du weißt, lieber Gustav, daß sich dein öffentliches Leben durch manche Dummheit auszeichnet, an der ich wenig Geschmack gefunden habe. Für mich wirst du aber wieder erträglich, wenn ich mich an die liebenswürdigen Seiten zurückerinnere, die ich privatim an dir kennen gelernt, und ich handle wahrlich nicht als Feind, wenn ich sie auch

Andern vor Augen führe. Man sagt, für den Kammerdiener gebe es keinen großen Mann. Ich aber behaupte, daß, wer für den Kammerdiener klein ist, es auch für Andre sein müsse. Ich bin nun nicht dein Kammerdiener gewesen, aber doch dein Gastwirth und dieser hat nicht weniger Gelegenheit, Menschlichkeiten zu beobachten, als jener. Hast du etwas gegen ihre Veröffentlichung einzuwenden? Dann bist du kein großer Mann. Der wahrhaft große Mann hat nichts dawider, daß alle Welt ihn kenne bis in die kleinsten Kleinigkeiten hinein; er muß aus einem Guß sein und sein Stolz und Wahrheitsgefühl muß sich dagegen auflehnen, daß man seine Individualität in einer privaten und einer öffentlichen Person als verschiedenartige Wesen darstelle. Nimm ein Beispiel an mir. Ich erlaube dir nicht bloß, sondern ich fodre dich wie jeden Andren sogar heraus, jede Dummheit, jede Lächerlichkeit, kurz jede Menschlichkeit zu publiziren, die du von mir weißt, und mache nur die eine Bedingung: daß du wahr bleibst.

Setzen wir uns jetzt zu Tisch in der Wohnung nahe dem Leicester Square in London, wo wir zusammen gehaus't haben. Wenn ich dich in Gedanken wieder dort sitzen und über den Unsinn lachen sehe, den ich dir vormachte, vergesse ich alle Falschheit, die du später an mir begangen, und ich könnte dir die Hand drücken, als sei nie das Mindeste vorgefallen.

Die Einrichtung unserer Hauswirthschaft war also folgende. Die Familie Heinzen lieferte die Kost für die Familie Struve, nebst Schwager Pedro und Sekretair, auch Hornbläser Böhler. Es wurde natürlich nichts berechnet, als die baaren Auslagen, und diese wurden kopfweise vertheilt. Die Hauptschwierigkeit bestand darin, daß die

Familie Struve kein Fleisch und keine mit Fleischtheilen oder Fett zubereitete Speisen essen durfte, so daß für sie immer eine aparte Küche geführt werden mußte. Gesetzt z. B., es wurde Speckkuchen gebacken, so mußten nebenbei auch Kuchen ohne Speck mit Butter gebacken werden, nicht etwa weil der Speck der Familie Struve geschadet hätte, sondern weil sie ein Antispeckgelübde abgelegt. Diese doppelte Küche mit Speck und ohne Speck führte viel Unbequemlichkeiten herbei, doch ließ man sie sich gefallen, da man — abgesehen von angeborener Gutmüthigkeit und brüderlicher Gesinnung — heilige Prinzipien respektiren mußte und dieselben einen unerschöpflichen Stoff für das Lachen lieferten.

Nun muß man wissen, daß Gustav kein Mann des Lachens, daß er sogar stets geneigt war, das Lachen für „frivol" zu halten und für ein Anzeichen, daß es mit dem „sittlichen Halt" nicht richtig bestellt sei. Ernst, Anstand und Würde, Das war es, was Gustav als erstes äußeres Erfoderniß eines Volksmannes und Revolutionairs ansah. Ich aber, der ich ein großer Freund des Lachens bin, hatte mir nun einmal vorgenommen, ihn aus seiner „sittlichen" Festung hinauszutreiben, und zum Kampfplatz die Eßstube ausersehen. Kaum hatte sich also Gustav zu Tisch gesetzt, so begann ich die Batterien meines Unsinns spielen zu lassen und schwatzte so tolles Zeug zusammen, daß sein „sittlicher Halt" allen Halt verlor. Ich bezeuge, daß er sich tapfer hielt und für die bedrohte Würde eine Zeit lang alle Anstrengungen machte; aber sein Widerstand wurde immer schwächer und als er zuletzt erkannte, daß seine Position nicht mehr zu halten war, ergab er sich auf Diskretion. Gustav lachte, lachte, lachte, daß ihm mitunter

die Thränen über die Backen liefen und er zuletzt, an sich selbst verzweifelnd, erklären mußte, er habe in seinem ganzen Leben nicht so viel gelacht wie an unserm gemeinsamen Tisch über meinen Unsinn. Gleichzeitig aber konnte er sich nicht enthalten, gelegentlich auszurufen: „ich habe immer geglaubt, der Hecker sei der grobste Mensch auf der Welt; du aber bist noch zehnmal grober."

Begreiflicher Weise triumphirte ich innerlich nicht wenig, daß ich sogar Gustav frivol gemacht und seinen sittlichen Halt überwunden hatte. Zugleich aber ist er mir nie liebenswürdiger vorgekommen, als damals, denn er war ganz Mensch, er konnte nicht anders. Und dabei blieben wir, trotz allen zur Abwechselung eingemischten Grobheiten, gute Freunde, denn wir waren damals beide — offen und ehrlich gegen einander.

Unser Tischgespräch drehte sich zwar um alle mögliche Dinge, aber als rother Faden zog sich immer das Thema der vegetabilischen und animalischen Esserei hindurch. Gustav behauptete, vegetabilische Nahrung bilde „die Grundlage seines ganzen Systems". Wenn ich ihm dann aber zu Leibe ging, um hinter das „System" zu kommen, verwies er mich immer auf „Mandaras Wanderungen", worin er seine „Religion" entwickelt habe. Ich konnte mich indeß eben so wenig entschließen, „Mandaras Wanderungen" wie die Struve'schen Gedichte („Gedichte von Gustav Karl") durchzulesen und so blieb mir denn sein „System" wie seine „Religion" *) unenthüllt. Doch that ich alles

*) Im Ganzen glaube ich, daß er selbst nicht wußte, „welche Religion er bekannte." In Mannheim ging er einst feierlich zum Teutsch-Katholizismus über und ich glaube, viel weiter ist er auch später nicht gekommen.

Mögliche, ihm wenigstens Bruchstücke abzulocken. Eines Tags sah ich ihn eine Weile scharf an und sprach dann in ernstem, feierlichem Ton:

„Wenn ich Matthy wäre und dich in meine Gewalt bekäme, weißt Du, was ich mit dir anfinge?"

Nun, was denn?

„Ich sperrte dich in Bruchsal in eine pennsylvanische Zelle und ließe dir jeden Tag zehn Portionen Beafsteaks vorsetzen, sonst aber gar nichts."

Dann würde ich verhungern, rief er entrüstet aus.

„Ach nein, so dumm wärst du doch nicht."

Dann kennst du mich schlecht, versicherte er.

Ein ander Mal sah ich ihn wieder scharf an, musterte seine Stirne und sprach: „wenn ich dich so betrachte, beschleicht mich mitunter eine unheimliche Furcht. Ich denke mir nämlich die Möglichkeit, daß die vegetabilische Kost auf die Dauer eine Veränderung deines körperlichen Systems herbeiführen könnte, und es wäre doch schrecklich, wenn plötzlich an deiner Stirne gewisse Auswüchse zum Vorschein kämen und dein Mund, statt auf meine Fragen zu antworten, oder über meine Witze zu lachen, jene geistreichen Queerbewegungen machte, welche man Wiederkäuen nennt."

Und ich, entgegnete Gustav, sehe schon in Gedanken, wie deine Zähne sich vergrößern und deine Fingernägel sich in Krallen verwandeln und deine ganze Person zum Tiger wird.

Nimm dich nur in Acht, antwortete ich, und male den Teufel nicht an die Wand, denn du weißt, daß der Tiger das Rindvieh zerreißt.

Solche fleischliche Diskurse führten wir zwei Familien-

väter an einem Tisch, an dem mehr Fleisch gesprochen als gegessen wurde.

Ueber eine, sehr interessante Frage, welche das Fleisch- und Gemüse-System betraf, konnte ich von Gustav so wenig Aufschluß erhalten wie über seine „Religion". Eines Tages nämlich blickte ich ihn abermals forschend an und redete und sagte und sprach:

„Denke dir, in Teutschland sei die Revolution ausgebrochen. Um sie zu retten und die Republik zu gründen, ist absolut der rechte Führer nöthig und der bist natürlich du. Du aber bist noch nicht zugegen, sondern auf der Reise von Amerika nach Teutschland begriffen. Auf dem Schiff findet sich eines Tags, daß der Zwieback auf die Neige geht, alle vegetabilische Kost konsumirt und nur noch Pökelfleisch, Speck und anderes Eßmaterial vom Thier vorhanden ist. Es währt noch 14 Tage, bis die teutsche Küste erreicht werden kann. So lang fasten kannst du nicht, in 14 Tagen mußt du ohne Fleisch den Weg alles Fleisches gehen und du stehst jetzt vor der entscheidenden, fürchterlichen Wahl: entweder du issest vom Thier und rettest mit dir die teutsche Revolution, oder du lässest mit dir die Revolution zu Grunde gehen und rettest die vegetabilischen Grundsätze. Jetzt frage ich dich: was würdest du thun?"

Ich mogte versuchen, was ich wollte, Gustav war nicht zur Beantwortung dieser Frage zu bringen. Es versteht sich von selbst, daß er wegen dieser Unentschiedenheit und „Feigheit" eine entsprechende Dosis „Grobheit" an die Ohren bekam, aber dadurch wurde unser gutes Einvernehmen nicht gestört.

Dieß geschah erst später, nachdem wir beide die Wohnung

gewechselt hatten und Gustav abermals mein Nachbar geworden war.

Doch ehe ich über unser Zerwürfniß berichte, muß ich noch einer Merkwürdigkeit Erwähnung thun, die nicht übergangen werden darf, weil sie „historisch“ ist.

Als ich, nach Beendigung der Heckerkomödie, mit Gustav nach Straßburg rei'ste, bemerkte ich, daß er neben sich im Eisenbahnwagen einen Gegenstand liegen hatte, den er auf das Sorgfältigste hütete, obschon sich das Ding durch sein Aussehen der Sorgfalt wenig empfahl. Es hatte verschiedene Farben, unter denen aber der Dreck die hervorstechendste war. Ohne genau zuzusehen, war man versucht, es für eine alte Haut zu halten, doch sah es zu fremd aus, um den zunächst liegenden Verdacht zu erregen, nämlich daß es eine Ochsenhaut sei. Nachdem ich den Gegenstand wiederholt verstohlen angesehen und stets durch Bescheidenheit und Anstand — wir waren uns damals noch ziemlich fremd — abgehalten worden war, eine zudringliche Untersuchung anzustellen, konnte ich endlich meine Wißbegier nicht länger zügeln und platzte mit der Frage heraus: „Aber was führen Sie denn da für eine Rhinozeroshaut mit sich“? Gustav lachte über meine Unwissenheit und theilte mir mit, die Rhinozeroshaut sei der Mantel eines Dorfnachtwächters, oder Sauhirten, oder Bauers — genau erinnere ich mich nicht mehr, welcher Dorfgröße er angehört hatte — und diesen Mantel habe er, Struve, des schlechten Wetters wegen bei einer besonderen (ich weiß nicht mehr, welcher) Gelegenheit oder Affaire (wahrscheinlich in der Schlacht bei Dreckloch) getragen. Dadurch also, daß Gustav diesen groben, verschlissenen und verschmierten Ueberzug eines Sauhirten auf dem Leibe gehabt, war derselbe ein geschicht-

licher Gegenstand, eine historische Merkwürdigkeit, eine Art Reliquie geworden, wie der graue Rock Napoleons oder der ungenähte Rock des Herrn und so schleppte Gustav dieß säuische, vielleicht 20—30 Pfund wiegende Ungethüm als Andenken an seine Großthaten in der Welt umher. Und er schleppte es nicht bloß nach Straßburg, er schleppte es auch, so viel ich weiß, von Straßburg nach Chalons, von Chalons nach Paris, von Paris wieder nach Straßburg, von Straßburg nach der Schweiz und erst in der Schweiz mußte er — man erwäge diesen Schmerz! — sein historisches Kleinod zurücklassen, als er ausgewiesen wurde und der Gewalt wich. Doch zurückgelassen ist nicht vergessen. Ein Paar Monate später kommt plötzlich in London eine große Kiste für Gustav an, die ein Paar Pfund Sterling an Fracht kostete. Und was enthielt die Kiste? Außer Gustavs Dramen*) und sonstigen werthvollen Gegenständen war ihr Hauptinhalt die merkwürdige — Rhinozeroshaut. Ich knüpfe hier gleich die historische Frage an: was ist später aus der Rhinozeroshaut geworden? Ist die Rhinozeroshaut auch mit nach Amerika gekommen? Sie sollte eigentlich in Stahlstich als Illustration zu Gustavs letztem Band der „Weltgeschichte" erscheinen, welcher über

*) Man muß wissen, daß Gustav auch Dramatiker war. Noch in New-York gab er ein von ihm und seiner Amalie gemeinsam verfaßtes Trauerspiel „Abelard und Heloise" heraus. Ich erinnere mich, daß darin eine Szene hinter der Szene spielte, welche durch folgende Verse eben so kurz wie anschaulich dem Publikum vorgeführt wird:

„Es ist gescheh'n, das Messer drang ihm in den Leib,
Er ist jetzt weder Mann, noch ist er Weib."

die „Schild=" und Nachtwächter=„Erhebungen" des „badischen Volks" berichtet.

Noch über einen wichtigen Punkt kann ich keine Auskunft geben, nämlich ob Gustav die Rhinozeroshaut auch bei York getragen hat, wo er von London aus eine revolutionaire Ackerbaukolonie gründete. Gustav eine Kolonie? wird man fragen. Ja, Gustav ist in England auch Patriarch einer Kolonie gewesen und als solcher hätte er sich in der Rhinozeroshaut sicher ganz klassisch, ja homerisch ausgenommen. Er hatte einen jungen Engländer kennen gelernt, der sich für ihn interessirte und ihm zum Aufenthalt und zur Bebauung eine Farm anbot, die er in der Gegend von York besaß. Wie es scheint, war die s. g. Farm eine Art Stall oder Hütte, welche bei der Fuchsjagd benutzt wurde. Doch weiß ich Das nicht genau. Genug, Gustav brauchte, wie gewöhnlich, keine nähere Information und hatte seine Plane sogleich fertig. Er verband sich mit vier Flüchtlingen, Schnauffer, Cohnheim, Rosenblum und Acker, die nichts Besseres zu thun wußten, zur Ausübung der Landwirthschaft auf der Farm bei York. Da man wenigstens so viel wußte, daß es dort keine Hausmöbel gab, kaufte Gustav für so viel Geld, als die Möbel gekostet haben würden, Werkzeuge zur Anfertigung derselben und leitete mit diesem höchst praktischen Anfang die Kolonisation ein. Die Eintheilung der Geschäfte war nicht weniger praktisch. Acker (von Hause aus Mechaniker) hatte, wahrscheinlich seines Namens wegen, die Ackerwirthschaft zu besorgen, Schnauffer führte als Stallmeister die Aufsicht über das schnaufende Geschlecht, nämlich das Vieh (Kuh und Pferd); Cohnheim und Rosenblum verwalteten als Minister des Innern und der Polizei die

Hauswirthschaft und die Küche; Gustav führte als Patriarch die Oberaufsicht, kontrolirte den sittlichen Halt und ging gelegentlich mit gutem Beispiel voran, indem er z. B. zeigte, wie man die Kartoffeln „mit Liebe" schälen müsse; die Dame des Hauses aber „beschäftigte sich geistig".

Wie es dieser Kolonie erging, läßt sich denken. Nach einiger Zeit waren die Kolonisten zerstoben, weil ihnen der sittliche Halt gefehlt hatte, und sie führten allerlei Klagen über den Patriarchen. Unter den Zwergfell erschütternden Geschichten, die von jener genialen Wirthschaft erzählt wurden, will ich bloß eine wiedergeben. Die vier jungen Flüchtlinge hatten, um in ihr sittliches Dasein einige Abwechselung zu bringen, sich eines Tages ein unsittliches Fäßchen Bier angeschafft. Gustav war dadurch schmerzlich berührt und meinte, seine Kolonisten hätten „den sittlichen Halt verloren". Kurze Zeit nachher wird Schnauffer früh Morgens durch Gustav geweckt, der ihm mittheilt, daß die Kuh erbärmlich schreie, sie habe Durst oder Hunger. Schnauffer, im Bewußtsein erfüllter Pflicht, legt sich auf das andre Ohr und schläft weiter. Nach einer Viertelstunde weckt Gustav ihn abermals, erinnert ihn an seine Pflicht und appellirt an sein Mitleid für das arme Thier, das vor Durst oder Hunger keine Ruhe habe. „Ei was", ruft endlich Schnauffer unwillig aus, „die Kuh verlangt nach dem Ochsen, sie hat den sittlichen Halt verloren."

Die Heinzen-Struve'sche Wirthschaft auf sozialistisch-animalisch-vegetabilischer Basis war nicht lang zu halten. Nicht als ob Differenzen über das „System" oder die „Religion" entstanden wären, denn man blieb trotz allen kritischen Bemerkungen gegenseitig tolerant und wohlgesinnt. Aber die Lokalität war zu wenig geeignet und trotz aller

Wohlfeilheit zu kostspielig und da der Versuch, eine bessere und billigere zu miethen, an den plötzlich auftauchenden, gradezu in's Reich der Verrücktheiten streifenden Prätensionen einer Dame scheiterte, die sich in ihrer Einfalt für eine teutsche G. Sand zu halten schien und alle Bequemlichkeiten einer bloß „geistigen Beschäftigung" durch Zutheilung aller Unbequemlichkeiten an Andere erkaufen wollte, beschloß ich, die animalische Wirthschaft anderwärts selbstständig zu etabliren und die vegetabilische nebst der „geistigen Beschäftigung" ihrem Schicksal zu überlassen.

Wenn ich Anlage hätte, an eine Vorsehung zu glauben, ich würde es in London gelernt haben. Hätte eine Prämie darauf gestanden, in diesem schrecklichen London ein Haus ausfindig zu machen, worin ein teutscher Flüchtling, ein Flüchtling mit den letzten Schillingen in der Tasche, ohne Mißtrauen angesehen, ohne Bedenken aufgenommen, mit Theilnahme und Wohlwollen behandelt, ja mit allem Nöthigen auf Kredit versorgt werden würde, wer, frage ich, hätte sich zugetraut, die Prämie zu verdienen? Wie Flüchtlinge in London auf der Straße kampiren, im Hyde-Park übernachten, von Katzen und Hunden leben, ja ohne Katzen und Hunde vor Hunger sterben können — dergleichen habe ich zur Zeit oft genug erzählen hören. Was aber m i r in London passirt ist, das habe ich von keinem Anderen gehört und das würde ich schwerlich glauben, wenn ich es nicht selbst erfahren hätte.

Mit ebenso schwerem Herzen wie leichter Tasche machte ich mich eines Morgens auf die Beine, um eine Entdeckungsreise nach einer möglichst einfachen, möglichst billigen und möglichst abgelegenen Wohnung aufzutreiben, in welcher sich ohne äußere Störung Privatgespräche mit dem

Schicksal halten ließen. Der Instinkt sagte mir, daß ich eine solche Wohnung nur am äußersten Ende Londons, unter den letzten Vorposten eines Proletarierviertels finden werde, wo ein Kartoffelngärtchen für das verlorene Glück entschädigt, zu den Bewohnern der großen Weltstadt zu gehören. Der Weg führte mich an Kensington Garden vorbei, wo damals noch ganze Strecken ohne Häuser waren und die lichten Stellen die Nähe der ländlichen Umgebung verriethen. Dennoch sah es mir auch dort selbst in den bescheidensten Gassen noch zu aristokratisch aus und trotz dem verführerischen "Rooms to let'' wagte ich nirgendwo einzutreten, weil die Leute mir überall Gesichter zu machen schienen, als wollten sie mich fragen: „wie viel Schillinge hast du in der Tasche?" Das böse Gewissen meiner Tasche studirte überall Physiognomik und trieb mich weiter. So kam ich durch eine neue Straße mit einfachen, aber hübschen Häusern, die ich kaum anzublicken wagte. Die Straße hieß Westbourn Grove. Schon der Name imponirte mir. Er lautete so luxuriös, pfundsterlingmäßig und romantisch-aristokratisch, daß sich meine Hosentasche tief beschämt instinktmäßig zuknöpfte. Wie ich dazu kam, von dieser Straße aus in eine Queerstraße zu blicken, die ebenfalls nette und neue, wenn auch kleinere Häuser hatte, weiß ich nicht, denn ich dachte nur daran, weiter, immer weiter bis in die Gegend des Kartoffelngärtchen vorzudringen, wo ich wenigstens die „vegetabilische" Nahrung selbst ziehen könnte. Genug, der Zufall oder die Vorsehung lenkte meinen Blick rechts in die neue Queerstraße hinein und zeigte mir dort an einem Fensterladen einen weißen Zettel. Ich blieb stehen, blickte nach dem Zettel und versank in Nachdenken. „Dummes Zeug,

sagte ich endlich zu mir, „wie kannst du wagen, dich in dieser Gegend mit Wohnungsgedanken zu beschäftigen? Hier muß es noch theurer sein, als beim Leicester-Square, und hier sieht man nur Blumengärtchen, nirgends Kartoffeln". Aber trotz allen Bedenken trieb mich eine geheimnißvolle Macht — ich weiß nicht, ob es die Vorsehung, ob es Magnetismus, ob es ein „guter Geist", oder mein eigner schlechter Geist war — unwiderstehlich an, mir den weißen Zettel in der Nähe zu besehen. Vor dem Fensterladen stehend, auf dem das "Rooms to let" angeklebt war, sehe ich, daß im Innern ein kleiner Laden, eine Art „Grocerie" ist, und aus dem Laden blickt mich eine Frau, der man sofort die Irländerinn ansah, mit ihren freundlichen blauen Augen, ihren gutmüthigen Zügen und ihrem großen Mund so unwiderstehlich an, daß ich ohne Bedenken sofort eintrete und in klassischem Englisch eine Information nach den "Rooms" redigire.

Man hat mich später mehrere Male um die Adresse der Familie ersucht, welche mir diese "Rooms" vermiethete. Ich habe sie aber nicht geben wollen, aus Furcht, die vortrefflichen Leute könnten mit Anderen üble Erfahrungen machen und dadurch für Das bestraft werden, was sie an mir und den Meinigen gethan. Jetzt, wo solche Bedenken nicht mehr existiren, will ich zu Ehren der Menschlichkeit die vollständige Adresse publiziren. Hunter, so hieß der wohlgenährte, gutmüthige Bewohner des Hauses No. 7 Hereford Road, Westbourn Grove, das mich als wahrer Rettungsort aufnahm, und dieser Hunter war Verfertiger gottverherrlichender Orgelpfeifen. Er verfertigte die Pfeifen des Instruments, womit die Musik zu Ehren des Wesens gemacht wird, das mich Ungläubigen

inmitten des Londoner Häusermeers speciell nach No. 7 Hereford Road dirigirt hatte. Frau Hunter aber hatte, um mit ihrem Mann die Sorgen für die Bedürfnisse des Lebens zu theilen, einen kleinen Laden eingerichtet, mit dessen Artikeln sie ihre neuen Hausbewohner wie ihre Nachbarschaft auf die liberalste Weise versah. Für 9 Schillinge die Woche vermiethete mir Frau Hunter, ohne irgend kränkende Informationen nach meiner Herkunft und meinen Verhältnissen anzustellen, ohne zu fragen, ob ich „gut" sei oder „Referenzen" habe, zwei hübsche möblirte Zimmer nebst Brand und Licht; daneben aber stellte sie nicht bloß ihr Küchenfeuer zur Verfügung, sondern erbot sich auch, für ihre neuen Miethsleute die Kocherei zu besorgen, ja die Kindeswärterinn zu spielen, wenn dieselben einen Ausgang zu machen, Besuche abzustatten, oder sonstige Geschäfte hätten. Doch Das war bei Weitem noch nicht Alles. Kaum waren wir eingezogen, so erkundigte sich Frau Hunter, welche Spezereiwaaren, wie viel Brod, welches Gemüse, wie viel Fleisch u. s. w. wir brauchten, und alles Bestellte fand sich pünktlich ein, ohne daß eine Miene gemacht wurde, Bezahlung zu fodern. Das werde sich schon finden, meinte Frau Hunter, und ich ging auf ihre Meinung gelehrig ein. Und so ging es nicht bloß einen, zwei, drei Tage, so ging es Wochen und Monate lang, so daß ich gradezu Monate lang auf Huntersche Rechnung lebte. Welche Vortheile bietet doch mitunter das Kreditsystem neben dem Baarsystem! Von Bezahlung der Miethe und der Lebensmittel war nur Rede, wenn ich wieder Geld hatte und von selbst bezahlte. Ob ich aber Geld hatte oder nicht, die Familie Hunter zeigte immer dieselbe Freundlichkeit, dieselbe Bereitwilligkeit, dieselbe Theil-

nahme. Ich hatte den Leuten offen gesagt, wer ich war und wie es mit mir stand. Das genügte ihnen und im Uebrigen verließen sie sich auf mein „ehrliches Gesicht“. Der gute Hunter gewann trotz meinem Unglauben, meinem unenglischen Wesen und meinem noch unenglischeren Geldbeutel Zuneigung und Vertrauen zu mir, so daß er mir sogar die Ehre zudachte, mich in seinen Klub einzuführen, und mir gestand, er sei ebenfalls Revolutionair und würde, obschon selbst Engländer, gern helfen, diese aristokratische englische Regierung über den Haufen zu werfen. So habe ich beinah ein Jahr lang bei der Familie Hunter gelebt. Es gelang mir immer, von Zeit zu Zeit so viel aufzubringen, daß ich meine Schuld wieder abtragen konnte und zuletzt nicht einen Cent schuldig zu bleiben brauchte, und als ich endlich nach Amerika mußte, weinten die gute Frau Hunter und ihr guter Orgelpfeifenmacher ihre besten Thränen, als hätten sie ihre nächsten Verwandten verloren.

Das habe ich in der Weltstadt London erfahren. Mensch, der du die Welt kennst, bedenke, was Das heißt. Hättest du No. 7 Hereford Road gefunden? Oder gibt es noch eine zweite No. 7 in London? Gibt es in den 500,000 Häusern Londons eine zweite Frau Hunter? Ohne die Familie Hunter wäre es vielleicht der Familie Heinzen ergangen wie anderen teutschen Flüchtlingen, die von Katzen lebten und ohne Katzen verhungerten.

London ist seit jener Zeit bedeutend kosmopolitischer geworden und hat sich an die Flüchtlinge gewöhnt. Damals aber erschien den Londoner Chinesen — Ledru Rollin nannte die Engländer die Chinesen des Occidents — ein, nicht nach englischer Façon zugeschnittener Ausländer wie

ein Barbar und ein Flüchtling wie ein wildes Thier. Ich konnte damals nicht über die Straße gehen, ohne daß die Menschen haufenweise stehen blieben und mich anstarrten; sogar vornehme Ladies standen wie versteinert und gafften Einem in's Gesicht, als hätten sie nie einen Menschen generis masculini gesehen. Ich erinnere mich, daß einst ein ältlicher Herr, eine Dame am Arm, der mich erst sah, als ich einen Schritt von ihm entfernt war, vor Schreck lautauf schrie, in die Kniee sank und entsetzt an die Seite taumelte. Und doch war ich ganz einfach gekleidet und hatte nichts Auffallendes an mir, als mein angeborenes Längenmaß, aber ein englischer Chinese sah mir auf den ersten Blick an, daß ich kein — englischer Chinese war.

Wie weit dieß Chinesenthum mitunter ging, möge folgendes Beispiel veranschaulichen. Die Schriftstellerinn Fanny Lewald wollte London besuchen und hatte eine dort lebende teutsche Freundinn, Fräulein Bölte, beauftragt, ihr eine Wohnung zu besorgen. Am Tage ihrer Ankunft wurde sie von dieser Freundinn und dem Herrn Moritz Hartmann, der einen langen Bart trug, in der gemietheten Wohnung erwartet. Die Wartenden traten hinaus auf den Balkon und sahen auf dem Balkon des Nebenhauses den ihnen bekannten ungarischen Flüchtling Bööthy stehen, der ebenfalls einen langen Bart trug. Kaum hatten sie einige Worte mit ihm gesprochen, als der Hauseigenthümer heraufstürmte und die Mietherinn ersuchte, auf der Stelle sein Haus zu verlassen, er vermiethe keine Wohnung an Damen, die mit bärtigen Männern umgingen und Unterhaltungen auf dem Balkon begännen. Obschon Fräulein Bölte das Frühstück schon auf dem

Tisch hatte, mußte sie wieder aufpacken und sich nach einer anderen Wohnung umsehen.

Gute Frau Hunter, du hast nicht danach gesehen, ob ich einen kurzen oder einen langen Bart trug, und mogte mich der bärtige Gustav oder der bärtige Bööthy besuchen, sie waren dir alle gleich willkommen, denn sie besuchten den Mann der Vorsehung, für welche dein redlicher Gatte die Orgelpfeifen machte. Wenn einst der König von Preußen mir die Million auszahlt, die er mir schuldig ist, und ich mich allen Denen dankbar zeigen kann, die sich ohne Eigennutz um mich verdient gemacht haben, wird die Familie Hunter in erster Reihe bedacht werden.

Nachdem ich einige Zeit in Hereford Road gewohnt hatte, zog Struve in meine Nähe nach Westbourn Grove und diese Grove war der Kirchhof unserer Freundschaft.

Begreiflicher Weise waren wir fortwährend darauf bedacht, nicht bloß eine animalische und vegetabilische, sondern auch wieder eine revolutionaire Thätigkeit zu entwickeln. Aber wie Das beginnen ohne Mittel und ohne Gehülfen? Der eine Flüchtling lebte hier, der andere dort, Alles war versprengt und vereinzelt; überdieß herrschte bei fast allen Einzelnen eine mehr oder weniger störende Verschiedenheit der Meinungen. Ich entwarf daher folgenden Plan. Es sollte ein Programm aufgestellt werden, welches die Hauptgrundsätze der Revolution und der revolutionairen Thätigkeit in einer Weise skizzirte, daß es von allen, prinzipiell radikalen und praktisch vernünftigen Revolutionairen unterschrieben werden konnte. Dieß Programm sollte von Heinzen und Struve allen Revolutionairen, die einen bekannten und geachteten Namen hatten, zur Annahme (resp. Verbesserung) vorgelegt wer=

den. War es angenommen und unterschrieben, so wurde es durch das, von den Unterzeichnern gewählte Zentralkomite mit sämmtlichen Namen des durch sie gebildeten Generalkomite's bekannt gemacht und darauf hin die Unterstützung aller teutschen Republikaner in Teutschland wie im Auslande nachgesucht.

Kam dieser Plan zur Ausführung, so wurde dadurch eine Einigung, und zwar nicht um Namen und Personen, sondern auf prinzipieller Basis, zugleich aber eine anerkannte revolutionaire Behörde geschaffen und Beides hatte grade den Teutschen am Meisten gefehlt.

Indem ich Struve meinen Plan mittheilte, legte ich ihm gleichzeitig einen Entwurf des Programms vor, worüber ich mich zunächst mit ihm verständigen wollte. Er billigte nicht bloß den Plan, sondern nahm auch das Programm an, ein Paar Punkte ausgenommen, über die wir uns die Einigung noch vorbehielten. Ehe wir aber zum Abschluß darüber kamen, spielte Gustav mir einen Jesuitenstreich, der mich so empörte, daß ich jede weitere Verbindung mit ihm abbrach.

Es existirte damals in London ein Arbeiterverein, der mich und Struve wiederholt eingeladen hatte, einer seiner Versammlungen beizuwohnen. Da ich vor solchen Huldigungsgelegenheiten — denn darauf war es abgesehen — eine große Scheu habe, verschob ich den Besuch, so lang ich konnte; zuletzt aber konnten wir nicht mehr ausweichen, ohne den Verein zu beleidigen. Als wir dort erschienen, wurden wir durch eine lange Rede des Präsidenten eingeführt. Dieser Präsident war ein gewisser Dr. Bauer, der sich später in Amerika als „demokratischer" Apostel der Sklavenhalterpartei bemerkbar gemacht hat. Seine Rede

war im Styl des bekannten lobhudelnden Bombastes gehalten: Die Männer ... die Männer ... die Männer ... ja die Männer ... o die Männer ... seht die Männer ... dort sitzen die Männer ..... Ich saß während der Zeit am Tisch und blickte in mein Bierglas und wußte nicht, ob ich lautauf lachen, oder vor Widerwillen das Lokal verlassen sollte. Man merkte dem Redner sofort an, daß er gewöhnt war, dem Verein durch den Humbug seiner Suade zu imponiren und daß er sich einbildete, die Empfohlenen, die beiden „Männer", durch seinen Panegyrikus sich auf's Tiefste zu verpflichten. Natürlich erwartete er zunächst, daß die „Männer" sich für die ihnen angethane Ehre durch eine entsprechende Antwort an den hochgeehrten Herrn Präsidenten bedanken würden. Allgemeine Stummheit und Erwartung. Ich setzte das Glas an den Mund und erholte mich von der ausgestandenen Ehre. Da stieß Gustav mich an und lispelte mir in's Ohr: „willst du denn nichts antworten?" „Glaubst du, ich sei verrückt?" erwiederte ich. Gustav hatte eigentlich bloß erwartet, ich solle ihm sagen, daß er antworten möge. Wie sollte Gustav eine Lobrede unbeantwortet lassen können? Er saß wie auf heißen Kohlen. Endlich konnte er es doch nicht mehr aushalten, er fuhr in die Höhe und hielt mit der bekannten kanarienvogeligen Donnerstimme eine Rede an die „Brüder". Gustav begann mit Liebe, ging weiter mit Haß und endigte mit Blut. Wie kann man nur so blutdürstig sein! Gustav wüthete unter den Tyrannen herum, daß es zum Erbarmen war; bis an die Kniee watete er in ihrem schwarzen Blut und was Pardon heißt, davon hatte er keine Vorstellung mehr. Er drang wiederholt darauf, man solle und dürfe keinen Pardon geben, und die ganze

Versammlung hatte augenscheinlich alles Mitleid verloren. Nach jedem Satz rief einer der Zuhörer "hear, hear", um zu beweisen, daß er wußte, wie die Engländer es machen, wenn sie eine Rede anhören. Ich, der ich kein Englisch verstand, glaubte immer, die Leute riefen „hier, hier", wie die Soldaten beim Appell, und wußte mir gar nicht zu erklären, warum Gustav, so oft er diesen Laut hörte, mit doppelter Wuth in's Geschirr ging. Endlich hörte das Blutvergießen und das "hear" auf und es wurde mir wieder leicht um's Herz. Aber kaum hatte ich neu aufzuathmen begonnen, so erhob sich ein Mitglied der Versammlung, ein Schuster, dem ich ein dreidoppeltes Pechpflaster auf die Lippen gewünscht hätte, und gab die Wirkung zum Besten, die Gustavs Blutvergießen in seinem revolutionären Gemüth hervorgebracht hatte. Dieser Schuster war in der That schrecklich, als Redner nicht minder denn als Kannibale. Der Mann übertraf selbst den blutgierigen Gustav und stürzte einen solchen Wolkenbruch von rothem Saft über die Versammlung, daß mir zuletzt zu Muth war wie dem Chourineur in den „Geheimnissen von Paris" und ich Alles „roth sah". Gustav, der sanfte, vegetabilische, staudenhafte, botanische, gemüsige Gustav, der im natürlichen Zustande so viel Aehnlichkeit mit Pabst Sixtus I. hat — N. B. ich habe die Portraits von sämmtlichen 262 Päbsten in der Stube hangen —, dieser liebreiche Gustavus Mandaras stand vor meinen Augen wie ein blutschwitzender Henker und der rothe Schuster maß ihm Stiefel an von rothem Leder, das er fertig gegerbt von dem Rumpf der Tyrannen gezogen hatte. Der Athem stockte mir und als ich das Glas ergriff, um mir durch einen frischen Schluck die Kehle zu öffnen, enthielt es Blut

statt Alle und mein Gemüth erbleichte im Innersten und mein nervus sympathicus drohte zu zerspringen wie eine Darmsaite.

Nachdem endlich, endlich die rothe Sündflut sich verlaufen hatte, kam der Herr Präsident zu mir und fragte mich, warum denn ich nicht gesprochen habe. „Was ich zu sagen habe, erwiederte ich, das habe ich längst drucken lassen. Wer es wissen will, mag es lesen.“

So weit verlief Alles ganz harmlos und komisch. Wer hätte vermuthen können, daß Gustav diesen Verein gutmüthiger Handwerker, denen zur Abwechselung ein Paar Spione beigegeben waren und ein unausstehlicher Schwätzer präsidirte, als Mittel ausersehen hatte, meinen revolutionairen Plan zu verderben? Ich war wie aus den Wolken gefallen, als Gustav durch seinen „Sekretair“ und Hornbläser Böhler plötzlich mein Programm dem Handwerkerverein mittheilte und zur Diskussion vorlegte. Ein Programm, das ausdrücklich nur dem Gutachten weniger auserlesener Personen unterliegen sollte, wollte Gustav von dem Urtheil eines Vereins abhängig machen, der mit der Angelegenheit nicht das Mindeste zu schaffen hatte. Es war klar, daß, wenn ein solches Programm als dasjenige eines speziellen, obskuren Vereins bekannt wurde, es alle allgemeine Bedeutung, daß es seine ganze Natur verlor und Diejenigen vom Anschluß zurückschrecken mußte, die es eben allein unterzeichnen sollten. Von einer demokratischen Annahme konnte hier keine Rede sein, da unter der Hauptmasse Derer, auf deren spätere Billigung und Unterstützung gerechnet wurde, kein demokratisches Verfahren möglich war, so wenig wie die Wahl des revolutionairen Komite's.

Um mir keine Blöße zu geben und keine Szene herbeizuführen, erklärte ich nach dem Vortrag des vorgeschobenen Hornbläsers Böhler bloß, daß das Programm nicht die Bestimmung habe, in dem Londoner Verein diskutirt zu werden, da es aber einmal vor dieß Forum gebracht sei, möge derselbe sein Urtheil abgeben.

Später ging ich zu Gustav und sagte ihm offen meine ganze Meinung, welche dahin ging, daß er meinen Plan bloß deshalb zu verderben gesucht habe, weil derselbe nicht von ihm ausgegangen sei. Seine maßlose Eitelkeit, welche ihm einbilde, daß aus seinem verrückten Gehirn die Initiative für alle revolutionaire Thätigkeit ausgehen müsse, habe ihm die Perfidie eingegeben, ohne Rücksprache mit mir meinen Plan auf jesuitische Weise zur Sache eines uns fremden Vereins zu machen, in dessen Händen er von vorn herein verpfuscht sei. Diese Falschheit, womit er eine von ihm selbst gebilligte Sache seiner Eitelkeit opfere, zeige mir seinen Charakter von einer Seite, die mein ferneres Zusammenwirken mit ihm unmöglich mache. Ich habe ihn als tückischen Jesuiten kennen gelernt und kehre ihm als Feind für immer den Rücken.

Das war das letzte Wort, das ich mit Gustav Struve gesprochen habe. Ich habe den Mann trotz allen Differenzen stets offen und ehrlich behandelt wie alle Menschen, mit denen ich auf freundlichem Fuß verkehre, und so lang er mich auf gleiche Weise behandelte, konnte er sich auf mich verlassen; wer aber — und namentlich in solchem revolutionairen Zusammenwirken — meine Offenheit mit Versteckenspielen und mein Vertrauen mit Falschheit erwiedert, mit dem schließe ich ab für immer. Die Erfahrung, die ich mit Struve gemacht, habe ich in anderer Weise auch

mit Andern gemacht. Unter den Herrn Revolutionairen scheint die Ehrlichkeit nur so lang vorzuhalten, bis sie ein wenig Namen erlangen, worauf dann der Kitzel der Eitelkeit sie zu dem Glauben bringt, sie seien die allein Berufenen, und zu der Versuchung, nicht untergeordnete Mitwirker als Rivalen ihrer eingebildeten Größe durch Falschheiten zu beseitigen. Wenn man eine Reihe solcher Erfahrungen durchgemacht hat, lernt man zuletzt die Nothwendigkeit erkennen, allen diesen großen Männern gründlich zu mißtrauen und lieber als schonungsloser Richter ihre Feindschaft, denn als nachsichtiger Freund ihre Falschheit zu verdienen. Und hat man vollens, außer mit den großen Männern, auch mit dem Schwanz von revolutionairem Pöbel seine Erfahrungen gemacht, den sie hinter sich herzuschleppen pflegen, so versöhnt man sich zuletzt mit der Nothwendigkeit einer vollständigen Isolirung:

Die Sache der Freiheit machte sich schon,
Wenn nur ihr abscheulicher Schwanz nicht wäre,
Treu bleib' ich der Revolution,
Satt hab' ich die Herrn „Revolutionaire".

Da ich im Vorhergehenden so viel von Gemüsekost geredet habe, halte ich es für passend, das Thema hier abzuschließen durch Einschaltung folgender Geschichte, die ich G. Struve und seiner Gemalinn gewidmet habe.

*

Die Geschichte von Johann Struff oder Struff I., Peter Struff oder Struff II. und Kaspar Struff oder Struff III.;

oder

Die Kunst, ein Jupiter zu werden.

Zwei Dutzend teutsche Revolutionaire wollten zu Schiff gehen, um das goldene Vlies der Freiheit zu erobern. Sie waren sämmtlich nicht bloß sehr radikal, sondern auch sehr praktisch, und thaten eben so wenig etwas, was unnütz war, wie sie etwas unterließen, was nöthig war. Diesen Grad der Befähigung hatten sie erreicht durch den Unterricht ihres Anführers Johann Struff, eines Mannes von allen möglichen Talenten und Tugenden. Unter den letztern waren die größten sein unerschütterlicher Glaube an die Vorsehung und eine mit unerbittlicher Konsequenz durchgeführte Abstinenz von allen Fleischspeisen, welche Abstinenz als die Grundlage aller Humanität und Philosophie war erkannt worden. Es fand sich daher auch auf dem Schiff weder Speck noch Pökelfleisch, weder Wurst noch Schinken. Die Mannschaft sollte ausschließlich von Erbsen, Bohnen, Sauerkraut und Zwieback leben, damit ihr die humane Disposition, die man den sittlichen Halt nannte, nicht abhanden komme. Bloß einer der Freiheitsargonauten, welcher sich die neue Lehre nicht aneignen konnte oder wollte, hatte die alte fleischliche Leidenschaft beibehalten und fröhnte ihr durch mitgenommene Schinken und Würste. Man sagte dieß sogar Johann Struffs Gemalinn nach, welche ohne Wissen ihres Gatten mitun-

ter etwas Zervelatwurst und Gänseleberpastete naschte. Sie hatte es noch nicht zu jener Gewissenhaftigkeit gebracht, welche aus einer religiösen Auffassung des Gemüseessens hervorgeht, bloß bestrebt, der Autorität ihres geliebten Johann äußerlich zu genügen, seiner Beruhigung wegen.

Vor der Abfahrt hielt Johann Struff an seine Gefährten eine erhebende Rede, in der er sie zu dem gefahrvollen Unternehmen ermuthigte durch eindringliche Ermahnungen, mit frommem Glauben und fester Zuversicht auf die Vorsehung zu rechnen, welche sie sicher geleiten werde. Denn, sagte er, der Blick des Menschen ist kurzsichtig und er muß ihn ergänzen durch blinde Zuversicht in die Führung der unsichtbaren Vorsehung; wollten wir uns stets besinnen, wo wir nicht erkennen, wollten wir stets nachdenken, wo wir nicht sehen, so würden wir stets stillstehen, aber — „wo die Erkenntniß aufhört, beginnt der Glaube." Glaube und Enthaltsamkeit von fleischlichem Materialismus, das sind unsere festen Stützen, unsere sicheren Führer.

Unsere Argonauten hatten schon eine ziemlich lange Fahrt hinter sich, ohne das Ziel zu erreichen. Mehrere behaupteten, man habe einen falschen Kours eingeschlagen, und wollten nördlich steuern. Johann Struff aber, der nie seine Vorsätze änderte, weil sie stets weise waren, bestand auf der Festhaltung des südlichen Kourses. Die Vorliebe, die er für Süddeutschland hatte, übertrug er auch auf die See und er hätte um Alles in der Welt die Freiheit nicht in der Nord- oder Ostsee gesucht. Wenn die Mannschaft unruhig wurde, so schrieb er dieß dem Unglauben und dem Fleischesser zu, welcher, durch Zweifelsucht zum Mißtrauen und durch Fleisch zur Leidenschaftlichkeit

getrieben, sich nicht die nöthige Geduld aneignen könne. Eines Tages hielt er auf dem Verdeck einen ergreifenden Vortrag über dieses Thema. Vorträge, sowohl mündliche wie schriftliche, waren überhaupt seine Leidenschaft und er versäumte nie eine Gelegenheit, sein Talent der Rede wie der Schrift zu entwickeln. Er hielt täglich zwölf Reden und diktirte nebenbei stündlich zwölf Bogen voll. Struff bewies seinen Zuhörern auf dem Verdeck, daß sie nie und nimmer das Ziel der Fahrt erreichen könnten, wenn nicht alle Zweifelsucht und alle thierische Leidenschaft und mit letzterer alles Fleisch über Bord geworfen werde. Er trug zuletzt darauf an, daß eine Visitation nach Schinken und Würsten angestellt und das Vorgefundene nach dem zu erwartenden Majoritätsbeschluß beseitigt werde.

Der Fleischesser widersetzte sich diesem Antrag auf das Lebhafteste und sogar Struff's Gemalinn schloß sich ihm in so fern an, als sie die Meinung äußerte, das demokratische Prinzip des Majoritätsrechts könne sich nicht bis in den Magen ausdehnen. Struff bekämpfte indeß diese Einwände siegreich und sein Antrag wurde mit großer Majorität zum Beschluß erhoben. Leider kam aber der Beschluß nicht zur Ausführung. Während man sich nämlich mit der Hauptsache, dem Glauben und dem Gemüseessen, beschäftigte, hatte man eine Nebensache, das Steuerruder, außer Acht gelassen, denn man hatte die Vorsehung zum Steuermann ernannt. So geschah es, daß in dem Augenblick, wo die gemüseessende Majorität zur Abstimmung die Hände in die Höhe streckte, das Schiff plötzlich einen heftigen Stoß erhielt und sämmtliche Abstimmende zu Boden warf. Es war auf einen Felsen gelaufen und begann auch sofort zu sinken. Die Bemannung rettete sich glücklich auf

den Felsen, aber ihre ganze Provision und Habe, ein Paar Flinten, Fischereigeräthschaften und dergleichen ausgenommen, ging mit dem Schiff zu Grunde. Unter denjenigen Gegenständen, deren Verlust am Meisten beklagt wurde, sind vorzugsweise zu nennen eine Karte der künftigen teutschen Föderativrepublik, ein Verfassungsentwurf für dieselbe, ein Roman, „Blumenkohl's Fahrten" betitelt, welcher die ganze Anschauungsweise der Glaubens- und Gemüsephilosophie geistreich und überzeugend entwickelte, sodann ein phrenologisches Kopfmaß, wonach in der künftigen Republik die Normalköpfe geformt werden mußten, und Modelle von den sechshundert „Geißeln der Menschheit", endlich ein vegetabilischer Kalender, welcher eine neue Zeitrechnung nach der republikanischen Küche und Religion einführte, so daß er z. B. Montag in Kartoffeltag, Dienstag in Kohltag, Mittwoch in Rübentag, Donnerstag in Spinattag, Freitag in Erbsentag, Samstag in Salattag und Sonntag in Glaubenstag umwandelte. Struff verschmerzte den Verlust seiner wichtigen Papiere und Vorrichtungen nur in der Ueberzeugung, daß es seiner produktiven Thätigkeit bald gelingen werde, sie der Welt auf's Neue zu sichern.

Der Felsen, auf welchen die Schiffbrüchigen sich ausgesetzt sahen, hatte ungefähr dreißig Fuß im Durchmesser, war durchaus kahl und bot daher keinen sehr tröstlichen Aufenthalt für Bewohner dar, mogten dieselben der Gemüse- oder Fleischtheorie huldigen. Derjenige, welcher die neue Lage am Großartigsten und Politischsten auffaßte, war natürlich Struff. Kaum hatten sich die Geretteten von ihrem ersten Schreck erholt und das Seewasser abgeschüttelt, als Struff eine Rede hielt und seinen Gefährten

bewies, wie gütig die Vorsehung über sie gewacht habe, denn sonst würde das Schiff zu Grunde gegangen sein ohne auf einen rettenden Felsen zu stoßen. Sodann beantragte er, daß man sich parlamentarisch konstituire und einen Präsidenten ernenne. Nachdem dieß geschehen war, nahm Struff das Wort, bestieg eine erhöhte Spitze des Felsens und sprach: „Brüder! Ein Unglück hat uns getroffen — doch war es nur ein scheinbares, denn gleichzeitig ist uns ein Glück wiederfahren. Wir haben unsere Habe verloren, doch, was wir gerettet haben, ist unser Geist, unsere Gesinnung, unser Glaube und unser Muth. Mit ihnen ausgerüstet, trotzen wir allen Zufällen und Gefahren. Wohlan, bewähren wir uns! Richten wir unsere Thätigkeit zunächst auf das Nöthigste, auf das Praktischste! Ich beantrage daher, daß wir sofort ein Journal gründen unter dem Titel „Der ozeanische Zuschauer". Anfangs lassen wir es als Wochenblatt erscheinen; sobald es aber hinreichende Abnehmer hat, geben wir es als Tageblatt heraus. Die Redaktion bin ich bereit zu übernehmen." Sodann sprach er sich über die Tendenz und Einrichtung des Blattes näher aus und begann den Mitarbeitern ihre Aufgaben zuzuweisen.

Struff's Plan fand unter einem Theil der Versammlung lebhafte Unterstützung. Ein anderer Theil aber, namentlich der Fleischesser, erklärte sich entschieden dagegen. „Wo haben wir denn, sagte der letztere, Federn, Dinte und Papier? Gesetzt aber auch, wir fangen einen Dintefisch, schießen einen Seevogel und schreiben auf Muscheln, wo finden wir eine Presse und Drucklettern? Angenommen aber auch, wir machen Lettern aus Korallen und eine Presse aus Felsblöcken, wo ist unser Publikum?

Wird das teutsche Volk seine neue Flotte hierhersenden, um Abonnenten zu bringen? Oder sollen wir eine Zeitung für Wallrosse und Möven herausgeben? Ich halte es für viel zweckmäßiger, daß wir uns nach Lebensmitteln umsehen, denn unser nächstes Bedürfniß scheint mir der Schutz vor dem Hungertod zu sein."

Diese Einwürfe und Propositionen erschienen den Meisten als sehr gesucht. Dennoch fanden sie einige Beachtung, da ihnen als heimlicher Alliirter der Magen sämmtlicher Anwesenden gesichert war, welche begannen ein mächtiges Eßbedürfniß zu empfinden.

Als Struff diese Gefahr erkannte, suchte er sie durch passende Vorstellungen abzuwenden. Er appellirte an das sittliche Gefühl der Versammlung, zeigte ihr, daß in ihrer jetzigen Lage keine vegetabilische Nahrung, einiges angeschwemmte Seegras ausgenommen, zu erwarten sei, daß daher nur die Wahl übrig bleibe, entweder Austern, Vogeleier und Fische zu essen, oder aber zu verhungern. Er seinerseits bleibe seinen sittlich-vegetabilischen Grundsätzen treu und werde eher verhungern, als die unmoralische animalische Nahrung zu sich nehmen. Für seine Ueberzeugung, für die Ideen der sittlichen Menschheit, müsse man zu sterben wissen; er fodere daher die Versammlung auf, durch Majoritätsbeschluß zn erklären, daß man verhungern müsse.

Der Fleischesser wandte hiergegen ein, daß man, wenn man verhungert sei, das Journal nicht heraus geben könne. Dieser Einwurf leuchtete Allen ein und führte das Amendement herbei, man solle Jedem das Verhungern freistellen, dann aber auch das Journal herausgeben.

Struff erklärte sich mit diesem Vorschlag einverstanden und somit wurde er Beschluß. Darauf warf man die Angeln aus, um einen Dintefisch zu fangen, und die Gewehre wurden geladen zur Vogeljagd. Statt Dintefische fing man Bratfische. Der Anblick derselben so wie einige gefangene Seekrebse und die umherliegenden Vogeleier wirkten so verführerisch auf die Gesellschaft, daß in Kurzem Alles mit dem Anrichten einer Mahlzeit beschäftigt war. Aus aufgefischten Schiffstrümmern wurde ein Feuerherd errichtet und nach einigen Minuten hatte Jeder, Struff und seine nothgedrungene Gemalinn ausgenommen, einen gebratenen Fisch in der Hand.

Struff war außer sich, einmal weil er alle seine Jünger aus bloßem sinnlichem Gelüste gegen seine heiligsten Grundsätze revoltiren sah, dann aber, weil er, trotz allen Beschwörungen der Vorsehung, keinen Dintefisch fangen und das Journal nicht beginnen konnte. In seiner Verzweiflung sann er auf Auswege. Plötzlich entdeckte er am Horizont die Umrisse einer Insel. Augenscheinlich kam die Vorsehung ihm jetzt zur Hülfe. Die Insel, dachte er, ist entweder bewohnt und dann ist uns in jeder Beziehung geholfen, oder aber sie ist nicht bewohnt und dann nehmen wir sie in Besitz, um meinen neuen Staat auf ihr zu gründen. Vegetabilien wird sie jedenfalls in hinreichendem Maße hervorbringen und das etwaige Thierreich lasse ich todtschlagen, damit man es nicht esse.

Aber wie die Insel erreichen? Auch hierzu fand sich Rath. Von dem untergegangenen Schiff rissen die Wellen eine Menge Planken los. Diese Planken band man zu Flößen zusammen und die Ueberfahrt war gesichert. Man besann sich nicht lang und schiffte sich ein. Aber als die

Argonauten schon in der Nähe der Insel waren und Struff eben die Landungsrede hielt, statt die Landung selbst zu überwachen, geriethen die Flöße in die Brandung, die Wellen rissen sie auseinander und der größte Theil der Bemannung ertrank. Nur Struff mit seiner Gemalinn, zweien seiner treuesten Anhänger und dem Fleischesser retteten sich. Der Fleischesser hatte sogar das Glück, seine Flinte und Jagdtasche mit an's Ufer zu bringen.

Das Erste, worauf Struff nach der Landung sann, war eine Dankrede an die Vorsehung, indem dieselbe von 24 Personen fünf am Leben erhalten habe, und dann die Auffindung von Gegenständen, durch die er sich den Märtyrertod für seine Verhungerungstheorie ersparen könnte. Er brauchte nicht lang zu suchen. Baumfrüchte fand er zwar nicht, aber Gras, wilden Sellerie, wilde Kartoffeln, Sauerampfer u. s. w. in Menge. Man überzeugte sich bald, daß man auf einer unbewohnten, mit einiger Waldung und viel Gras bedeckten Insel sich befand.

Struff erkannte sofort die Aehnlichkeit seiner Lage mit derjenigen, worin der Held des Romans „Blumenkohls Fahrten" seine Theorie so anziehend verwirklicht hatte. Er sah hierin eine Fügung der Vorsehung und war bald überzeugt, daß er auf der neuen Insel seine Mission erfüllen müsse. Nachdem er sich vollständig klar über die Lage der Dinge geworden, sprach er zu seinen Genossen: „Brüder, wir müssen eine Volksversammlung berufen!"

Zwei seiner Brüder waren damit einverstanden, daß man eine Volksversammlung berufen müsse. Der Dritte aber, der Fleischesser, Karl Straff mit Namen, der Nämliche, welcher gegen das Journalprojekt so starke Opposition gemacht hatte, erhob auch allerlei unzeitige Einwürfe gegen

die Berufung einer Volksversammlung. „Ich sehe hier, sprach er, kein anderes Volk, als ein Volk Rebhühner, auf die ich mich im Voraus freue, sodann eine Menge Kaninchen, wilde Enten u. s. w. Will man diese zusammenberufen, so habe ich nichts dawider, man erspart mir dadurch die Mühe, sie zu jagen, aber —“ Hier wurde er unterbrochen durch den Ausdruck der Entrüstung, welche die Versammlung über seine frivolen Reden empfand. Kurz, er mußte sich der Majorität fügen und die fünf Schiffbrüchigen konstituirten sich als Volksversammlung.

Struff hielt eine fulminante Rede, in welcher er zunächst feststellte, daß man mit den Tyrannen keinen Frieden schließen, sondern in ihrer Bekämpfung eifrig fortfahren müsse. Hierzu gehöre aber vor allen Dingen Muth und Entschlossenheit. Man müsse ein „Mann der That“, nicht der Worte sein. Wer nicht Gut und Blut einzusetzen und im „Kugelregen„ zu wandeln entschlossen sei, der sei ein Verräther und Unmensch. Er fodere daher die Versammlung auf, ihm zu schwören, daß sie Gut und Blut zur Verfügung stellen und stets im Kugelregen wandeln wolle zur Bekämpfung der Tyrannen.

Seine beiden vegetabilischen Anhänger schwuren. Der fleischessende Opponent aber weigerte sich und sprach: „Daß wir auf dieser Insel die Tyrannen bekämpfen sollen, kommt mir eben so amüsant vor, wie daß wir auf dem Felsen ein Journal herausgeben wollten, oder daß wir fünf Mann hoch eine Volksversammlung halten. Ich finde hier einstweilen nichts zu bekämpfen als Rebhühner, Kaninchen u. s. w. Tyrannen, wenn auch sehr unschuldige, finde ich hier höchstens in Denen, welche Andere mit ihren Verrücktheiten tyrannisiren wollen und sich dazu sogar der

Majoritätsbeschlüsse bedienen. Man kann Alles lächerlich machen, sogar die Freiheit, und unser Präsident Struff ist auf dem besten Wege dazu. Wüßten die Tyrannen, was wir hier beginnen, sie bedürften gar keiner Anstrengung mehr, uns unschädlich zu machen, denn ihr kennt das Sprichwort: „die Lächerlichkeit tödtet". Mögen wir uns durch unser Streben verhaßt, mögen wir uns furchtbar machen, das Alles schadet uns nicht; aber sobald wir uns lächerlich machen, sind wir verloren. Wer die Grenze des Lächerlichen nicht zu erkennen und zu meiden weiß, dem fehlt es an Verstand, und nur der Verstand hat Anspruch auf Zutrauen in Verstandessachen. Der Präsident Struff empfiehlt uns Muth. Wohlan, wir haben hier keinen anderen Muth zu bewähren, als den, uns einander die Wahrheit zu sagen und unsere Thorheiten abzulegen. Eine Thorheit mit Hartnäckigkeit festhalten, zeugt entweder von einem Gehirnfehler, oder von einer inkurablen Eitelkeit. Ich trage im Interesse der Freiheit darauf an, daß wir auf dieser Insel alle unsere Narrheiten zurücklassen und mit dem ersten Schiff, das sich nähert, als gescheidte Leute in unser Vaterland zurückkehren. Erst dort, wo es am Platz ist, wollen wir Volksversammlungen halten und unseren Muth in Funktion setzen, und wer dann den Kugelregen liebt, wird Gelegenheit genug erhalten, sich beregnen zu lassen. Wer am unrechten Ort als „Mann der That" renommirt, ist gewöhnlich am rechten Ort ein Mann der Blamage."

Straff's Rede bewirkte das Gegentheil von Dem, was sie beabsichtigte. Struff entgegnete ihm mit großer Emphase:„ Man sieht", sprach er, „daß unser Mitbürger, der so viel von Freiheit redet, nicht einmal die Elementarbe-

griffe der Freiheit richtig erfaßt hat. Er verwirft das Majoritätsrecht. Wer das verwirft, der ist kein Demokrat, der ist ein Monarchist, ein Despot, ein Verräther —"

„Ich verwerfe nicht das Majoritätsrecht, entgegnete Straff, ihn unterbrechend. Ich erkenne es dem demokratischen Staate zu, in allgemeinen Angelegenheiten, aber ich erkenne es nicht an, wo es irgend einer durch den Zufall zusammengewürfelten Gesellschaft als Mittel dient, entgegenstehende Ueberzeugungen oder Individualitäten zu vernichten und jede beliebige Tollheit zum Gesetz zu machen. Das Majoritätsrecht setzt vernünftige Menschen voraus, nicht Narren. Auf dem Felsen, den wir gestern verlassen haben, sollten wir demokratisch verhungern; auf dieser Insel werde ich, wenn ich die Majorität anerkenne, genöthigt werden, gleich dem lieben Vieh demokratisch Gras zu fressen. Dazu habe ich keine Lust und solltet ihr mich dazu zwingen wollen, so werde ich nöthigenfalls an mein Minoritätsrecht, das heißt an meine Flinte oder den „Kugelregen" appelliren. Ich frage den Präsidenten, wenn die Majorität dieser Gesellschaft für das Fleischessen stimmt, ob er dann aus purer demokratischer Gewissenhaftigkeit sich Kaninchen und Rebhühner braten wird?"

„Glaubst du", entgegnete Struff heftig, „daß ich hier auf dem Armensünderstuhl sitze und mich von dir müsse ausfragen lassen?"

„Da haben wir den Demokraten, rief Straff triumphirend. Mich will er par force auf seinen demokratischen Leisten schlagen; beginne ich aber, ihn ihm selbst anzupassen, so rettet er sich durch eine übelverdeckte Flucht in das Gebiet einer gemachten Entrüstung. Doch genug davon, mir wird diese Art von Demokratie langweilig und mich hun=

gert. Ich gehe auf die Jagd, um mir recht undemokratisch eine wilde Ente zu schießen.“ (Indem er sich verabschiedete, flüsterte ihm Struffs Gemalinn in's Ohr, sie rechne darauf, daß er ihr einen Schenkel von der wilden Ente zustecke.)

Nach Straff's Entfernung blieb die übrige Gesellschaft in großer Bewegung zurück. Struff's beide Anhänger schwuren nicht bloß Unerbittlichkeit und Muth gegen die Tyrannen und unerschöpflichen Kugelregen, sondern auch treue Anhänglichkeit an die Fleischverabscheuungstheorie. Um ihre innige Ergebung kund zu thun, baten sie sich sogar die Ehre aus, Struff's Namen annehmen zu dürfen. Struff, dem dieß Verlangen sehr schmeichelte, war natürlich einverstanden und so konstituirten sich denn die drei Gesinnungsgenossen als „vegetabilische Föderativrepublik“ unter dem Namen:

Johann Struff oder Struff I.,
Peter Struff oder Struff II., und
Kaspar Struff oder Struff III.,
gesegnet und protegirt von Struffina.

Sie entwarfen ihr Programm oder ihre Verfassung und beschlossen zunächst, nicht eher zu ruhen, als bis sie ihre ganze Umgebung zur vegetabilischen Staatslehre bekehrt und einen Kugelregen zu Stande gebracht hätten.

Das Bekehren begann sofort, als Straff von der Jagd zurückgekommen war und mit Frau Struff die wilde Ente verzehrt hatte.

Struff's Rede lautete also: „Ich muß nicht bloß eine innige Vorliebe für die vegetabilische Lebensweise, sondern auch schon eine genauere Kenntniß der ganzen vegetabilischen Wissenschaft voraussetzen können, wenn ich einen Blick

in den tiefen Hintergrund thun lassen soll, der alle ihre Geheimnisse und Seeligkeiten im Sanktissimum der Vorsehung verbirgt. Auf dem vegetabilischen System, getragen von dem Glauben an die Vorsehung, beruht meine ganze Weltanschauung, meine Politik und meine Moral. Nur der verklärte Blick des Herbivoren vermag in jene Himmelsfernen zu schauen, die seine Seele nach dem Tode durchdringt, um auf demjenigen Stern sich anzusiedeln, welcher dem Grade ihrer Vollkommenheit entspricht, so daß die wahrhaft harmonischen Seelen auf die Blumen- und Musik-Sterne versetzt werden, auf welchen sie von Veilchenduft und Flötentönen sich nähren. Nur der Herbivore kann ein wahrhaft freier Mann, nur der Herbivore kann ein sittlicher Mensch werden, und ihm allein ist es vorbehalten, sich endlich in einen Gott zu verwandeln." —

Straff begann, Struff zu unterbrechen. „Keine Unterbrechung!" schrie Struff. „Es heißt allem parlamentarischen und demokratischen Wesen Hohn sprechen, wenn man den Gründen des Gegners durch Geschrei oder Unterbrechungen zuvorkommen will."

„Davon handelt es sich hier nicht", entgegnete Straff. Es handelt sich einzig von der Langeweile. Ich weiß, daß der Bürger Struff, wenn man seine Selbstgefälligkeit sich selbst überläßt, mit seinen Reden gar nicht zu Ende kommt. Seine Rede aber bis zu Ende zu hören, habe ich heute um so weniger Lust, da ich Das, womit er uns regaliren will, schon hundert Mal gehört habe. In dem geheimnißvollen Hintergrund, den er unserer Geduld in Aussicht stellt, erblicke ich nichts als entweder Charlatanerie oder eine Verrücktheit. Das Wort Charlatanerie wird mir um so eher erlaubt sein, da diese Gemüsetheorie als

Mittel der Sektirerei ausgebeutet wird. Alle Charlatane und Sektirer bedienen sich gewisser Arkana, Gelübde oder Abstinenzübungen, um ihre Anhänger an eine Fessel zu binden, die, aus Abhängigkeit und Gewohnheit zusammengesetzt, für gewöhnliche Menschen eine bannende Kraft zu haben pflegt. Andere bedienen sich sogar solcher Mittel aus Eitelkeit, indem sie durch eine Enthaltsamkeit zu imponiren glauben, deren Eindruck sie falsch berechnen. Doch lassen wir Das jetzt bei Seite. Ich wollte eine kurze Beleuchtung der Gründe geben, womit uns Johann Struff seine Gemüse- oder Grastheorie plausibel zu machen sucht."

„Ich schmeichele mir, gegen Alles, was nicht das Menschenrecht und die Freiheit verletzt, möglichst tolerant zu sein, sogar gegen diejenige Spezies von Geschöpfen, die man Herbivoren oder Grasfresser nennt. Ich spreche zuvörderst Niemanden das Recht ab, zu essen, was er will, und hat Jemand Lust, Lehm zu fressen wie ein gewisses Küstenvolk von Amerika, so werde ich mit naturhistorischer Neugier und Theilnahme seiner Mahlzeit zuschauen. Ich würde sogar einem Gemüseesser sehr dankbar sein, wenn er mir seine Leiche zusagte, damit ich als Anatom untersuchen könnte, ob sein Duodenum kürzer oder länger geworden sei. Auch gestehe ich dem „vegetabilischen System" einen medizinischen Werth zu. Es ist keine Frage, daß eine vegetabilische Kost beruhigender wirkt, als eine animalische; es kann daher in gewissen körperlichen Zuständen nöthig sein, sich für einige Zeit des Fleisches zu enthalten. Ja, gegen die Nachwirkungen der Syphilis soll eine jahrelange vegetabilische Diät eine ganz probate Kur sein, und es gibt Menschen, die, nachdem sie einige Jahre zur Umwand-

lung ihrer durch die Syphilis verdorbenen Säfte die Gemüsekur gebraucht hatten, derselben aus bloßer Gewohnheit oder in dem Glauben treu blieben, daß eine Lebensart, welche gegen ein spezielles Uebel gute Dienste geleistet, ein Universalmittel gegen alle Uebel sei. So wenig wie einem Syphilitischen, würde ich einem Gefangenen viel Fleisch zu essen geben, da ihm dasselbe die nöthige Geduld erschweren würde und Fleischkost Thätigkeit und Bewegung voraussetzt."

„Man sieht also, daß ich der Gemüsediät vollständige Gerechtigkeit wiederfahren lasse, sofern sie eine persönliche Liebhaberei ist und in Ausnahmsfällen ihre Dienste leistet. Aber was ich, gelinde ausgedrückt, für eine Verirrung ansehe, ist ihre Ausschließlichkeit für alle Fälle. So wenig ich es für gerechtfertigt halten könnte, bloß Fleisch zu essen, so wenig halte ich es für vernünftig, bloß Vegetabilien zu essen. Der Mensch ist nicht deshalb für Beides körperlich disponirt, damit er sich dem Einen oder Andern entfremde. Daß er das Maß und die Vertheilung bestimme, dazu ist er ein sittliches und vernünftiges Wesen. Nicht bloß der Gesundheit halber, sondern auch der geschichtlichen Zwecke wegen ist die Fleischnahrung eine Nothwendigkeit. Diejenigen Völker, welche die meiste Thatkraft entwickeln, z. B. die Engländer und Nordamerikaner, leben größtentheils von Fleisch. Auch zeigt die Analogie der Thiere, daß die Fleischnahrung eine Bedingung der Kraft und des Muths ist. Es ist daher sogar im Interesse des Kugelregens, daß man Beafsteaks und Schinken nicht verschmäht. Der Bürger Struff macht zwar mit Genugthuung darauf aufmerksam, daß die stärksten Thiere, z. B. der Elephant, der Ochse und das Pferd, von Vegetabilien leben. Aber

der Löwe schlägt ein Rind mit einem einzigen Tatzenhieb zu Boden, verspeis't Pferde und Ochsen, und gäbe es Löwen von der Größe des Elephanten, so wären die Elephanten in kurzer Zeit ausgerottet. Auch zeigt uns der Bürger Struff, daß die pflanzenfressenden Thiere die kultivirtesten, die brauchbarsten seien. Er macht aber seiner Theorie kein besonderes Kompliment, wenn er beweis't, daß sie geeignet mache, ein Lastträger oder eine Mahlzeit für Andere zu werden. Zur Freiheit zeigt uns diese Wirkung nicht den Weg und es ließe sich eine ganz gute Parallele ziehen zwischen den lasttragenden Völkern und den pflanzenfressenden Thieren. Ja, ein Despot würde eine ganz praktische Konsequenz befolgen, wenn er alle Fleischnahrung aus dem Volk verbannte und sie nur für sich und seine Soldaten in Beschlag nähme. Er wäre sicher, dann auch in Bezug auf die physische Erziehung eine Heerde von Lämmern, Kameelen und Rindern zu erhalten. Ist es nicht grade eine bevorzugende Eigenthümlichkeit, daß die fleischfressenden Thiere, die Hunde ausgenommen, sich nicht dazu eignen, verspeis't zu werden? Die Raubthiere wie die Könige fressen sich nicht unter einander auf, sie fressen nur das plebejische Vieh, das den Kopf zur Erde beugt, um sich mit Gras und Kartoffeln zu mästen. Seit wann ist es ein Vorzug, als Last- und Schlachtvieh geboren oder erzogen zu werden?"

„Der Bürger Struff hat uns noch nie die Frage beantwortet, wie es auf der Welt aussehen würde, wenn seine Theorie stets befolgt und kein Thier geschlachtet worden wäre. Es würde ein solches Gedränge von Rindvieh und Schweinen auf der Welt sein, daß die Menschen in und von der Luft leben müßten. Glaubt man, die Thiere

seien bloß vorhanden, um zu leben und den Menschen zu inkommodiren? Ich bin der Meinung, es sei eine natürliche Bestimmung, daß der Mensch nach und nach, wie er die Erde kultivirt, alle schädliche, nämlich alle Raubthiere (die nur auf der unkultivirten Erde eine Bestimmung hatten) möglichst ausrotte, dagegen die nützlichen oder brauchbaren Thiere möglichst pflege und benutze. Ich fodere mit Heinrich IV., daß jeder Bürger sein Huhn, ja vielleicht seinen Hasen- und Rehbraten im Topf habe. Damit er aber nicht zu übermüthig und wild werde, setze ich auch voraus, daß er das Huhn nicht allein esse, sondern eine entsprechende Quantität Gemüse dazu verzehre."

„Die Frage der Benutzung der Thiere führt uns zur Hauptfrage. Der Bürger Struff will uns durch Rechts- und Humanitätsgründe überzeugen, daß es Unrecht und Inhumanität sei, die Thiere zu tödten. Ich ziehe zunächst einige Konsequenzen. Sollen die Thiere dem Menschen gleichgestellt werden, so daß es rechtswidrig sei, ihnen das Leben zu nehmen, so ist es nothwendig auch rechtswidrig, sie zu berauben, und wenn der Bürger Struff noch immer einen Rock von Wolle trägt, die einem Schaf geraubt worden ist, so begeht er eine arge Inkonsequenz. Ferner ist es inkonsequent, die Thiere in ihrer Freiheit zu beschränken, sie zu benutzen, ja zu unterjochen. Wer gibt dem Bürger Struff das Recht, auf einem zur Freiheit geborenen Roß spazieren zu reiten, oder ein Regiment Kavallerie zu errichten zur Bekämpfung der Despoten? Uebrigens trinkt der Bürger Struff Milch und brennt Talglichter. Ist das nicht ein Verbrechen gegen seine Sittenlehre? Wenn es eine Sünde gegen die Humanität ist, nicht bloß ein Thier zu tödten, sondern auch durch Be-

nutzung des getödteten sich an der Sünde indirekt zu betheiligen, so ist es gewiß inhuman, die Milch zu trinken, welche zur Ernährung des Kindes einer Kuh bestimmt war und nur dadurch für den Bürger Struff disponibel wurde, daß man das Kind seiner Mutter wegnahm und schlachtete. Und wie kann der Bürger Struff es mit seiner Konsequenz vereinigen, daß er Wasser trinkt, welches in jedem Tropfen eine Anzahl Thiere nährt, und daß er spazieren geht, während er weiß, daß er mit jedem Fußtritt einige zum Leben berechtigte Geschöpfe vernichtet? Ja, wie will er seine Verbrechen verantworten, wenn er nebst Gemalinn in heißen Nächten die Jagd auf gewisse unaussprechliche Thiere kultivirt, die man nur dadurch los wird, daß man sie hinrichtet, ermordet, standrechtet? Wenn eine Lehre nicht durch ihre Konsequenzen erprobt wird, so ist sie falsch, sofern die Konsequenzen richtig sind."

„Aber ich ziehe noch weitere Konsequenzen. Ich behaupte, wenn der Mensch nicht das Recht hat, das Leben eines Thieres zu zerstören, so hat er auch nicht das Recht, das Leben einer Pflanze zu zerstören. Daß die Pflanze festgewurzelt ist und kein uns wahrnehmbares Schmerzvermögen hat, begründet um so weniger einen prinzipiellen Unterschied, da es Thiere gibt, die ebenfalls nicht von der Stelle kommen und sich, wie z. B. eine Auster, so schmerzlos verspeisen lassen wie eine Birne oder eine Pflaume. Die Konsequenz der Struff'schen Theorie muß sein, daß Alles, was lebt und sich entwickelt, ein Recht habe, in seinem Leben und seiner Entwicklung nicht beeinträchtigt zu werden. Und diese Konsequenz führt uns dahin, daß wir vor lauter Rechtsgefühl und Humanität entweder verhungern oder gleich dem Vogel Strauß Steine fressen müssen, die, sollten

sie lebens- und entwickelungsfähig sein, wenigstens die beruhigende Eigenschaft besitzen, daß sie unverdaut wieder in Freiheit gesetzt werden."

„Vernünftige Menschen sind der Meinung, ein Recht könne nur existiren unter der Voraussetzung eines Bewußtseins, also der Vernunft. Deshalb habe nur der Mensch Rechte und die Thiere, wie Alles, was die Erde produzirt, seien nur Gegenstände, welche der Mensch zu seinen d. i. zu den humanen Zwecken benutzt. Die Humanität liegt nur im Gebiete der Menschheit. Deshalb sind es auch nur Rücksichten auf seine eigene Vernunft, wenn der Mensch die Thiere nicht mißhandelt und nicht unnöthiger Weise quält. Was unvernünftig ist, widersteht dem vernünftigen Wesen."

„Hiermit breche ich für heute ab. Es gibt Menschen, die glauben, ungestraft Narren sein zu können, wenn sie es im Namen der Freiheit sind. Ich bin nicht gutmüthig genug, sie auch dann noch zu ertragen, wenn sie mit ihrer Narrheit dominiren wollen. Ich erkläre euere Gemüsetheorie für baare Verrücktheit und den Bürger Struff für ein abgeschmacktes Gemisch von humaner Anlage, Narrheit und Eitelkeit. Ich habe ihn geschont und begleitet, weil ich hoffte, seine guten Eigenschaften dadurch nutzbringend zu machen, daß ich ihn von seinen Narrheiten kurirte. Nachdem ich aber erkannt habe, daß er nicht bloß unheilbar ist, sondern auch stolz auf seine Verrücktheiten und daß er außerdem trotz der unbedenklichen Bloßstellung seiner Tollheiten an einer diplomatischen Verstecktheit laborirt, die mir den versöhnenden Eindruck des Ganzen stört, ist es mir zu langweilig geworden, mich länger mit ihm zu katzbalgen. Ich sage euch also hiermit Adieu und über-

lasse euch ohne Störung eueren vegetabilischen Uebungen."

Damit hängte er sein Gewehr um und ging.

„Der Straff ist der grobste Mensch, der mir je vorgekommen," rief Struff dem Lachenden nach und riß ein Bündel Gras aus der Erde.

Straff's rücksichtlose und frivole Rede bestärkte Struff's Anhänger nur in ihrem Eifer, obschon die von ihm urgirten Konsequenzen ihnen einige Unruhe verursachten. Sie schwuren auf's Neue ewigen Abscheu dem Fleischessen und die neue Republik ging an's Werk, um aus Gras und Sauerampfer eine Fest- und Humanitätssuppe zu kochen.

Da Straff sich gar nicht wieder sehen ließ, hatte die Republik einige Tage ruhigen Bestand. Wer hätte ahnen können, daß sie den Keim der Revolution in ihrem eigenen Schooße barg! Nach einigen Tagen meldeten sich nämlich bei Struff II. die von Straff gezogenen Konsequenzen wieder. Sie wurden so zudringlich, daß sie ihn gar nicht mehr schlafen ließen. Aber sie führten ihn keineswegs zu der Erkenntniß, daß man das Fleisch nicht verdammen müsse, sondern zu der Einsicht, daß Struff I. nicht konsequent genug war und nicht weit genug ging. Es wurde ihm klar, daß das Pflanzenessen ein eben so großes Verbrechen sei wie das Fleischessen. Nachdem er hierüber ganz mit sich einig geworden, legte er Struff I. ein offenes Bekenntniß ab, sagte sich feierlich von seiner Lehre los und erklärte, daß er von nun an — bloß Steine essen werde.

Struff I. war nicht wenig überrascht, aber alle seine Gegenvorstellungen halfen nichts. Sogar seinen „Hintergrund" zog er ohne Erfolg hervor. Er mußte es mit an-

sehen, wie Struff II. Kiesel aß und sich zum Frühstück Kaffee aus Braunkohlen kochte. Ja, er mußte zu seinem Schrecken erleben, daß sein Schüler nach und nach ein steinartiges Aussehen bekam und marmorkalt wurde. Und als derselbe sogar behauptete, sein Verstand werde täglich klarer und sein Gemüth täglich ruhiger, ja als er aufstellte, er werde nach dem Tode auf einen Stern versetzt, wo seine Seele sich von dem Wasser der Diamanten nähre, wurde es Struff I. ganz wirr davon im Kopfe.

Sein einziger Trost war, daß Struff III. treu bei ihm ausharrte. Aber auch dieser Trost hielt nicht lang vor. Struff III. wurde allmälig ebenfalls von dem Geist Struff's II. erleuchtet und bekannte sich wie dieser — zum mineralogischen System. So war also auf der Insel das zoologische, das vegetabilische und das mineralogische System vollständig repräsentirt.

Aber bei diesen drei Systemen sollte es nicht bleiben. Nachdem Struff III. eine Zeit lang Steine gegessen hatte, erkannte er plötzlich, daß er noch immer nicht ganz konsequent war und nicht weit genug ging. Er gelangte zu dieser Erkenntniß, als er eines Tages ein Stück — eines versteinerten Seethiers und einer versteinerten Pflanze gegessen hatte. Von diesem Augenblick an sah er in jedem Stein ein versteinertes Thier oder eine Pflanze und sein Gewissen ließ ihm keine Ruhe mehr. Er sagte sich daher von Struff I. und Struff II. feierlich los und beschloß — gar nichts mehr zu essen.

Struff I. hatte in wenig Tagen viel traurige Erfahrungen gemacht. Das Benehmen Straff's konnte er verschmerzen, weil er es seiner Grobheit zuschrieb, seiner Ungläubigkeit und seiner Leidenschaft für Fleischspeisen. Aber

weit näher ging ihm der Abfall seiner beiden Anhänger, die weder eine Grobheit gesagt hatten, noch ihm den Trost ließen, daß ihrer Abtrünnigkeit Zweifelsucht und ihrer antivegetabilischen Gesinnung Eigennutz des Gaumens oder des Magens zu Grunde liege. Dennoch wurde Struff nicht gebeugt. Sein Muth, sein Glaube und seine vegetabilische Ueberzeugung blieben unerschüttert. Aber es ging mit ihm eine Veränderung vor, die Niemand zu deuten wußte, obschon sie seiner Gemalinn mitunter Unruhe machte. Er streckte sich nämlich häufig auf den Boden hin und wurde sehr nachdenklich, dann stieß es ihm plötzlich auf und er begann zu kauen, obschon er nichts in den Mund gesteckt hatte. Dabei sah er so gleichgültig und vegetabilischtiefsinnig in die Welt hinein, daß man — schrecklicher Gedanke! — zu der Vermuthung hätte gelangen können, er habe vom Pflanzenessen sieben Magen bekommen und sei am — Wiederkäuen!

Wunderbare Szene! Wer vermag es zu beschreiben, wie Struff I., seine besorgte Gemalinn zur Seite, im Grase liegt und wiederkäut, wie auf der anderen Seite Struff II. als lebendige Marmorbüste dasitzt und über den Diamantstern nachdenkt, Struff III. aber als abgemagertes Gerippe sich vor Hunger am Boden windet! Und während diese edlen Naturen für ihre Ueberzeugungen, für die Ideen der sittlichen Menschheit leben und leiden, im Vertrauen auf die Vorsehung, jagt der fühllose, sinnliche Straff, der „alles menschliche Gefühl abgestreift“ hat, am anderen Ende der Insel Rebhühner und bratet sich wilde Kartoffeln dazu!

Mit Struff I. ging noch eine andere, weit merkwürdigere Veränderung vor. Es zeigten sich nämlich an den

Seiten seines Vorderkopfes allmälig zwei auffallende Erhöhungen. Er freute sich derselben, da er als Phrenologe darin eine Verstärkung der Denkorgane erkannte, die er früher an seinem Schädel vermißt hatte. Seine Gemalinn fand in dieser Auslegung alle Beruhigung und wenn Struff wiederkäuend im Grase lag, betrachtete sie jetzt mit stolzer Genugthuung seine wachsenden Denkorgane.

Eines Tages fiel es Straff ein, einmal zuzusehen, bis zu welchem Grade der Entwickelung die vegetabilische Republik schon gediehen sei. Von den vorgegangenen Veränderungen wußte er natürlich nichts. Als er sich näherte, gewahrte er unter einem herübergebogenen Felsen einen Menschen regungslos am Boden liegen. Näher zusehend fand er Struff III. zum Gerippe abgemagert und todt. Der Edle war den Tod der Ueberzeugung gestorben und hatte über sich in den Felsen, der ihm zum Leichenstein diente, die Worte eingegraben: „hier liegt Kaspar Struff, der Humanste der Humanen, der Freieste der Freien, der Konsequenteste der Konsequenten."

Straff eilte weiter, um sich dieß Räthsel deuten zu lassen. In einiger Entfernung bemerkte er Struff II. auf einem Felsblock stehend. Er rief ihm zu, erhielt aber keine Antwort. Beim Nähertreten bemerkte er, daß Struff II. kalt, leblos und hart wie ein Stein war. Er war zur Statue geworden, war versteinert. Mit dem rechten Arm wies er gen Himmel und auf dem Zeigefinger hatte er mit einem scharfen Kiesel die Worte eingeschrieben: „Dort oben auf dem Diamantstern"!

Straff glaubte in einer verzauberten Welt zu sein. Indem er erstaunt dastand und nicht wußte, was er beginnen sollte, hörte er in einiger Entfernung die Gemalinn

Struff's I. jämmerlich um Hülfe rufen. Was sah er? Ein Ochse mit großen Hörnern erhob sich vor der Frau Struff auf die Hinterfüße und machte die zärtlichsten Versuche, sie zu umhalsen. Straff eilte als helfender Ritter hinzu, griff sein Gewehr von der Schulter und streckte den Ochsen durch einen wohlgezielten Schuß zu Boden.

„Um Gottes Willen, rief Wittwe Struff, was haben Sie gethan? Sie haben meinen Struff, meinen Johann erschossen!"

Struff lag da in den letzten Zügen. Kein Kugelregen, nur ein einziger Tropfen hatte ihn erlegt. Er wußte von seiner körperlichen Veränderung eben so wenig wie er früher jemals den Eindruck seiner Erscheinung und seines Benehmens zu berechnen verstand. Zu Straff gewandt, sprach er seine letzten Worte: „Dahin führt die Gottlosigkeit und die Leidenschaft des Fleischessens! Nachdem du das Wild dieser Insel sämmtlich verzehrt, wirst du endlich zum Menschenfresser und erschießest deinen Bruder. Ich sterbe getrost, denn mein Tod wird der sprechende Beweis für die Vorzüglichkeit meiner Lehre sein und aus meiner Asche werden die Veilchen der Auferstehung sprießen und den Weg zum Hintergrund der Vorsehung bezeichnen."

Struff starb. Seine Wittwe erholte sich bald und sprach zu Straff, der zwischen Mitleid und Erstaunen getheilt war: „Ich würde Ihnen ewig zürnen, daß Sie mir meinen Johann geraubt haben, wenn ich nicht in Ihnen zugleich meinen Retter erkennen müßte. Ich rede nicht davon, daß Sie mich vor den Umarmungen eines Mannes bewahrt haben, der in der Gestalt des verwandelten Jupiter sehr massive Liebkosungen erwarten ließ; aber ich muß bekennen, nur Ihrer Gefälligkeit, welche mir regelmäßig

Fleisch und Wurst zusteckte, habe ich es zu verdanken, daß ich nicht die gleichgestaltete Gefährtinn meines unglücklichen Johann geworden bin. Und wenn ich mir denke, daß ich, mit Hörnern, Schweif und vier Füßen versehen, die Angebetete eines Apis sein sollte — ha! die bloße Vorstellung könnte mich verrückt machen über solche Art von Emanzipation des Weibes!"

Straff bemerkte in der Ferne ein Schiff. „Sehen Sie", sprach er, „unsere Retter nahen? Erweisen wir Ihrem Johann die letzten vegetabilischen Ehren, begraben wir ihn unter einer Pyramide von duftendem Heu und schiffen wir uns ein. Eins haben wir auf dieser Insel doch gelernt, nämlich die Kunst, mit Hülfe der Vorsehung und des vegetabilischen Systems „ein Gott" d. i. ein Jupiter zu werden."

*

Sobald ich in meiner neuen Wohnung bei der braven Familie Hunter einiger Maßen zur Ruhe gekommen war, suchte ich meine alte schriftstellerische Thätigkeit wieder aufzunehmen. Es war aber damals leichter zu schreiben, als drucken zu lassen. In Teutschland war kein Verleger für einen revolutionairen Schriftsteller mehr aufzutreiben, auch wenn er die unverfänglichsten Sachen schrieb. Sogar für eine Bearbeitung des Buchs von Ledrü Rollin über Englands Verfall, dessen Verfasser mich und Struve in Stand setzen wollte, eine teutsche Ausgabe (nebst Einleitung) gleichzeitig mit dem französischen Original erscheinen zu lassen, wollte sich kein Verleger finden. Ich hatte eine schon in Genf verfaßte (später in Amerika veröffentlichte) Schrift „über die Stellung und die Rechte der Weiber"

nach Leipzig an eine Frau gesandt, die sich mit begeisterter Theilnahme für meine Thätigkeit interessirte und sich alle mögliche Mühe gab, einen Verleger aufzutreiben. Aber über die Weiber konnte ich in Teutschland so wenig publiziren wie über die Männer. In der Schweiz hatte ich ebenfalls seit Jenni's Erkrankung jede Gelegenheit zu Publikationen verloren, die, statt Geld zu kosten, etwas einzutragen versprachen. Unter diesen Umständen stand mir kein anderes Mittel zu Veröffentlichungen mehr zur Verfügung, als die von dem vertriebenen Herzog von Braunschweig herausgegebene „Londoner Deutsche Zeitung".

Ich habe schon früher berichtet, welche Liebhaberei dieser Mann für meine revolutionairen Schriften hatte, die er für das probateste Mittel zur Aergerung seiner früheren Kollegen hielt. Persönlich hatte ich nie etwas mit ihm zu thun gehabt, auch hatte ich der Redaktion seines Blattes von Genf aus in einer Reklamation erklärt, daß ich mir die Publikation meiner Brochüren in der „Lond. D. Ztg." verbitten müsse, wenn man dieselben beliebig zuschneide und nicht zu dem Zweck verwende, wozu sie geschrieben seien. Der Republikanismus, bemerkte ich dabei, lasse sich nicht gutwillig als Mittel einer fürstlichen Rancune benutzen. In London ließ Se. Ex-Hoheit mir und Struve durch Dero Sekretair Anträge über Lieferung von Beiträgen für die „Deutsche Zeitung", auch, so viel ich mich erinnere, über Betheiligung an der Redaktion machen. Natürlich erklärten wir uns bereit, das Blatt zu schreiben, wenn wir seine Tendenz beherrschen und offen vertreten könnten. Se. Hoheit aber wollten es nicht aus der Hand geben und beriefen sich bei wiederholten Anträgen, die mir

allein gemacht wurden, auf die englischen Gesetze; er habe Kaution gestellt und werde für Das verantwortlich sein, was ich publizire, auch wenn ich mich als Redakteur auf dem Blatte nenne. Der Mann wünschte sehr mich kennen zu lernen und ließ mich wiederholt einladen, ihn zu besuchen. Natürlich ging ich darauf eben so wenig ein wie auf den Antrag, unter seiner Direktion den Redakteur zu machen, da ich wollte, der Herr Ex-Herzog solle der Revolution dienen, während er die Revolution dem Ex-Herzog dienstbar machen wollte. Wer das Papier zu meinen Schriften zahlte, das erklärte ich für gleichgültig; aber es sollte Niemand glauben dürfen, sie seien im Dienst oder Interesse eines Anderen, namentlich eines Fürsten, geschrieben. Vielleicht würde ich das Blatt dennoch in die Hand bekommen haben, wenn mir der Aberglaube nicht in die Queere gearbeitet hätte. Der Exherzog machte nämlich plötzlich die Entdeckung, daß mein Name 7 Buchstaben habe, und vor Namen mit 7 Buchstaben hatte er eine besondere Schicksalsfurcht. Die sieben Buchstaben machten ihn zweifelhaft, ob er mir hinlänglich trauen könne, ob ich ihm nicht Unheil bringen werde, und die Furcht vor meinem Namen trug zuletzt den Sieg über die Liebhaberei für meinen Styl davon. Er machte mir daher keine andere Konzession, als daß er mir versprechen ließ, eine Brochüre, die ich eben beendet hatte, unverändert abzudrucken. Die Brochüre hieß „Lehren der Revolution“. Als Honorar sandte der Knicker mir 6 Pund Sterling, die mir aber in meiner damaligen Lage so viel werth waren wie 1000 Thaler in mancher anderen.

Dieß ist das ganze Verhältniß, in welchem ich zu dem flüchtigen Herzog von Braunschweig gestanden habe. Ich

habe den Mann nie gesehen, nie gesprochen, mich ihm nie genähert und trotz allen seinen Bemühungen in keiner anderen Beziehung zu ihm gestanden, als im Vorstehenden angegeben ist. Wenn daher z. B. das Piererſche Konversationslexikon in seiner biographischen Skizze von mir berichtet, ich habe „regen Antheil an der deutschen Londoner Zeitung des Exherzogs Karl von Braunschweig genommen", so ist diese Angabe durchaus unrichtig und wol nur dadurch veranlaßt worden, daß der Exherzog aus eigenem Antrieb meine Flugschriften abdrucken ließ. Nicht ich habe „regen Antheil an der Londoner Deutschen Zeitung" genommen, sondern der Herausgeber dieser Zeitung hat regen Antheil an der Verbreitung meiner Flugschriften genommen.

Trotz aller Vorsicht brachten die 7 Buchstaben den herzoglichen Redakteur dennoch in die größte Verlegenheit. Die „Lehren der Revolution" nämlich verursachten einen ungeheuren Lärm und zwar am unrechten Orte, wo man es nicht erwartet hatte, nämlich in London selbst. Durch diesen Lärm verlor er die Lust, weitere Beiträge aus meiner Feder zu publiziren, und mich selbst half die Brochüre nach Amerika treiben.

Sobald die „Lehren der Revolution" erschienen, waren es zunächst die Diplomaten und ihre Agenten, die ein öffentliches Skandal dagegen erhoben, und als ihr Organ diente hauptsächlich die Londoner „Times".

Aus der Schweiz hatte man mich glücklich entfernt und wenn auch der Streich mißlungen war, mich direkt nach Amerika zu schaffen, mogte man sich doch der Hoffnung hingeben, daß in England meine Mittellosigkeit mich unschädlich machen werde. Und nun trat ich plötzlich wieder

in einer Weise auf wie nie zuvor und zwar in einem Blatte, welches vermuthen ließ, daß mir dessen bedeutende Mittel zur Verfügung gestellt seien. Man kann sich denken, wie die Herrn Diplomaten, namentlich den Herrn von Bunsen, diese Enttäuschung verdrießen mußte. Sie ließen in der „Times" einen Lärm schlagen, als habe England in mir dem wahren Satan ein Asyl bereitet, wobei es sich von selbst versteht, daß ihnen als Pinselstriche zu dem Bilde, welches sie von mir entwarfen, die rothesten, aus dem Zusammenhang gerissenen und durch die willkürlichsten Zusätze entstellten Passagen meiner Flugschrift dienten. Damals war die Alien-Bill schon aufgehoben; aber die „Times" ging so weit, an die Minister geradezu die Foderung zu stellen, daß ein solcher Mensch in zwei Mal vierundzwanzig Stunden aus dem Vereinigten Königreich zu vertreiben sei, das Parlament werde der Regierung mit Freuden Indemnität dafür bewilligen. Natürlich war diese Foderung bloß lächerlich und von offiziellen Folgen habe ich nichts Anderes verspürt, als daß einige Zeit die Polizei sich in der Gegend meiner Wohnung mehr bemerkbar machte und daß später Lord Palmerston den teutschen Regierungen meinen Namen als Schreckgespenst zitirte, um sie vor zu rücksichtloser Reaktion zu warnen. Die Hauptwirkung des Lärms in der „Times" aber und die nachtheiligste für mich war der Schrecken und Abscheu, welchen mein Name und die erregte Vorstellung von meiner Person den loyalen Engländern einflößte. Dieß ging so weit, daß ich eines Tags, als ich Ruge in Brighton besuchte, im Eisenbahnwagen gewöhnliche Philister sich mit sittlichster Empörung über den Flüchtling Heinzen unterhalten hörte, ein Name, den sie früher nie gehört hatten und der sich

dem Ohr eines Engländers nicht so leicht einprägen konnte. Genug, die indirekte Wirkung meiner Schrift beim englischen Publikum schnitt mir die wenigen Erwerbsquellen, die so mühsam waren aufgefunden und geöffnet worden, nach und nach vollständig ab und trieb mich auf diese Art über das Meer.

Nach anderen Seiten erregte die publizirte Brochüre — wobei als Quelle der Beurtheilung fast immer die „Times" diente — nicht weniger Sensation. Die sanften und friedlichen Revolutionaire, welche glauben eine Welt von Blutvergießern ohne Blutvergießen umwandeln zu können, erschraken vor der Gefahr, ebenfalls in den Verdacht der in der „Times" geschilderten Tigerhaftigkeit zu kommen, und protestirten gegen meine rothen Doktrinen. So namentlich Herr Lamennais, welcher damals in Paris die „Reform" redigirte. Wenn ich, um hervorzuheben, daß die Freiheit um jeden Preis müsse errungen werden, gesagt hatte, der Revolutionskampf könne möglicher Weise zwei Millionen Köpfe kosten (man zähle nach, ob seither nicht die Reaktion allein ein Paar Millionen Köpfe geopfert hat), so stellte mich die „Times" dar, als fodere ich auf ein Haar zwei Millionen Köpfe und wolle sie wo möglich mit eigener Hand abschlagen. Und vor solcher Ungeheuerlichkeit sank der fromme Herr von Lamannais in die Kniee.

Mit einem ähnlichen Eifer strengte man sich von Seiten der ungarischen Flüchtlinge an, den Verdacht der Uebereinstimmung mit meinen Doktrinen fern zu halten. Ich hatte mich in einer Entgegnung an die „Times" auf die Ungarn berufen, denen ich, mich auf zu günstige Zeitungsberichte stützend, die vernünftige Praxis zuschrieb, ihre unverbesser-

lichen Feinde aus der Welt zu schaffen, statt sie zu schonen. Dieß Lob der Ungarn, verbunden mit dem unverdienten Lob, das ich Herrn Kossuth gezollt hatte, ließ dessen Agenten Pulsky, welcher ihm unter den loyalen Engländern vorzuarbeiten suchte, keine Ruhe. Er steckte sich daher hinter den General Klapka und verleitete diesen zu einer Erklärung in der „Kölnischen Zeitung“, worin er auf die thörichtste Weise die Ungarn gegen meine Beschuldigung in Schutz nahm, daß sie wirklich revolutionair und praktisch gehandelt hätten. Nachdem ich übrigens den Herrn General angemessen zurechtgewiesen und er sich näher nach mir erkundigt hatte, sah er sein Unrecht ein und ließ sich durch seinen Adjutanten Mednyansky bei mir entschuldigen, was er auch noch persönlich sich vorbehielt. Derjenige Ungar, der vollstäudig auf meiner Seite war und meine Brochüre durchaus billigte, war der wackere alte Bööthy.

Diejenigen, die sich über die Wirkung der Brochüre am Meisten ärgerten, waren die Kommunisten. Es gibt nichts, das auf das edle Herz der Herrn Marx, Engels u. s. w. eine galligere Wirkung ausübt, als wenn von einem anderen Menschen, namentlich einem Revolutionair, öffentlich Notiz genommen wird. Die Thatsache, daß die Hauptzeitung der Welt, die „Times“, sich so viel mit mir beschäftigte und mich als einen gefährlichen Menschen darstellte, während doch eigentlich der gefährlichste Mensch des Universums Herr K. Marx ist, war genügend, jenen Monopolisten der Weltbewegung den Schlaf zu rauben, und sie gaben sich alle Mühe, meine Unschuld in der chartistischen Presse zu retten.

Ehe ich von den Umtrieben dieser „Schwefelbanditen“ weiter berichte, mache ich noch darauf aufmerksam, daß

meine Brochüre eine Probe für Das liefert, was Flüchtlinge in England publiziren können, ohne die Gefahr einer gesetzlichen Verfolgung zu laufen. Hätte man mir — in Ermangelung der aufgehobenen Alien-Bill — mit einem Prozeß zu Leibe gehen können, man würde es sicher gethan haben. Es gibt aber kein englisches Gesetz, welches eine Auffoderung zur Empörung in fremden Ländern verpönt, und was die Besprechung revolutionairer Halsexekutionen u. s. w. betrifft, so kann sie in der Allgemeinheit und mit der politischen Färbung, womit sie in meiner Brochüre auftrit, nicht unter solche Gesetze gebracht werden, die etwa eine Anleitung zum Mord u. s. w. verpönen mögen, namentlich in England, wo der Fürstenmord von den berühmtesten Schriftstellern offen gepredigt worden ist. Es erhellt daraus, daß man, wenn man ihn benutzen will, in England hinlänglichen Spielraum für eine wirklich revolutionaire Propaganda und mehr Schutz und Freiheit hat, als z. B. in der Schweiz. Das wäre denjenigen Flüchtlingen zur Beherzigung zu empfehlen, die von London aus mitunter so zahme Manifeste erlassen haben, als seien sie in Teutschland selbst gedruckt worden. Hätte ich Geld zum Leben gehabt, es würden mich keine Flugschriften aus London vertrieben haben. Nur der Geldmangel und die angeborene Talentlosigkeit, ihm abzuhelfen, hat mich genöthigt, durch meine Thätigkeit in Amerika mir einigen Ersatz zu schaffen für die revolutionaire, die meiner Natur am Meisten entsprach und die ich ohne jenes Hinderniß unabhängig und konsequent würde fortgesetzt haben bis auf den heutigen Tag.

Beschäftigen wir uns jetzt eine Zeit lang mit den Kommunisten, den in jüngster Zeit wieder so wohlriechend be-

kannt gewordenen „Schwefelbanditen", und vorzugsweise mit ihrem würdigen „Chef", dem Herrn Karl Marx. Ich halte nichts von der Affektation, welche solche Menschen zu ignoriren sucht. Sie haben hinlänglich bewiesen, daß sie schaden können, und was ihren „Chef" betrifft, so hat derselbe jedenfalls mehr Verstand und Talent, als ein ganzes Schock unserer sonstigen „großen Männer". Ueberdieß benutze ich, wie der Leser wird bemerkt haben, in dem Bericht über meine Erlebnisse nicht bloß jede Gelegenheit, Diejenigen, die ihrer Natur und ihrer Stellung nach der Revolution mehr schaden als nützen können, nach eigener Erfahrung in das rechte Licht zu stellen, sondern auch Diejenigen hervorzuziehen, die sich an dem gegen mich geführten Verleumdungskrieg besonders betheiligt haben.

Eines Tages besuchte mich in London der ehemalige preußische Referendarius Tellering, den ich schon dem Namen nach als den Wiener Korrespondenten kannte, welcher während der ungarischen Revolution die „Neue Rheinische Zeitung" mit interessanten Berichten vom Kriegsschauplatz versehen hatte. Der Mann zeigte in seinem Wesen etwas Unruhiges, Verlegenes und Verwirrtes, das mir auffiel, das ich aber damals nicht zu deuten wußte. Denn damals hatte ich keine Ahnung davon, daß mich irgend ein Mensch besuchen könne zu dem Zweck, sich durch den Augenschein zu überzeugen, ob ich, was Herrn Tellering die Schwefelbanditen versichert hatten, ein Agent des Herzogs von Braunschweig und ein Spion des Herrn von Bunsen sein könne. Während der Unterhaltung kam das Gespräch natürlich auch auf die „N. Rhein Ztg." und ihren Redakteur, den Herr Tellering nicht wenig verehrte. Ich rieth ihm, mit seiner Verehrung fortzufahren und den Verehrter

persönlich recht eifrig zu studiren, in 4—6 Wochen werde er genug von ihm wissen und auf eine sehr unliebsame Weise von ihm Abschied nehmen.

Es währte nicht so lang, bis Herr Tellering aus dem Kreise der verehrten „Bande" hinausmaltraitirt war und seinerseits einen solchen Haß gegen sie auffaßte, daß er demselben in einer, von den klobigsten Zärtlichkeiten strotzenden Brochüre Luft machen mußte.

Ich hatte mich übrigens um Herrn Tellering nicht weiter bekümmert, so wenig wie um seine kommunistischen Freunde, als mir eines Tags ein Brief des Herrn Referendarius eingehändigt wurde, worin derselbe dem General Klapka seine Feder gegen mich anbot. Ich schickte diesen Brief dem Verfasser zu mit angemessenen Versicherungen der Hochachtung, welche mir solche Ehrenhaftigkeit und solcher Revolutionseifer einflöße. Darauf antwortete mir Herr Tellering in dem folgenden Schreiben, das ich vollständig abdrucken lasse, da es so recht einen Einblick gewährt in das kleinliche, gemeine Treiben und Intriguenspiel, wodurch sich gewisse „Revolutionaire" auszeichnen, die als vorzugsweise berufene Vertreter der Freiheit, der Humanität und der Menschenrechte sich geberden. Man mag sich aus dieser kleinen Enthüllung eine Vorstellung von dem edlen Eifer bilden, womit sich solches Gesindel hinter dem Rücken Derer abmüht, die gradedurch ihren eignen Weg gehen, ohne sich um alle die großen Männer und kleinen Spekulanten zu kümmern, die rechts und links gegen Ehre und Ehrlichkeit wegelagern, um Jedem, der ungeschoren bleiben will, einen Tribut an Schmeicheleien und Rücksichten, oder Vortheilen und Dienstleistungen abzupressen.

„Grün-Donnerstag-Abend, 28. März 1850.

Bürger Heinzen!

Als ich am 10. Dez. v. J. auf Veranlassung und in Begleitung des Ihnen durch mich persönlich zum Theil bekannt gewordenen komorner und hiesigen Spekulantenpaars Mednyanski-Klapka und Klapka-Mednyanski von Brüssel hier angekommen war, hatte ich noch die unschätzbare Ehre, ein Anhänger der Bande Marx und Consorten zu sein, die ich — einen kurzen Aufenthalt des Marx in Wien abgerechnet — bis dahin nur aus der Entfernung kannte.

Leider kann ich den Beweis führen, daß ich ein warmer Anhänger gewisser Persönlichkeiten dieser Bande gewesen bin, weil ich dieselben mit ihren Motiven für ebenso ehrlich hielt, als das Ziel, worauf wir gemeinschaftlich lossteuern. Erst hier in London zwang man mich anderer Ueberzeugung zu werden und jetzt sehr für diese und andere frühere Gutmüthigkeiten zu büßen.

Ueber Ihre spezielle Stellung zu Marx u. s. w. wußte ich aus seinem untergegangenen Blatte und von sonst nur allgemeines und nur wenig, aber beides war so beschaffen, daß es Sie in keinem günstigen Lichte vor mir erscheinen ließ.

Ihre eben in der „Londoner deutschen Zeitung" abgedruckt gewesenen „Lehren der Revolution" hatten, dessen werden Sie sich erinnern, hier am Platze zwei bekannte revolutionaire Größen (sit venia verbo) gleichzeitig gegen Sie zum Zeitungs-Turnier aufgestachelt, nämlich den ebengenannten, durch seine geschickte Spekulation mit den gewaltigen komorner Ochsen-Vorräthen berüchtigt gewordenen Klapka, und die mir damals noch befreun-

dete Bande Engels=Marx. Sie erinnern sich ebenso, wie die geistige Ohnmacht und der österreichische Schnurrbart=Witz des erstern sich in der kölnischen Zeitung gezeigt, wie die neidische, vor revolutionairer Verdunklung bange, schlecht placirte Wuth der letzteren ebenso öffentlich, noch mehr und schnaubender aber insgeheim und zeitungsanonym mit jenem komorner Görgey wider Sie Chorus gemacht.

Wenn ich nicht irre, schon am Tage meiner Ankunft hierselbst — ich hatte kaum meine schuldige Reverenz bei Marx und Consorten gemacht — hatte sich besonders Engels in einem in der Nähe des Kommunistenklubs befindlichen Kaffeehause in Gegenwart der Eheleute Marx, Schramms und, ich glaube, auch eines anderen, dahin geäußert, daß Sie nicht nur ein Söldling Braunschweigs, sondern auch ein Vertrauter (vulgo Spion) Bunsens seien, und nur auf Grund dessen und um die demokratische Emigration in England zu kompromittiren, wie Sie gethan, geschrieben hätten. — In meiner Voreingenommenheit für die Bande, welche in den ersten Tagen meiner Ankunft hierselbst noch ungeschwächt fortdauerte, und in meiner durch meine begreifliche anfängliche Unwissenheit über die nähern Umstände der hiesigen Emigration bedingten subalternen Stellung, hatte ich mit Rücksicht auf die Ueberzeugung, welche ich über Sie mit hierher gebracht, einstweilen noch keine Veranlassung, diese damaligen Versicherungen der Bande Marx u. s. w. in den geringsten Zweifel zu ziehen, und für das, was sie waren, für pure Verleumdungen zu halten. Sie waren als Söldling Braunschweigs, als Vertrauter Bunsens in der That für diesen Augenblick in jeder Beziehung für mich verdammlich.

Auch das, über den von Ihnen für seine unkluge Initiative in der kölnischen Zeitung erhaltenen Hieb empfindliche Spekulanten-Paar Mednyanski-Klapka unterhielt sich mit mir über Sie und Ihr Auftreten, wobei ich demselben nicht nur mittheilte, was ich über Sie von meinen damaligen Parteigenossen erfahren, sondern Klapka auch das Ihnen nun so österreichisch bornirt und polizeiniederträchtig in die Hand gespielte Anerbieten machte.

Indem ich mich auf den Grund des Gesagten weiter über dieses Anerbieten ausspreche, ersuche ich Sie, vor allem festhalten zu wollen, daß ich dem Klapka, ungeachtet meiner damaligen Ueberzeugung, dennoch principaliter abgerathen, wider Sie von neuem aufzutreten, und nur für den Fall, daß er es nicht unterlassen könne, meinen Beistand versprochen habe. Ich war dabei nämlich von der Voraussetzung ausgegangen, das allgemeine demokratische Interesse für diesen abgerathenen Fall besser wahren zu können, als der Ablieferer der komorner Festung und Ochsen.

Unterdessen erhielt ich täglich neue Gelegenheit, mich über die Verhältnisse und die Persönlichkeiten der hiesigen Emigration genauer und besser zu unterrichten. Eine der Folgen davon war, daß ich alsbald meine Ansichten, meine in obiger Weise gewonnene Ueberzeugung über Sie dergestalt modifiziren mußte, daß ich zuletzt, um vollens Genüge zu bekommen, mich quoique und malgré entschloß, Sie persönlich zu besuchen. Der persönliche Eindruck ist mir lieb, ich gebe immer etwas auf ihn. Deßhalb gestehe ich Ihnen hier ebenso unbefangen, wahr und freimüthig, als ich überhaupt jetzt geschrieben, daß der Eindruck, den Sie beim ersten Besuch auf mich machten, den ungünstigen, wel-

chen ich — obwohl modifizirt — noch hatte, ganz verdrängte. Auch eilte ich sofort zu Klapka und zu Mednyanski, den ich bei ihm antraf, und machte ihnen die gleichzeitige Erklärung, daß ich den mir über Sie von der Bande Marx-Engels gemachten Berichten nach den Erkundigungen, die ich seit meiner Ankunft hier eingezogen, überhaupt nach den Erfahrungen, die ich täglich zu machen Gelegenheit bekomme, und namentlich nach meinem Besuche bei Ihnen keinen Glauben mehr schenken könne, ihn, Mednyanski, vielmehr, damit er sich selber überzeuge, ersuchen müsse, mit mir bei Ihnen Besuch zu machen. Mednyanski folgte auch alsbald meiner Einladung und hat so vor Ihnen selber ein unwiderlegbares Zeugniß von meiner über Sie unterdessen geänderten Ueberzeugung abgelegt. Er sprach sich später auch dahin aus, daß auch Klapka, nachdem er Sie in einer Gesellschaft angetroffen, es nun halb und halb bereue, gegen Sie so österreichisch dumm vom Leder gezogen zu haben.

Ich hoffe, Sie werden hiernach auch unaufgefordert begreifen, daß mein dem Klapka in Betreff Ihrer gemachtes Anerbieten nach solchen Vorkommnissen, insbesondere aber nach dem nicht abzuleugnenden gemeinschaftlichen Besuche, den Mednyanski nach dem 12. Dezember mit mir bei Ihnen gemacht, alle und jede Bedeutung verloren hat, selbst wenn, wie von Leuten, denen ich nachweisen kann, daß sie sich mir gegenüber wie gemeine Spitzbuben benommen, zu erwarten steht, die über Sie mündlich stattgehabten Unterhaltungen nur für Klatsch ausgegeben werden sollten.

Unterdessen wurde das Spekulantenpaar Klapka-Mednyanski, weil ich keine Lust bezeugte, mir eine mir zuge-

dachte jämmerliche Wiederholung seiner Behandlung gefallen zu lassen, sondern es dafür nach Gebühr zurecht setzte, natürlich mein ingrimmiger Feind und hat als solcher, wie ich nach Ihrem Briefe nicht anders annehmen kann, in seiner österreichisch subalternen Gemeinheit und Bosheit es für sehr folgenreich erachtet, das Original jenes jetzt seit lange bedeutungslosen Briefs in Ihre Hände zu spielen. Wahrscheinlich aber genügen diese Angaben und Thatsachen vollständig, Sie von dem Charakter und dem Werthe jener armseligen Denunziation, die so ganz auf ihre Urheber zurückfallen muß, zu überzeugen, ohne daß ich einstweilen mehr darüber schreibe. Ich ersuche Sie daher, mir neben Ihren etwaigen weiteren Bemerkungen nunmehr auch die Art und Weise gefälligst mittheilen zu wollen, durch welche Sie in den Besitz des in Ihrem Briefe erwähnten Schreibens gekommen sind. Damit Sie jedoch Gelegenheit haben, die spezifische Moral des komorner und hiesigen Spekulanten-Paars Klapka-Mednyanski, sowie der Bande Engels-Marx des Näheren kennen zu lernen, lade ich Sie ein, bei mir Kenntniß von den zwischen uns stattgehabten schriftlichen und mündlichen Verhandlungen nehmen zu wollen.

Ihr

E. Tellering."

Wie Herr Tellering, so haben sich von Herrn Marx noch eine Menge anderer Leute eine Zeit lang täuschen und benutzen lassen. Regelmäßig aber kehrten sie ihm nach einiger Zeit als Feinde den Rücken. Sein Talent hatte sie angezogen, doch sein Charakter trieb sie wieder fort. Jeden Falls ist es der Mühe werth, ein solches Individuum etwas näher kennen zu lernen, und ich will nach genauem

Personalstudium ein getreues Bild von ihm entwerfen, damit, nachdem er jetzt ein berühmter Mann geworden ist, mein Beitrag zu seiner Biographie der Nachwelt gesichert bleibe. Aus bloßen Schriften lernt man keinen Menschen richtig beurtheilen. Man muß ihn persönlich vor sich haben, ihn physiognomisch und physiologisch studiren, um ein richtiges Bild seines ganzen Wesens zu erlangen. Deshalb will ich mit einer Photographie des großen Mannes beginnen.

K. Marx stammt von jüdischen Eltern aus Trier her und der orientalische Typus ist seiner originellen Erscheinung auf eine ganz frappante Weise aufgeprägt. Sein liederlich verworrenes Haar ist kohlschwarz und sein Teint schmutzig gelb. Ob dieß Schmutzige zur natürlichen Komplexion gehört, oder von Außen erworbene Zuthat ist — für welche Zuthat er eine große Liebhaberei besitzt —, läßt sich nicht immer so deutlich unterscheiden wie der Schmutz an seinen Hemden und Kleidern von deren ursprünglicher Farbe. Seine nicht hohe, halb verdeckte Stirne ist ein merkwürdiges Knorrengewächs, namentlich ausgezeichnet durch die hervorragenden Knoten über den Augen, zu welchen das Gegengewicht bedeutende Organe von "destructiveness" hinter den, weit auseinander stehenden Ohren bilden. Der ganzen Gehirnpartie des Mannes fehlt, wie seinen Zügen, das Element des Edlen und des Idealen. In den, von den erwähnten Knorren überdeckten, kleinen, dunklen, kurzsichtigen Augen spielt ein aus Geist und Bosheit gemischtes Feuer, das aber selten eigentlich widerwärtig leuchtet, da die ganze Erscheinung sofort den Eindruck macht, daß die Disposition zur Bosheit durch den Mangel an Kraft gewisser Maßen unschuldig wird. Dadurch er-

hält unser Freund den Stempel einer Kuriosität, an der man sich amüsirt, während er, wenn er imponiren und Furcht erregen sollte, in's Thierisch=Widerwärtige und Wilde übergehen müßte. Aber als Tiger hat die Natur diese Persönlichkeit nicht angelegt; sie blieb auf halbem Wege stehen und machte einen Affen aus ihm. Man erkennt sofort, daß er nicht auf Zerreißen und Erwürgen ausgeht, sondern eher auf's Kratzen, Gesichterschneiden, Kothwerfen und sonstige Tücken. Er ist ein Mittelding zwischen einem Affen und einer Katze. Wenn man seinen kleinen Augen noch eine kleine, plumpe, wie aus einem Dreckknorren geformte Nase und diesen zudringlich komischen Mund hinzufügt, dessen nach Hohn und Spott schadenfroh ausgreifende dicke Unterlippe einen halben Zoll weit vor der Oberlippe hinausragt, so hat man eine Physiognomie vor sich, die sofort an das boshafteste Affenthum erinnert, ohne daß die einzelnen Züge mit denen des Affen eigentlich übereinstimmen. Trotz diesem abscheulichen Kompositum physiognomischer Abnormitäten macht dennoch das Gesicht, namentlich wenn es lächelt, nicht grade einen unangenehmen Eindruck. Und dieß rührt daher, daß es Geist verräth und daß man sich, wie gesagt, an dem Eigenthümer amüsiren muß, wenn man nicht grade persönlich von seiner Liebenswürdigkeit zu leiden hat.

Man begreift sofort, daß eine so gebildete Natur einem Feind nicht offen und ehrlich zu Leibe geht, sondern daß ihre entsprechendsten Mittel Lüge und Verleumdung, Tücke und Intrigue sein müssen. Von Treue und Verlaß, Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit, Ehre und Charakter ist bei einem solchen Menschen keine Rede, darauf muß man

von vorn herein verzichten. Bei allem Talent ist Herr Marx geistig ein bloßer Dialektiker und Sophist und den übersetzt sein gemeiner Charakter in die Praxis unmittelbar als Lügner und Intrigueanten.

Ich lernte K. Marx zuerst in Köln kennen, wohin er als Redakteur der „Rheinischen Zeitung“ berufen wurde, nachdem er durch einige Beiträge die Aufmerksamkeit der Herausgeber auf sich gezogen hatte. Ich hatte damals großen Respekt vor seinem Talent und Freisinn, während gleichzeitig dieß kleine, originelle, in Bezug auf seine äußere Erscheinung völlig indifferente und selbstvergessene Kerlchen meine Beobachter-Passion reizte. Es interessirte mich ungemein, wenn ich ihn im Wirthshause, die kurzsichtigen Augen auf eine Zeitung gedrückt, dasitzen und dann plötzlich nach einem anderen Tisch fahren und nach Blättern greifen sah, die gar nicht vorhanden waren; oder wenn er zum Zensor lief, um gegen das Streichen eines Artikels zu protestiren, und er dann statt dieses Artikels irgend eine fremde Zeitung oder gar ein Schnupftuch in die Tasche steckte und davon rannte. Durch solche geniale Zerstreutheiten und possierliche Mißgriffe gewann er mein Herz, wie er durch seine Artikel meinen Geist angezogen hatte. Ich hielt daher in der That große Stücke auf ihn und hätte in meinem jungfräulichen Schriftstellerenthusiasmus sein bester Freund werden können, wenn ich nicht herausgebracht hätte, daß er ein unzuverlässiger Egoist und lügnerischer Intrigueant war, den keine Uebereinstimmung von Gesinnungen und kein aufrichtiges Wohlwollen an eine fremde Persönlichkeit attachiren konnte, sondern der Andere nur auszubeuten suchte und fast noch mehr von ge-

meinem Neid gegen fremde Leistungen, als von eigenem Ehrgeiz beherrscht wurde.

Zu seinen liebenswürdigsten Eigenschaften gehörte in Köln seine Neigung zum „Kneipen“. Sie verschaffte mir eines Abends Gelegenheit, dieses Kuriosum von ganz neuen Seiten kennen zu lernen. Wir hatten mehrere Flaschen Wein mit einander getrunken und da er nicht viel vertragen konnte, brachte ich ihn in etwas derangirtem Zustand nach Hause. An der Hausthüre angekommen, die er mit einem langen Schlüssel mühsam öffnete, nöthigte er mich mit geheimnißvollen Andeutungen zum Eintreten. Neugierig, zu erfahren, was er mir noch mitzutheilen habe, trat ich ein und sobald ich im Hause war, verschloß er die Thüre, versteckte den Schlüssel und verhöhnte mich in komischer Weise, daß ich jetzt sein Gefangener sei. Er ersuchte mich, hinauf in seine Stube zu folgen. Dort angekommen, setzte ich mich auf's Kanape, um zu sehen, was dieser wunderliche Kauz eigentlich beginnen werde. Gleich darauf hatte er schon vergessen, daß ich zugegen war, setzte sich, den Kopf auf die Lehne gebückt, rittlings auf einen Stuhl und begann halb klagend, halb höhnend an Einem fort in singendem Ton zu deklamiren: „Armer Lieutenant, armer Lieutenant! Armer Lieutenant, armer Lieutenant!“ Diese Klage bezog sich auf einen preußischeu Lieutenant, den er „korrumpirte“ indem er ihn in der hegelschen Philosophie unterrichtete. Er hatte ihn für den Abend zu sich bestellt, aber bei der Kneiperei den Lieutenant mitsammt der hegelschen Philosophie vergessen.

Nachdem er den Lieutenant eine Weile beklagt hatte, fuhr er in die Höhe und entdeckte plötzlich wieder, daß ich im Zimmer war. Er trat zu mir, gab mir zu verstehen,

daß er mich in seiner Gewalt habe, und begann in einer schadenfrohen Weise, die gern diabolisch gewesen wäre, aber höchstens koboldisch war, mich mit Drohungen und Handgriffen zu molestiren. Ich ersuchte ihn, mich mit dergleichen zu verschonen, da es mir widerwärtig sei, ihn in gleicher Weise abwehren zu müssen. Da er aber nicht nachließ, kündigte ich ihm ernstlich an, daß ich mich seiner auf eine fühlbare Weise entledigen werde, und da auch dieß nicht half, sah ich mich genöthigt, ihn eine Reise in die Stubenecke machen zu lassen. Nachdem er sich wieder aufgerichtet, sagte ich ihm, sein Wesen sei mir langweilig geworden, und foderte ihn auf, mir die Hausthüre zu öffnen. Jetzt war die Reihe des Triumphirens an ihm. Geh' nur nach Hause, starker Mann, höhnte er und grins'te dabei auf die komischste Weise. Es war, als hätte er, wie im Faust, gesungen:

„Drinnen gefangen ist Einer“ —

wenigstens war die Stimmung eine ähnliche, aber die Situation wurde äußerst komisch durch die verfehlte Mephistomiene, die er dabei annahm. Endlich kündigte ich ihm an, daß, wenn er mir die Thür nicht öffne, ich sie selbst, und zwar auf seine Kosten, öffnen werde. Als er auch darauf nur mit Grinsen und Höhnen antwortete, ging ich hinab, riß die Hausthüre aus dem Schloß und rief ihm von der Straße aus zu, daß er das Haus verschließen möge, damit keine Diebe eindrängen. Stumm vor Erstaunen, daß ich seinem Zauberbann entgangen, lag er im Fenster und stierte mir mit seinen kleinen Augen nach wie ein begossener Kobold.

Bekanntlich wurde die „Rheinische Zeitung“, welche

einer Gesellschaft von Aktionairen angehörte, verboten unter Festsetzung eines Termins für ihr Ende. Der Vorsteher des Verwaltungskomite's, Oppenheim, reis'te nach Berlin, um wo möglich eine Aufhebung des Verbots zu erwirken. Zu den Aktionairen gehörten die reichsten Leute von Köln und sie hatten, so viel ich mich erinnere, 20,000 Thaler zusammengebracht für das Experiment, was aus einer Oppositionszeitung werden könne, die nicht auf Gewinn spekulire und welcher nicht durch das Selbsterhaltungsinteresse eines einzelnen Besitzers Fesseln angelegt würden. Man begreift, daß diese unabhängige Stellung das Hauptmotiv des Verbots und auch die sicherste Garantie gegen die Aufhebung desselben bieten mußte. K. Marx war hierüber auch nicht im Zweifel und zog sich schon während der Abwesenheit des Herrn Oppenheim thatsächlich von der Redaktion zurück. Er hatte beständig Reisen nach Trier zu machen und ersuchte mich, der ich damals ein fleißiger Mitarbeiter der „Rheinischen Zeitung" war, für die letzten Wochen ihn in der Redaktion zu vertreten. Ich that dieß mit Vergnügen, da ich dadurch Gelegenheit erhielt, mich auszulassen, so weit dieß die Zensur möglich machte. Gleichzeitig aber führte ich mit Konsequenz eine negative Opposition durch, indem ich alle Loyalitäts-Phrasen, Allerhöchste Ordenverleihungen, Bekanntmachungen und allen sonstigen Allerhöchsten Unsinn, ohne den damals kein Blatt zu erscheinen wagte, aus der Zeitung verbannte. Herr Oppenheim meinte bei seiner Rückkehr, das habe dem Blatte definitiv den Hals gebrochen — eine völlig haltlose Behauptung, da es, aus den oben angegebenen Gründen, ohnehin unwiderruflich dem Tode geweiht war.

Unterdessen benutzte Herr Marx eine simulirte Hoffnung auf den Fortbestand zu einem Manöver, wodurch ich ihn abermals von neuen Seiten kennen lernte und ernstlich gegen ihn mißtrauisch gemacht wurde. Eines Tags nahm er mich an die Seite und machte mir folgende Vorstellung:

„Es ist — dieß waren ungefähr seine Worte — von der höchsten Wichtigkeit, daß die „Rheinische Zeitung" gerettet werde. Dazu gibt es aber nur ein Mittel. Was die Regierung hauptsächlich in Furcht setzt, ist der Glaube, die Zeitung sei das Organ zahlloser Opponenten in allen Theilen des Landes. Nimt man ihr diesen Glauben, so nimt man ihr die Furcht und damit ist der Hauptgrund des Verbots entfernt. Ich schlage dir deshalb vor, in irgend einem Blatt, in das du korrespondirst, auseinanderzusetzen, daß alles Gefährliche, was in der „Rheinischen Zeitung" erschienen ist, ausschließlich auf meine Rechnung kommt, kurz, mich zum alleinigen Sündenbock zu machen. Du kannst Das leicht begründen, wenn du neben den Redaktionsartikeln auf diese oder jene Korrespondenz hindeutest, die zur Zeit viel Anstoß erregt hat und unter fremdem Zeichen erschien, aber von mir geschrieben war. Ueberzeugt sich auf diese Art die Regierung, daß ich allein der Frevler war, so brauche ich mich bloß zu entfernen und aller Grund zur Unterdrückung des Blattes ist verschwunden. Ich bin auf alle Fälle entschlossen abzutreten und du erhältst die Redaktion."

Worauf Freund Marx hinauswollte, war mir sofort klar und eben so schnell war ich gefaßt, seine Aufrichtigkeit mit einer noch größeren zu erwiedern.

Dein Plan, erwiederte ich ihm, scheint mir ausgezeich-

net zu sein. Ich wäre sofort bereit, ihn ausführen zu helfen, wenn mir nicht ein mächtiges Bedenken im Wege stände.

„Und das ist?"

Mein freundschaftliches Verhältniß zu dir. Wie kann ich als dein Freund dazu übergehen, wie ein Feind dich öffentlich anzuschwärzen und in ein so gehässiges Licht zu setzen?

„Das laß nur gut sein. Das nehme ich gern auf mich, wenn nur der Zweck erreicht wird."

Nein, es geht nicht. Es ist für mich eine Gewissenssache. Wer weiß, wie sehr ich dir durch meine Darstellung schaden würde, und das könnte ich nie verantworten!

„Aber, Mensch, wie kannst du ein solcher Gewissens-Thor sein! Ich selbst bin es ja, der es dir eingibt, ich selbst übernehme ja alle Verantwortlichkeit."

Wenn auch. Ich würde dennoch mir stets vorwerfen müssen, daß ich das Werkzeug zu deinem Verderben gewesen wäre. Denn ich würde es doch sein, der den Artikel geschrieben hätte.

„Wenn es Das ist, so will ich die Hauptsache selbst schreiben. Du brauchst das Ganze dann nur in eine Korrespondenzform zu bringen."

Auch Das kann ich nicht über das Herz bringen. Meine Freundschaft verbietet mir auch Das. Doch ich weiß einen Ausweg. Willst du dich nicht an K. Grün wenden? Schreibe ihm nur Alles vor und er wird glücklich sein, Stoff für eine pikante Korrespondenz in die „Mannheimer Abendzeitung" zu erhalten.

Es währte nicht acht Tage, so erschien in der „Mann-

heimer Abendzeitung" die Grünsche Korrespondenz, beinah Wort vor Wort Das enthaltend, was Marx mir hatte in die Feder flößen wollen. . Er war als ein wahrer Satan dargestellt und dennoch wurde sein Hauptzweck nicht erreicht: vom Kosmos für die gefährlichste Feder des Universums gehalten zu werden.

Beiläufig bemerke ich, daß Herr K. Grün sich damals, in Mannheim ausgewiesen, in Mainz aufhielt. Er war einer der ersten Industriellen, welche die teutsche Literatur aufzuweisen hat, und dabei einer der schamlosesten Humbuger, die ich kennen gelernt habe. Kurze Zeit nach seiner Ausweisung kam er nach Köln, wo ich viel mit ihm verkehrte, da er durch die Mannheimer Verfolgung ein großer Mann und Märtyrer geworden war. Von Köln aus redigirte er den in Wesel erscheinenden „Sprecher" und ließ in diesem Blatt einen durch mehrere Nummern laufenden, von den übertriebensten Lobsprüchen strotzenden Artikel „Karl Heinzen ein Charakterbild" erscheinen. Nachdem der Artikel vollständig erschienen war, fragte er mich, was ich davon halte, und sprach die Erwartung aus, daß ich ihm in den Blättern, in die ich korrespondire, einen Gegendienst leisten und namentlich sein Buch „Meine Ausweisung aus Baden" besprechen werde.

Wenn Sie darauf bestehen, erwiderte ich, so werde ich es thun. Aber ich sage Ihnen voraus, daß ich Sie nach bester Ueberzeugung heruntermachen werde, wie Sie es noch nie erfahren haben, denn Ihr Buch ist, wie der alte Itzstein es richtig bezeichnet, nichts Anders als „Hochmuthspinselei und ein Bettelbrief".

Von diesem Augenblick an hatte ich auch die Freundschaft des großen Grün verscherzt. Es ist dieß derselbe Ehren=

mann, der später den Kommunisten so eifrig in dem Bemühen sekundirte, das „Charakterbild" Heinzen herabzusetzen, darauf aber von den nämlichen Kommunisten als Erzlump in Grund und Boden getreten wurde. — So entstehen die Allianzen und die Kriege unserer großen Männer der Literatur und der Revolution.

Nach dem Untergang der „Rheinischen Zeitung" war K. Marx sehr glücklich, von Ruge als Mitredakteur seiner Jahrbücher nach Paris gezogen zu werden. Er hatte sich aber bald mit ihm auf seine gewöhnliche Weise verfeindet, nachdem er entdeckt, daß der Kommunismus der „avancirteste Standpunkt" war, und ich traf ihn nach meiner Flucht aus Köln im Winter 1844—45 in Brüssel wieder, wohin er sich gewandt, nachdem man ihn mit Ruge aus Paris vertrieben hatte.

In Brüssel erst machte K. Marx die Wahrnehmung, daß ich ein Mensch sei, den man angreifen und unschädlich machen müsse, denn — ich hatte unterdessen „Die preußische Büreaukratie" herausgegeben, das Buch hatte bedeutendes Aufsehen erregt und ich hatte einen Namen dadurch bekommen. Grund genug, entscheidender Grund für Marx'sche Feindschaft. Diese Feindschaft ließ sich aber damals bloß durch Neckereien und Reibereien aus, die gewöhnlich mit der Drohung schlossen: „ich werde dich vernichten". Ich nahm sie mit der größten Bonhomie auf und benutzte sie bloß zu Späßen und schlechten Witzen, nur dann und wann mit derben Andeutungen begleitet, um den „Vernichter" nicht über meine Werthschätzung seiner Person im Zweifel zu lassen. So bemerkte ich ihm eines Tags in Gesellschaft seiner Begleiter, mit denen wir häufig im Bierhaus, namentlich in der kleinen, gemüth-

lichen "faille dechirée" (Zerissene Haube) zusammentrafen:

„Weißt du, auf welchem Freundschaftsfuß ich zu dir stehe? Ich gebe dir gutherzig die Hand, aber indem ich dir eine Hand gebe, schlage ich dir mit der anderen hinter die Ohren."

„Was?" schrie er, „dann steche ich dir ein Messer in den Leib."

„Nun," entgegnete ich, „wenn du so läppisch bist, gebe ich dir nicht einmal eine Ohrfeige, sondern einen Tritt."

Dieß ist die Art, wie man mit diesem Marx umgehen mußte, wenn man nicht von ihm wollte maltraitirt werden. Er hatte zur Zeit Begleiter, die sich das Unglaubliche von ihm gefallen ließen, und nur das derbste Entgegentreten konnte ihn in Schranken halten.

Der Natur dieses Menschen ist nichts unerträglicher, als die Auszeichnung eines Anderen. Wen er nicht erreichen oder ausstechen kann, den muß er heruntersetzen. Als Herwegh durch seine Gedichte so großes Aufsehen machte, ärgerte sich Niemand so sehr wie K. Marx. „Man muß dem Menschen zeigen, daß man auch Gedichte machen kann", sagte er. Freilich, wenn er es gekonnt, so hätte er es auch ohne Herwegh „gezeigt". Schon daß ein Mensch ihm an Körperkraft überlegen war, machte ihm Kopfschmerzen. Namentlich ich hatte fortwährend Anspielungen über meine Stärke zu hören und wie in Köln, so hatte er auch in Brüssel keine Ruhe, bis er sie erprobt. Eines Tages band er öffentlich im Kaffeehaus mit mir an und unter der Versicherung, daß er mich zu Boden werfen könne, begann er sofort mich zu umfassen. Durch einen ungeschickten Versuch meines Ellenbogens, dieses kindische At=

tentat abzuwehren, in die Glasthüre des Lokals geschleudert, raffte er sich auf und rief: „das ist keine Kunst, wenn man solche Elephantenknochen hat". Freilich, antwortete ich, ist es keine Kunst, aber eine Kunst war es, so dumm zu sein, daß man Das nicht vorher wußte.

Diese kleinen Züge charakterisiren vollständig diesen „Chef" der Kommunisten, diesen gelben Neidhard, diesen nergelnden Kobold, diesen kleinen Dr. Grünspan, wie ich ihn später getauft habe.

Trotz solchen kleinen Renkontres gingen wir in Brüssel, Dank meinem guten Humor, nicht feindlich auseinander und als ich im Frühjahr 1845 mit Freiligrath nach der Schweiz abreis'te, tranken wir zum Abschied bei der Familie Marx noch Punsch und ließen auf die unbefangenste Weise die Geister moussiren. Bei jener Gelegenheit sprach ich zu Marx: „Du hast so oft gedroht, mich wegen meines Buchs über die Büreaukratie zu vernichten, aber bis jetzt nicht Wort gehalten. Ich lasse mir nicht gern vergebens drohen und sehne mich nach meinem Ende. Um mir jetzt, wo ich von dir gehe, eine Garantie mit auf den Weg zu geben, versprichst du mir hier zum Abschied in Gegenwart deiner Freunde in die Hand, daß du mich vernichten wirst." Er mußte es mir in die Hand versprechen, hat aber auf ganz andere Weise Wort gehalten, als er versprochen. Das Wort des Kritikers hat er einzulösen gesucht durch die Gemeinheit des Verleumders.

Die Nothwendigkeit, mich zu „vernichten", wurde für Herrn Marx noch dringender, als ich durch meine Brochürenpropaganda in der Schweiz der gefürchtetste Wühler Teutschlands wurde und die gegen mich gerichteten Verfolgungen mich zum Gegenstand der ausgedehntesten Theil-

nahme machten. Wie ich schon früher berichtet, intriguirte Herr Marx auf die perfideste Weise unter den Arbeitern gegen mich, weil diese „Klasse“, auf die er seine Zukunft zu bauen hoffte, sich namentlich in der Schweiz sehr für mich interessirte. Noch gemeiner benahm er sich in Brüssel. Es hatte sich dort, während ich in Genf war, in der von dem Industrieritter von Bornstedt herausgegebenen „Brüsseler Zeitung“ eine Polemik zwischen mir und dem Marx-schen Pylades Engels entsponnen, worin dieser edle Streiter auf's Haupt geschlagen wurde, so daß Orestes Marx ihm zu Hülfe kommen mußte. Er ließ in jenem Blatt eine lange, aus Sophistereien und persönlichen Invektiven zusammengesetzte Epistel gegen mich drucken; als ich ihm aber von der Schweiz aus antworten wollte, mußte auf sein Betreiben der Herr von Bornstedt erklären, daß mir sein Blatt nicht mehr zur Verfügung stehe, und Herr Marx behauptete als Sieger den Platz. Ich habe ihm und seinen Genossen später in einer besonderen Brochüre geantwortet.

Den höchsten Grad von Verwerflichkeit aber erreichte ich, als, und zwar ohne alles Zuthun meinerseits, in Hamburg die demokratische Partei mich in's Parlament wählte. Eine solche Schlechtigkeit konnte das sittliche Gefühl eines Marx um keinen Preis ruhig ertragen und er rächte sich dafür durch Abdruck der gemeinsten, namentlich von Herrn Hecker ausgehenden Verleumdungen in der „Neuen Rheinischen Zeitung“.

Um die alliirten Herrn Marx und Hecker als Ehrenmänner gleichzeitig zu charakterisiren und zu zeigen, welche Mittel von diesen edlen Geistern angewandt wurden, um mich überall in Mißkredit zu bringen, lasse ich die Marxsche

Mittheilung aus der „N. Rheinischen Zeitung“ vollständig abdrucken. Die „verkleinernden Briefe“ in der „Schnellpost“, worauf Herr Hecker sich bezieht, bestanden einzig und allein in folgender kurzen, viel zu gelinden Beurtheilung, die ich nach dem Renkontre in Hüningen in eine Korrespondenz einflocht:

„Hecker, der für das Haupt der badischen Republikaner gilt, verdient diese Ehre nur sehr relativ. Er hat sich früher nie als Republikaner offen zu bekennen gewagt. Als Sohn wohlhabender Eltern, dem es stets nach Wunsch ging, und als Mitglied einer Kammer von Schwätzern, in welcher er durch einzelne Keckheiten Aufsehen gemacht, war er ein verwöhntes Kind geworden, das sich nur zeigen zu dürfen glaubte, um zu siegen. Er hat den badischen Aufstand ohne allen Plan und Verstand in's Werk gesetzt, was man in Amerika wohl gestehen darf. Von Organisation und praktischer Leitung hat er keinen Begriff. Dabei glaubte er den Diktator spielen zu können, ohne die Festigkeit dazu zu haben. Ging nicht Alles nach Wunsch, so verlor er sogleich den Muth und gerieth sogar in kindische Verzweiflung. Zum Republikaner wäre er zu ehrgeizig, wenn er nicht zu schwach dazu wäre.

Weit höher, als Hecker, steht Struve“ u. s. w.

Den, angeblich durch diese Beurtheilung provozirten, aus den schamlosesten Windbeuteleien, Lügen, Gemeinheiten und Lächerlichkeiten zusammengesetzten Brief eines in seiner renommistischen Hohlheit bloßgestellten, maßlos eingebildeten Pöbelgötzen theilt Herr Marx in der „N. Rheinischen Zeitung“ vom 19. Januar 1849 in folgender Weise mit:

„Hamburg, 4. Jan. Unter diesem Datum bringt

die deutsche Reichszeitung folgende Details über das Durchfallen Karl Heinzen's in seiner Hamburger Kandidatur für das Frankfurter Parlament. Es circulirte in Hamburg „ein Brief Fritz Hecker's, worin dieser sich mit wahrhaft souveräner Verachtung über besagten Heinzen ausspricht". Dieser Brief hat ursprünglich in der deutschen New-Yorker Staatszeitung vom 24. August gestanden. Hecker sagt darin von sich, er sei ein Mann, welcher seit zwölf Jahren unablässig für die Rechte des deutschen Volks gekämpft und für seine Ueberzeugung das glänzendste Loos und ein bedeutendes Vermögen freudig zum Opfer gebracht habe. Jetzt komme nun dieser Heinzen, so roh, so giftig, so lügenhaft, um ihn zu schmähen, zu verkleinern und zu verdächtigen, während von Nord und Süd, Ost und West Deutschlands und der Schweiz ihm die rührendsten Beweise von Liebe und Achtung zu Theil würden. Und (Hecker's Brief ist datirt Mutenz, 31. Juli 1848) jene verkleinernden Briefe habe Heinzen in die „New-Yorker Schnellpost" geschrieben „zu einer Zeit, da dieser Mensch mit mir freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten schien". Herr Hecker hebt hervor, daß er nie einem Fürsten gedient habe, während Herr Heinzen „fürstlicher Söldner" gewesen, und, ein junger, rüstiger, kräftiger Mann, seit Jahren von politischen Almosen lebe. „Für einen gesunden, rüstigen Mann, für einen Mann, der sich für ein Genie ausgibt, wie Herr Heinzen, wäre es, wenn er wirklich die geistige Größe gewesen wäre, für die er sich ausgeben möchte, nicht schwer geworden, durch

eigene Kaft sich zu erhalten, statt um des politischen Glaubens willen Jahre lang Unterstützungen in Anspruch zu nehmen; die Republik ist und soll sein ein Arbeitsstaat, nur Arbeit giebt Ehre.

„Wo war denn aber Herr Heinzen in den stürmischen Tagen der Revolution? Warum ist er nicht auf dem kürzesten Wege nach der Rheinprovinz gereist und hat dorten den Aufstand organisirt und geleitet? (Warum ist er nicht mit dem Luftballon von New-York nach Köln geflogen und hat dort „80,000 Mann“ auf die Beine diktirt wie der Feldherr Hecker? H.) Warum zog er hinter den Grenzmarken Deutschlands umher, während wir Anderen in Sturm und Schnee, auf steilen Bergpfaden und tiefen Thälern das republikanische Banner trugen und den Kugeln der Feinde uns aussetzten? (in Hüningen im Wirthshause. H.) Warum eilte der große Dictator nicht auf Sturmesflügeln in's deutsche Land, warum ließ er sich erst in Hüningen sehen, als der unglückliche Ausgang vor Augen lag? Freilich war Heinzen schwer von Hecker beleidigt worden; dieser hatte ihm in einem Wortwechsel gesagt, er, Heinzen, sei kein Publicist, es fehle ihm dazu das Genie und das Wissen, und dadurch sei der ungeheure Eigendünkel dieses Mannes auf das Unersetzlichste verletzt worden. Auch Geldgeschichten spielen hinein: mit Heinzen hätten die Flüchtlinge endlich alle Gemeinschaft abgebrochen. Hecker schildert unsern Wahlkandidaten mit folgenden Worten: „Herr Heinzen leidet offenbar an folgenden unheilbaren Krankheiten: an der Idee, welche beschränkten Menschen

eigen ist, daß er der größte Mann Europa's und zum Dictator gestempelt sei; an der wenig republikanischen Eigenschaft, aus der Unterstützung Anderer gut leben zu wollen, statt durch Arbeiten sich in die Lage zu setzen, Almosen zurückzuweisen; und endlich durch grenzenlose Hoffahrt und Grobheit überall, wo er hinkommt, Händel anzufangen und gegen Andere, die seiner „Größe" sich nicht beugen, ihn nicht als den sublimsten Einzigen anerkennen, mit allen Mitteln zu operiren." — Diese wenig schmeichelhafte Empfehlung hat Hrn. Heinzen sehr geschadet, um so mehr, da Sachverständige zugeben, daß „Fritz" nicht allzu dunkel gemalt habe."

So weit dieses Doppel-Manifest zweier gleich gestimmter Seelen. Daß durch solche Gemeinheiten ein Hecker sich für eine verdiente Demüthigung an mir zu rächen suchte, könnte man damit entschuldigen wollen, daß dieser, schriftstellerisch durchaus unzurechnungsfähige „Publizist" zu roh und unfähig ist, mit mir einen geistigen Kampf zu führen; aber Herr Marx weiß mit der Feder umzugehen und daß er die Waffen eines so bäurischen und pöbelhaften, von ihm sonst gründlich verachteten Kampfgenossen adoptirte, kommt bloß auf Rechnung seiner Ehrlosigkeit. Sie ließ ihn sogar die Rolle übersehen, die er spielte, als er, der „Bourgeois"-Fresser und Advokat der „Proletarier", einem der hochmüthigsten „Bourgeois" applaudirte, der, auf seine volle Tasche klopfend, einen abgehetzten „Proletarier" wegen seiner unverschuldeten Mittellosigkeit zu verhöhnen suchte. Und er, der Vertreter der „Arbeit", der aber während seines ganzes Exils durch eigene Arbeit nicht das Salz verdient und fast immer auf fremde Kosten gelebt hat, hilft besagtem „Bourgeois" einen, durch Verfolgungen

aller Ressourcen beraubten Flüchtling verleumden, der in seinem Leben mehr gearbeitet hat, als ein halbes Dutzend Marx-Hecker zusammen. Wenn dieser Hecker noch einiges Schamgefühl besitzt, so muß er sich, auf meine Erlebnisse zurückblickend, seines Manifestes schämen so lang er lebt. Zugleich mag er und jeder Gleichgesinnte sich die Frage stellen, was aus ihm würde geworden sein, wenn das Schicksal ihm alles Das zugedacht hätte, was der „von Almosen gutlebende" ehemalige „fürstliche Söldner" in seinem Leben zu ertragen und durchzukämpfen hatte. Die Beantwortung der Frage, ob er, der „Jurist und Publizist", mich dabei durch seine Leistungen würde beschämt haben, will ich ihm aus bloßem Mitleid erlassen.

Was nun aber Herrn Marx betrifft, so konnte die Gemeinheit, wozu er die „N. Rheinische Zeitung" benutzte, höchstens noch gesteigert werden durch die Schlechtigkeit, womit er mich in London als Spion Bunsens verleumden ließ, weil meine Brochüre Sensation erregt hatte. Doch er mußte mich eben „vernichten".

So weit die persönlichen Erfahrungen, die ich mit diesem ehr- und gewissenlosen Neidhard gemacht habe. Andere haben ähnliche gemacht und sie werden wahrscheinlich denken, daß sie noch gut genug davon gekommen sind, wenn die Marxsche Berührung sie bloß in Skandalgeschichten und nicht in's Gefängniß gebracht hat. Denn dieser Mensch ist überall ein wahrer Lieferant für Gefängnisse auf Kosten Derer geworden, die an ihn glaubten. Und einem solchen Menschen konnten die Arbeiter Vertrauen schenken, bloß weil er ihnen die Ehre anthat, sie als „Klasse" absondern zu wollen, um sie für sich benutzen zu können! Und diesen Agenten der Reaktion und Polizei-

lieferanten konnten Revolutionaire als Mann der Revolution betrachten! Ich habe diesem Menschen jede Schlechtigkeit zutrauen gelernt, von der gemeinsten Intrigue bis zum infamsten Verrath, es braucht sich bloß um einen Gegner zu handeln, der eine öffentliche Macht zu werden und seine Macht ehrlich für die Freiheit zu benutzen droht. Bei einem Menschen, der die Verleumdung systematisch betreibt und zwar bloß aus persönlichen Motiven der Scheelsucht und der Rangläuferei, hat die Schlechtigkeit keine andere Grenze, als die seines Muthes und der physischen Möglichkeit. Es ist nicht prinzipielle Eifersucht, nicht Eifer für den Sieg der Vernunft und Wahrheit, was diesen Marx treibt, Diesen oder Jenen anzugreifen, weil er in seiner Anerkennung die Dummheit und Lüge triumphiren sieht. Nein, es mag ein Schriftsteller genau Dasselbe sagen und ein Revolutionair genau Dasselbe wollen, was Herr Marx sagen und wollen würde, er wird ihn herabsetzen, verleumden und Intriguen gegen ihn anspinnen, sobald er ihn sich auszeichnen und einen Einfluß erlangen sieht. Eine gelungene Intrigue oder ein wirksamer Angriff gegen einen Schriftsteller und Politiker, den er als Rivalen ansieht, gilt ihm mehr, als jedes siegreiche Prinzip, und die größte Freude, die dieser bübische Egoist in der Welt kennt, ist die Schadenfreude.

Das also ist das Haupt der teutschen Kommunisten, der Chef der „Schwefelbande“, der Erfinder des „Klassenkampfs“. Und glauben etwa die Kommunisten, dem Hrn. Marx sei es Ernst mit dem Kommunismus? Er glaubt so wenig daran wie ich und Niemand würde sich in einer kommunistischen Gesellschaft weniger am Platz finden als er. Der Kommunismus hat ihm bloß als Mittel ge=

dient, etwas Apartes zu repräsentiren und eine „Partei" figuriren zu lassen, die allen anderen opponirte. Man gebe ihm heute alle Macht, den Kommunismus zu verwirklichen, so wird er morgen Reißaus nehmen, um nicht beim Wort genommen zu werden. Der Hauptehrgeiz dieses Menschen besteht bloß darin, für Andere, die etwas schaffen wollen, ein Hinderniß zu sein und als solches anerkannt zu werden; der Wunsch, ein Förderungsmittel zu sein, liegt nicht in einer solchen Natur. Und da er weder den Trieb, noch die Kraft hat, etwas Positives zu schaffen, findet er seine höchste Satisfaktion darin, Andere als negative Kraft zu lähmen und von ihnen für „gefährlich" gehalten zu werden. Als man ihm den Gefallen that, ihn als Chef der „Internationale" anzusehen und in vollständiger Verkennung seiner Kraft ihn zu fürchten, ja ihn sogar mit der Pariser Commune zu identifiziren, vor welcher er, wenn in Paris anwesend, sich in das verborgenste Schlupfloch würde verkrochen haben, da feierte er innerlich den höchsten Triumph, den diese Karrikatur eines Mephisto sich je geträumt hat.

Die „Marxianer" (die Auserlesenen bilden mit ihrem „Chef" ein Kompagniegeschäft von etwa 6 Mann) hören sich gern die „philosophischen Kommunisten" nennen (wahrscheinlich im Gegensatz zu den unorthographischen Korporalsgeistern a la Willich und den rohen Werkstatt-Aposteln a la Weitling); auch mögten sie gern eine „Schule" darstellen. Der „philosophische" Gedankengang dieser „Schule" wird etwa folgender sein:

Als Ausgangspunkt für die Entwickelung aller Wahrheiten nehmen sie, wie andere Leute, den Materialismus an, aber vermöge ihrer gemeinen Natur verstehen sie den

Materialismus auch nur in der materiellsten Beschränkung. Weil alles Leben und Denken materialistisch entsteht und zu erklären ist, muß es nach ihrer Auffassung auch nur auf das Materielle gerichtet sein. Der wahre Materialismus läßt sich die ideale Welt nicht durch die Thatsache verderben, daß sie aus der materiellen hervorgeht, er gewinnt dadurch bloß das Vermögen, sie auf einem festen Boden aufzubauen; der gemeine, kommunistische Materialismus aber streicht die ideale Welt mit allen ihren Bestrebungen und Bedürfnissen aus seiner Berechnung aus und läßt nur das materielle Thier mit seinen physischen Trieben und Interessen übrig. Er erkennt daher auch so wenig sittliche Motive wie geistige Zwecke an und findet zuletzt seine ganze Welt erschöpft in der „Oekonomie", der Wissenschaft der Ausbeutung der materiellen Natur für die materiellen Bedürfnisse einer materiell gesinnten Gesellschaft. Freiheit, Charakter, Ehre und andere Strebensziele, Motive und Impulse, die einen edlen Menschen in Bewegung setzen, sind dem Kommunisten fremd: er rechnet bloß, um zu „produziren" und zu „konsumiren". Das Interesse, nämlich das materielle, ist die einzige Triebfeder wie die einzige Rücksicht, welche der „Gesellschaft" übrig gelassen wird, und, nach der brutalen Einseitigkeit zu schließen, welche unsere Herrn Philosophen in dieser Beziehung entwickeln, muß man annehmen, daß in ihrem Gemeinwesen als Arena der menschlichen Thätigkeit nur die Fabrik geduldet, Kunst und Wissenschaft aber abgeschafft wird, so weit sie nicht der „Oekonomie" dienen. Ausdrücklich ausgesprochen haben sie sich hierüber meines Wissens noch nicht, so wie es denn überhaupt unmöglich ist, aus diesen bübischen Verneinungsgeistern ein positives Be-

kenntniß über bestimmte Zwecke und Einrichtungen heraus-zubringen. „Kritisiren“ und zerstören wollen, das ist das Einzige, wozu sie sich bekennen. Was nicht sein soll, wissen sie in so fern, als Alles nicht sein soll was nicht nach ihrer Façon ist; was sein soll, darüber wissen sie nichts zu sagen.

Es ist klar, daß eine solche „Philosophie“, neben der sogar der Jesuitismus nobel ist, die Gesinnung ihrer Anhänger durch und durch gemein machen und Alles, was Ehre, Grundsatz und Gewissen heißt, in ihnen zerstören muß. Es kommt bloß auf ihr „Interesse“ an; das Mittel zum Zweck ist dann gleichgültig. Heute betrügt man, morgen verleumdet man, natürlich aus „Interesse“. Heute schimpft man auf die „Bourgeois“, morgen bettelt man Geld bei ihnen zusammen, versteht sich aus „Interesse“. Heute schreibt man die „Neue Rheinische Zeitung“, morgen korrespondirt man in die „Augsburger Allgemeine“, Alles aus „Interesse“. Heute schwärmt man für die Interessen der „Arbeiter“ und schimpft gegen die „Kapitalisten“ der Fabriken, morgen schwärmt man für die Kapitalisten des Menschenhandels, trit die schwarzen „Arbeiter“ mit Füßen, die für ihre Arbeit nicht einmal „Lohn“, sondern nur die Peitsche erhalten, und rechtfertigt, wie der ehrlose Dr. Kellner, die Sklaverei durch die „ökonomische Nothwendigkeit“. Es ist kein Zufall, daß in Amerika die teutsche Sklavenhalterpresse zu ihren fähigsten und eifrigsten Mitgliedern Kommunisten zählte. Es gibt überhaupt keine Schlechtigkeit und Gemeinheit, wie es keine Lächerlichkeit und Verrücktheit gibt, zu welcher der Kommunismus nicht fähig macht.

Doch wenden wir uns jetzt von den Aposteln der Ge-

meinheit zu edleren Menschen. Ich habe den Lesern noch von den englischen Freunden und Freundinnen Mazzini's zu erzählen, bei denen ich durch seine Briefe war eingeführt worden. Es waren dieß ein Paar Advokaten und ein Paar Kaufleute mit ihren Frauen. Alle diese Menschen, die in jeder Beziehung freisinnig und human gesinnt waren, schienen bloß zu existiren um der verschiedenen Flüchtlinge willen, die sich in London zusammengefunden. Sie waren nicht bloß beständig thätig, um Flüchtlingen behülflich zu sein, sondern sie verkehrten auch fast nur mit Exilirten und im Winter veranstalteten sie abwechselnd in ihren Häusern wöchentliche Abendgesellschaften, die fast ausschließlich von Flüchtlingen, und zwar aller Nationen, zusammengesetzt waren. Unter den Italienern, die ich dort sah, waren die hervorragendsten Mazzini, Pisacane, Medici, unter den Franzosen Louis Blanc, unter den Polen Worcel, unter den Ungarn Klapka. Ruge und Struve wurden ebenfalls eingeführt. In diesen Gesellschaften wurde, mitunter bis nach Mitternacht, auf die zwangloseste Weise konversirt, Schach gespielt u. s. w., so daß man an die gewöhnlichen Steifheiten und Dummheiten englischer Geselligkeit durch nichts erinnert wurde.

Den Freunden und Freundinnen Mazzini's habe ich nicht bloß die angenehmsten Stunden, die ich in London zugebracht, sondern auch die Möglichkeit zu danken, aus London wieder nach Amerika zu entkommen, nachdem meine Existenz dort durch die gemeine Noth unhaltbar geworden war. Wie ich schon erwähnt, hatte der Lärm, den die „Times" wegen meiner Brochüre gemacht, unter den Engländern eine solche Scheu vor mir erregt, daß sogar der

Unterricht in weiblichen Handarbeiten, der unter Heinzen-schem Namen ertheilt wurde, plötzlich eingestellt werden mußte und damit die letzten Hülfsquellen versiegten, auf die ich dort rechnen konnte. Alle meine sonstigen Ressourcen waren erschöpft. Was Freunde in Teutschland für mich thun konnten, hatten sie früher schon so weit gethan, daß ich um keinen Preis nochmals an ihre Hülfe appellirt hätte. Als meine Brochüre erschien, hatte ich Aussicht, in einem Londoner Handelshause eine Commis-stelle zu erhalten — denn ich war zu jeder anständigen Arbeit bereit —; jene Publikation machte allen Unterhandlungen darüber ein Ende. Ich hatte zwar sonst noch allerlei Projekte zum Geldverdienen ersonnen, aber da mich die Natur einmal verurtheilt hat, in solchen Dingen ein Stümper zu bleiben, kam nichts zur Ausführung. So z. B. hatte ich den Plan, zur Zeit der Weinlese in Frankreich ein Paar Dampfschiffe voll Trauben zu holen, um sie in England zu keltern. Dadurch wäre der hohe Eingangszoll auf Wein erspart worden und sicher ein sehr schönes Geld zu verdienen gewesen. Aber welcher Kapitalist hätte sich mit mir assoziirt? Ich konnte mich den Kapitalisten so wenig nähern, wie das Kapital sich mir näherte.

Unterdessen zwickte mich die Noth täglich empfindlicher und machte mich in der Auffindung von Hülfsmitteln so scharfsichtig und kunstfertig, daß ich sogar das silberne, sechs Cents werthe Bändchen von dem eisernen Kreuz, welches ein Verwandter in der Schlacht von Waterloo verdient hatte, ablös'te und verkaufte. Uebrigens hat solche Noth auch ihre humoristischen Seiten. Meinem fünfjährigen Sohn hatte ich zu seinem Geburtstag für meine letzten 2 Cents folgende Geschenke gekauft:

1) einen Bogen Papier,
2) einen Bleistift,
3) eine Schnur.

Auf dem Bogen Papier sollte er mit dem Bleistift sein Testament schreiben und dann sollte er sich mit der Schnur aufhängen.

An das Testamentschreiben hätte ich selbst ebenfalls denken können, wenn nicht die Freunde Mazzini's, denen meine Lage so wie mein Wunsch, wieder nach Amerika zu gehen, bekannt geworden war, sich erboten hätten, das Reisegeld aufzubringen. Hört es, sehr ehrenwerthe Landsleute, Engländer haben das Reisegeld für meine Auswanderung zusammengebracht, haben mir Kleider und Lebensmittel mit auf die See gegeben, damit der teutsche Revolutionair nicht verhungere, und diese Engländer haben mir niemals, wie Herr Hecker und die übrigen teutschen Ehrenmänner, vorgeworfen, daß ich arm sei oder von nicht existirenden Fonds in Saus und Braus lebe, und haben mir niemals, wie die übrige teutsche Noblesse, nachgerechnet, daß ich von ihnen einige lumpige Dollar „Geld“ empfangen habe, „Geld“! Hole der Henker das Geld und euch dazu!

Das Reisegeld hätte hingereicht, mich nebst Familie anständig über die See zu befördern. Aber ich hatte es nicht bloß zu diesem Zwecke zu verwenden: ich hatte der trefflichen Familie Hunter, die mich so vertrauenvoll beherbergt, eine ansehnliche Schuld abzutragen und sonstige Löcher zu flicken, von denen nichts in der „Times“ gestanden, so daß mir kaum noch genug übrig blieb, um einen Platz im Bauch eines ganz gemeinen Emigrantenschiffes zu bezahlen. In diesem Schiffsbauch habe ich nebst Familie viel-

leicht die fürchterlichsten sechs Wochen meines Lebens in der viehischen Gesellschaft von etwa 300 Irländern zubringen müssen. Als mich die Freunde Mazzini's und ihre Frauen mit L. Blanc vor der Abreise auf dem Schiff besuchten, schienen sie sehr erstaunt zu sein über meine Wahl. Ich konnte ihnen die Ursache nicht erklären. Ebenso wenig konnte ich Mazzini aufklären, der beim Abschied meinte, ich gehe wol nach Amerika, um mich nicht abzunutzen. Ich mußte ihn dabei lassen, denn hätte ich ihm meine Verhältnisse auseinandergesetzt, so würde er mir wahrscheinlich Unterstützung angeboten haben. Auf dieser zweiten Reise nach Amerika habe ich die Entdeckung gemacht, daß der Mensch vor Ekel sterben kann — ein Tod, auf den ich gefaßt war im Fall ich noch weitere zwei Wochen hätte aushalten müssen. Und doch war nicht einmal dieser Ekel die schlimmste Regung in jener Umgebung und Atmosphäre. Denke dir, Leser, in diesem irländergefüllten Schiffsbauch, in diesem stinkenden und tobenden Viehstall wird dein einziges Kind vom Scharlachfieber angesteckt. Von eigentlicher Hütung und Pflege ist keine Rede, sie ist platterdings nicht möglich, und die Krankheit schlägt in der kalten Herbstluft nach Innen. Du weißt, was das heißt. Monate nachher noch ringt der Kranke mit dem Tode und nachdem du ihm endlich, noch immer ohne Mittel für eine regelrechte Heilung, doch das Leben gerettet, behält der als Muster von Kraft und Gesundheit zu Schiff Gegangene Spuren und Mängel zurück, die ihn diesseit des Grabes vielleicht nicht mehr verlassen. Trug er die Schuld, daß du ein Teutscher warst und dich für teutsche Freiheit interessirtest und dieserhalb von den Herrn „Freiheitsfreunden“ verschrieen und hülflos gemacht wurdest? Und nun

denke dir, lieber Leser, daß du, jene Erinnerungen im Herzen, dir von den großen Männern der Revolution mußt vorwerfen lassen, dein Vater habe dir nicht so viel Vermögen hinterlassen wie der alte Hecker zu Mannheim, und daß du dich aus diesem, nur aus diesem Grunde mußt verleumden hören, du habest nicht existirende Gelder verpraßt, und daß du dir noch ein halbes Menschenalter hindurch von deinen ehrenwerthen Landsleuten bei jeder Gelegenheit mußt vorrechnen hören, du habest einst für die teutsche Revolution nicht mit Gelde gewirkt, das du dir „aus den Rippen geschnitten“ — warum thatest du es nicht, du Dummkopf? —, sondern mit Gelde, das der teutsche Edelmuth sich von der niedrigen Seele geschnitten — denke dir das Alles, lieber Leser, und du wirst mitunter eine Sanftmuth und Zärtlichkeit in dir erwachen fühlen, die keinem Tiger eigen ist, und du wirst zeitweise so human gesinnt, daß du das ganze gemeine Lumpenpack und Verleumdergesindel, welches dich ein halbes Leben lang im Namen der Freiheit und Revolution mit dem Ruf „Geld, Geld“ verfolgt hat, wie Gewürm zu Atomen unter dem Absatz könntest zertreten sehen ohne in Ohnmacht zu fallen. Verräthst du aber den Leuten, daß du solchen Eindrücken ausgesetzt bist, daß du empfindest wie ein Mensch und dich empörst wie ein Mensch und daß du nicht Alles dulden willst wie ein Christ oder ein Hund, so machen die Psychologen die Entdeckung, du habest kein „Gefühl“. Sie sind im Stande, dir dein ganzes Leben zu vergiften und dich dann zu verschreien, daß du kein Lamm sei'st. Sie sind im Stande, dir das Blut bis auf den letzten Tropfen abzuzapfen und dich dann anzuklagen, du habest kein menschliches Blut in den Adern.

Man kann jede persönliche Beleidigung vergessen, die nicht eine Erniedrigung in sich schließt, und wer seine Feinde unter sich hat, ohne sie einem Prinzip opfern zu müssen, muß eine gemeine Natur sein, wenn er nicht Großmuth üben kann; wer aber tödtliche Ehrenkränkungen und angethanes Unrecht vergißt, die mit verruchter Bosheit direkt oder indirekt als verdiente Strafe oder geübte Gerechtigkeit aufrecht erhalten werden, der ist ein verächtlicher Schwächling und Niederträchtling und verdient unter die Füße getreten zu werden. Ich glaube nicht, daß es einen Revolutionair gibt, der, ohne den Despoten in die Hände zu fallen, für seine Freiheitsliebe mehr hat büßen müssen als ich. Natürlich habe ich es vollkommen verdient, aber ich will wenigstens dafür sorgen, daß ich dadurch nicht zum Märtyrer werde, wenn es auch auf Kosten des „Gemüths“ und „Gefühls“ geschieht.

Doch sehen wir uns, ehe wir zum zweiten Mal die „gastlichen Gestade“ Amerika's betreten, ein wenig in unserm Schiffsbauch um. Das Schiff, das uns hinüberschaffen sollte, trug wieder den schönen Namen „Mississippi“. Das erste Mal war ich auf einem Dampfschiff „Mississippi“ nach Amerika gefahren; ich sollte es jetzt auch einmal mit einem segelnden „Mississippi“ versuchen. Ich war einer der ersten Passagiere, die ihren Platz belegten, und da ich mit dem Leben auf der See hinlänglich bekannt war, suchte ich mir den allerhintersten aus, so daß ich in meiner Ecke jedenfalls nach einer Seite hin vor der erwarteten Nachbarschaft gesichert war und die Oeffnungen zur Lüftung in unmittelbarer Nähe hatte. Instinktmäßig sammelten sich um meinen Platz die anständigsten Familien,

welche die Reise mitmachten, so daß ich über meine nächste Nachbarschaft, die aus ruhigen Handwerkerfamilien bestand, möglichst wenig zu klagen hatte. Je weiter man nun aber nach vorn kam, desto roher, schmieriger, sittenloser und bestialischer war die Gesellschaft, bis wieder an der äußersten Spitze sich eine anständigere Kompagnie zusammenfand und diese bestand aus — teutschen Flüchtlingen. Die hier bekanntesten unter ihnen waren der Lehrer Winkle und der Student Rothacker, die jetzt beide auf dem Cincinnatier Kirchhof von ihren Strapazen ausruhen. Diese Flüchtlinge hatten noch das Unglück, bei der Einschiffung um die angekauften Lebensmittel betrogen zu werden, so daß sie mitunter die härtesten Entbehrungen litten. Wir halfen ihnen natürlich aus so viel es uns möglich war, aber das konnte auf der langen Reise nicht weit reichen.*) Sie waren übrigens trotz aller Noth meistens guter Dinge und führten täglich beim Bugspriet ihre Konzerte auf.

Die Herkunft und Berufsart der übrigen Schiffsgesellschaft ist schwer anzugeben. Genüge es, zu sagen, daß sie fast ausschließlich aus Irländern der verkommensten Sorte bestand und daß die weiblichen Mitglieder derselben meistens Prostituirte waren. Von welchem moralischen wie physischen Schmutz in dieser Umgebung sämmtliche Sinne

*) Selbst in der Höhle des Ekels, in die mich auf dieser Reise meine Armuth bannte, lauerte das gelbäugige teutsche Ungeheuer, die Verleumdung, auf mich. Später wurde meine Unterstützung der mitreisenden Flüchtlinge zu der Beschuldigung benutzt, ich habe die Reise großartig in der ersten Kajüte gemacht, aber jene Bedürftigen im Schiffsbauch ihrem Schicksal überlassen.

bei Tag und bei Nacht Zeuge sein mußten, wird man sich auch ohne besondere Phantasiebegabung vorstellen können, und dieser Zustand erreichte den höchsten Grad der Unerträglichkeit, wenn bei Sturmwetter sämmtliche Lüftungsöffnungen geschlossen werden und sämmtliche Passagiere im Schiffsraum bleiben mußten. Daß in diesem Raum nicht Pest und Typhus ausgebrochen sind, ist mir noch jetzt unbegreiflich. Die ekelhafteste Pest, von der wir bedroht wurden, war eine Läuseüberschwemmung, die sich vom Vordertheil des Schiffs nach hinten unwiderstehlich ausbreitete, in ihrem Fortschritt täglich markirt wurde und der wir glücklicher Weise noch entgingen, da sie noch etwa sechs Betten von uns entfernt war, als wir den Hafen von New-York erreichten.

Was man sonst noch abzuwehren hatte, war hauptsächlich der Diebstahl. Er wurde zuletzt so zudringlich, daß wir Hinterbewohner jede Nacht abwechselnd Wache halten mußten.

Wo möglich noch roher und unausstehlicher, als die Passagiere, war ein Theil der amerikanischen Schiffsmannschaft, namentlich der Kapitain und der erste Steuermann. Der letztere, eine wahre Seeräubernatur, verschwand, sobald wir den New-Yorker Hafen erreichten, da er von mehreren Mordprozessen bedroht war. Dieser Mensch hauf'te unter den Passagieren wie ein Sklavenhalter unter den Sklaven. Er theilte Ohrfeigen aus, wo er eine Widerrede fand, bedrohte Alle, die sich ihm nicht unbedingt fügten, und disponirte über die weibliche Gesellschaft wie ein Sultan. Nur ernste Entschlossenheit konnte diesen Viehmenschen im Zaum halten und ich trug während der Reise ein geladenes Pistol in der Tasche, um ihn beim ersten

Versuch einer Impertinenz in meinem Bereich niederzuschießen. Glücklicher Weise hatte er Blick genug um zu wissen, mit wem er zu thun hatte, und ich hatte nicht die mindeste Kollision weder mit ihm noch mit dem Kapitain, obschon ich beide bei einer besonderen Gelegenheit durch Androhung eines Prozesses in ihre Schranken zu weisen hatte. Es fiel denselben nämlich eines Tages ein, die Passagiere zum Kohlenherbeischaffen und zu anderen Arbeiten zwingen zu wollen, und da man sich weigerte, wurde bekannt gemacht, daß kein Wasser mehr verabreicht werde so lang man bei dieser Weigerung stehen bleibe. Die irischen Honoratioren, als sie ihre Weiber und Kinder nach Wasser schreien hörten, hielten Rath, was zu thun sei, und zogen auch mich dazu. Ich foderte sie auf, sich ihren Passagekontrakt anzusehen. Man zog ihn hervor, aber — die Bestimmungen, die man nachsehen wollte, fehlten. Der Steuermann hatte nämlich die Einrichtung getroffen, daß beim Abnehmen von Thee, Graupen und ähnlichen Dingen, die das Schiff lieferte, Jeder seinen Passageschein vorzeigen mußte, von dem dann der Schurke, angeblich um die geschehene Abnahme zu vermerken, ein Stück abriß, so daß sehr bald derjenige Theil des Kontrakts fehlte, aus dem die Passagiere ihre Ansprüche ersehen konnten. Glücklicher Weise hatte ich, der ich selten Thee u. s. w. brauchte, meinen Kontrakt ziemlich unversehrt erhalten. Ich holte ihn hervor, rief die Passagiere auf das Verdeck in der Nähe des Kapitains und Steuermanns zusammen, las ihnen die betreffenden Bestimmungen vor und foderte sie auf, ein Komite zu ernennen, das bei der Landung sofort den Kapitain und Steuermann arretiren zu lassen und ihnen den Prozeß zu machen habe. Dieß Mittel wirkte auf der

Stelle und in fünf Minuten waren die Wasserpumpen in Bewegung.

Uebrigens ruhten während der ganzen Reise auch die Schiffspumpen nicht. Das Schiff war 15—20 Jahre alt; schon gleich nach der Abfahrt war es leck und hatte mehrere Fuß Wasser über dem Kiel. Einem ernstlichen Sturm hätte es nicht widerstehen können, auch soll es auf seiner Rückreise nach Europa untergegangen sein.

Trotz allen diesen Gefahren und trotz einem, glücklich gelöschten Brand, der das ganze Schiff mit Schrecken erfüllte, landeten wir nach 6 Wochen Anfangs Oktober 1850 lebend im Hafen von New-York. Meine Baarschaft bestand aus $3, Heckersche Währung.

X.

Dreiundzwanzig Jahre in Amerika.

Während meines dreiundzwanzigjährigen Aufenthalts in Amerika habe ich ein interessantes Stück Geschichte dieser Republik erlebt und eine radikale, von rücksichtloser Wahrheit geleitete Beurtheilung dieser Geschichte würde sie mitunter in ganz anderem Licht erscheinen lassen, als worin die gewöhnliche Partei- oder Patrioten-Politik sie darzustellen pflegt. Auch habe ich im hiesigen Leben manche Beobachtungen und Erfahrungen gesammelt, die Stoff zu interessanten Mittheilungen liefern könnten. Doch dieß Alles muß ich von diesem Buch ausschließen, um den Umfang desselben nicht über Gebühr anwachsen zu lassen. Ergibt sich später ein Interesse und Bedürfniß dafür, so kann es für eine besondere Schrift benutzt werden. In der vorliegenden muß ich mich beschränken auf eine kurze Skizze über meinen persönlichen „Kampf um's Dasein", das moralische wie das physische, und um Feder und Papier, d. i. über meine journalistische Thätigkeit. Es handelt sich ja darum, die Schicksale eines teutschen Revolutionairs im Exil zu schildern.

*

Als ich in New-York landete, machte ich ohne mein Wissen eine Acquisition, an die ich zuletzt gedacht hätte: es war eine schön gebundene Bibel. Sie war bei der Gelegenheit, wo die Zollbeamten die Bagage visitirten, in meinen Koffer praktizirt worden und zwar auf eine so geschickte Weise, daß ich trotz aller Aufmerksamkeit, welche ich zur Verhütung eines Diebstahls auf meine Effekten gerichtet, nichts davon bemerkt hatte. Die Spitzbuben stehlen euch die Sachen heraus und die frommen Leute stehlen sie euch hinein, aber leider nur Bibeln. Welche Ueberraschung, wenn ich im Shakespeare-Hotel, wo ich einkehrte, entdeckt hätte, daß mir ein frommer Mann $1000 in den Koffer gestohlen! Doch Das ist ein sündiger Wunsch und wenn ich in diesem gesegneten Lande ebenfalls mit allerlei Ungemach zu kämpfen hatte, so liegt das am Ende bloß daran, daß ich den Wink nicht beachtet, den mir die geschenkte Bibel ertheilte. Als ich in New-York das erste Abolitionistenblatt schrieb, besuchte mich der jüngst verstorbene reiche Abolitionist Tappan, um mir seine Hülfe anzubieten. Er setzte dabei voraus, daß ich ein Christ sei. Als ich ihm aber erklärte, ich sei ein entschiedener Atheist, meinte der fromme Mann, dann könne ich kein wirklicher Abolitionist sein, und verließ mich mit traurigem Gesicht. Da haben wir den Schlüssel zum Räthsel.

Nachdem ich gelandet war, beging ich, statt die Bibel zu lesen, eine That, die der teutschen Nation zur Ehre gereicht, ich trank nämlich drei Glas Lagerbier hinter einander. In meinem Leben habe ich nicht solchen Heißdurst auf einen erfrischenden Trank gehabt, wie damals, wo ich aus dem schwimmenden Viehstall an diese „gastlichen Gestade“ trat. Es war mir, als hätte ich ein Faß leer trinken können und

müssen, um all den Ekel hinabzuschwemmen, welcher mir Wochen lang im Halse gesteckt hatte.

Jetzt bin ich also wieder in New-York, unter meinen theuren Landsleuten, die mich früher so glänzend empfangen und so theilnahmevoll entlassen haben. Kennt ihr mich noch? Kenne ich euch noch? Seid ihr noch was ihr wart? Ich bin noch immer der Nämliche. Aber ich habe unterdessen wieder viel erfahren, wovon ihr nichts wißt, und mit eurem Geld wenig ausgerichtet, was ihr ganz genau berechnet habt. Ich habe mit euren $400 nicht einmal die teutsche Republik gegründet, geschweige denn das chinesische Reich erobert, Australien revolutionirt und Rußland von der Landkarte vertilgt. Euer großer Hecker und die anderen Himmelsstürmer, die noch ein wenig mehr Dollar zur Verfügung hatten, als ich, und denen, wie der große Badenser sich so klassisch ausdrückt, „sämmtliche gährende Buttermilchtöpfe nachliefen", während ich schlechter Nichtbadenser keinen Dachshund zu kommandiren hatte, haben zwar ebenfalls nicht vollständig die Welt befreit, aber sie hatten doch den unschätzbaren Vorzug, daß ihr Geld nicht aus eurer Tasche kam und daß sie euch nicht die Wahrheit gesagt hatten wie ich. Deshalb blieben sie so groß wie sie waren, während ich unterdessen so klein geworden bin wie meine Börse.

Mensch, was willst du machen und sein in der Welt, wenn nicht dein Vater ein reicher Mann ist oder du selbst nicht die kleinen runden Dinger zu machen verstehst, womit man die ganze Welt kaufen kann, einige wenige verrückte Individuen ausgenommen? Das zu haben, o Mensch, was die Leute Selbstgefühl nennen und rechtschaffenen Willen und Ehre im Leibe und Charakter und Prinziptreue und

selbst etwas Talent, das ist recht hübsch und lobenswerth, aber es hilft dir doch nichts ohne ein wenig "cash". Hast du indessen "cash", dann kannst du sogar unter den teutschen „Revolutionairen" und Revolutionsfreunden ein gescheidter und ehrlicher Mann und dennoch sicher vor Anfeindungen, Verleumdungen und Herabsetzungen bleiben. Wenn Rothschild sich heute für einen rothen Revolutionair erklärte, morgen hätte er alle Gesinnungstüchtigkeit der Welt, wenigstens der germanischen, hinter sich, und sollte er auch seine Anhänger wie Hunde behandeln.

Das sind wichtige und ausgemachte Wahrheiten, meine Freunde. Seien wir daher gescheidt und praktisch und machen wir cash. Ich habe ein Betriebskapital von $3 in der Tasche. En avant!

Doch ehe ich meine neue amerikanische Laufbahn weiter verfolge, muß ich einen Rückblick auf Das thun, was während meiner Abwesenheit hier vorgegangen war. Als Anhalt sollen mir dabei die Briefe dienen, die der arme, unterdessen in's Schattenreich gegangene Tyssowski, den ich als alleinigen Redakteur der uns gemeinschaftlich gehörenden „Schnellpost" zurücklassen mußte, mir nach Europa geschrieben. Man lege es nicht verkehrt aus, daß ich dadurch wieder alte Skandalgeschichten aufrühre, die ich schon ihrer Ekelhaftigkeit wegen längst der Vergessenheit überliefert hätte, wenn sie mich nicht in eine falsche Stellung zu dem größten Theil meiner hiesigen Landsleute gebracht und wenn sie nicht einen Spiegel für Zustände abgäben, die zum Theil heute noch fortexistiren. Ich lasse aus Tyssowski's Briefen diejenigen Stellen abdrucken, welche ein Licht auf mein Verhältniß zu den hiesigen Teutschen so wie auf das Unternehmen werfen, an dem ich

betheiligt war und auf das ich als einzige Ressource im Exil meine Hoffnungen gebaut hatte.

Aus einem Brief vom 11. Mai 1848:

„Dein Brief vom 20. v. M. aus London kam erst mit der Britannia an. Ich war schon in Verzweiflung. Ich bin getröstet. Du hast vollkommen Recht, wenn Du vermuthest, daß ich Dir bald nachfolgen werde. Es handelt sich jedoch darum wie? Wenn ich abgehe, und das will ich so bald als möglich, so bin ich entschlossen, meinen Antheil an der „Schnellpost" geradezu zu verkaufen, denn ich begreife nicht, wer sie hier ohne uns beide redigiren und uns vor Uebervortheilung schützen soll. Zudem ist selbst Kriege fort, und ich hätte auch ihm nicht recht getraut, ob er aus dem Blatt nicht ein Organ einer uns feindlichen Lehre machen würde. Ich wiederhole Dir, ich kenne Niemanden, dem wir hier die Redaktion anvertrauen könnten, noch weniger Jemanden, dem ich es anvertrauen wollte, unser Geschäft zu administriren; wir würden nur Rechnungen, aber nie einen Heller erhalten. Ich glaube also, das einzige Mittel ist Verkauf. Darum sende mir oder Ch. oder sonst Jemanden Vollmacht zum Verkauf Deines Antheils. Anders geht es nicht. Dabei bemerke ich Dir, daß, ob zwar die Gelder langsam eingehen, und obwohl ich mit genauer Noth die Wochenrechnungen decken kann, doch bis jetzt im Ganzen 200 Abonnenten seit dem 1. Februar zugewachsen sind, und daß, seit es bekannt ist, daß Du schreibst, täglich neue kommen. Langen Deine Korrespondenzen regelmäßig an, so haben wir in 3 Monaten wenigstens 500 Abonnenten mehr, und dann kann das Blatt für $3000 bis $5000 verkauft werden.

Der hiesige Revolutionsverein beträgt sich so, daß ich gar nicht mehr in dessen Sitzungen hingehe. Du wirst genug von ihm haben, wenn ich Dir sage, daß er darüber beräth, Weitling und Dowiat nach Europa zu senden. Appage Satanas. Solches Volk hält die Republik in Deutschland auf. Ich redete mich heiser, schrieb bei Gelegenheit, was ich konnte, alles umsonst. Das Volk ist unverbesserlich.

Ach, Freund, Du glaubst es nicht, wie mich diese sogenannten Freiheitshelden hier anekeln. Echtes Lumpenpack, das Ideen zum Handelsartikel gemacht hat, sie bei Elle und Pfund verkauft und nur darauf sinnt, sich wichtig mit hohlen Phrasen zu machen. Ich erhalte beständig Korrespondenzen, die mich blau vor Aerger machen."

In Bezug auf die „Schnellpost" heißt es noch in demselben Brief:

„Alle meine Sorgen schwanden, als Dein Brief ankam. Schreibst Du regelmäßig, so stehen wir glänzend. Bringst Du es dahin, daß ich das Blatt dreimal die Woche (es erschien damals zwei Mal. H.) herausgeben kann, dann stehe ich Dir gut dafür, wir verkaufen es Ende Dezember um $5000."

Aus einem Briefe vom 30. Mai 1848.

„Hecker's, Struve's und zuletzt Dein Beginnen ist den radikalsten Radikalen und insbesondere mir unerklärbar. Alles, was ihr dafür anführt, ist weniger als unzureichend. Das nichtssagende Vorparlament hättet ihr, darin sitzend, zu einer Diktatur über Deutschland erheben können. (Dieser Meinung bin ich auch. Was mich betrifft, so vergißt Tyssowski hier, daß ich damals auf der See schwamm. H.)

Ihr könnt es heute nur vernichten, aber zum neuen Aufbau ist wenig Hoffnung vorhanden. Ferner fällt es auf, daß man euer Zentral-Comite zersprengt, da man doch ein ähnliches polnisches bestehen läßt; man vermuthet also, daß ihr euch im Angesicht der Franzosen bedeutende Blößen gegeben haben müßt. — Freund, ich spreche offen, aber ich glaube, es ist besser, offene Sprache als gleißnerische Lobhudelei zu hören. Wenn die Ansicht irrig ist, (und sie war mehr, sie war total unsinnig, ohne alle Rücksicht auf die gänzlich verschiedenen Verhältnisse. H.), wißt ihr wenigstens, wie ihr der öffentlichen Meinung entgegenzutreten habt."

Aus einem Brief vom 11. und 12. Juni 1848:

„Die Erhaltung der Post- und Regierungs-Anzeigen hängt von zwei Sachen ab. Entweder müssen wir die größte Abonnentenzahl nachweisen, oder wir müssen uns einer Partei verkaufen. S. schrieb mir und wies unzweideutig auf das Letztere hin. Wir sollen Buchanan zum Präsidenten begünstigen. Nicht um eine Million würde ich so etwas thun. Es bleibt uns also nur der erste Weg und dahin kommt es nie bei den jetzigen Verhältnissen des Blattes. Kommst Du aber zurück und übernimmst selbst die Leitung und bist Du alleiniger Eigenthümer, dann kann Alles gehen."

„Nach reiflicher Ueberlegung sehe ich, daß für Dein Interesse nicht besser gesorgt werden könnte, als wenn Du selbst dich entschließen mögtest, nach Amerika überzusiedeln. Du könntest hier aus dem Blatte etwas machen. Wie es jetzt steht, droht ihm der Untergang und ich sehe nicht, wie ohne Deine Rückkehr dem Uebel abgeholfen werden kann.

Mich drückt neben meiner persönlichen Lage das Schicksal meines Vaterlandes ganz darnieder. Ich bin beständig in einer fieberhaften Aufregung und kann bei dieser Stimmung der erdrückenden Last der Redaktion und der Verwaltung des Geschäfts ohne dessen offenbaren Nachtheil nicht genügen. Dazu kommt, daß die Verhältnisse gebieten, eine radikale Aenderung in der Herausgabe vorzunehmen und dazu ist baares Geld nöthig. Wirst Du alleiniger Eigenthümer, so bekommst Du Geld so viel Du willst, aber dazu mußt Du hier sein. Ich will mich in kein Schuldenmachen einlassen, um freie Hand zu behalten, nach Europa in jedem Augenblick zurückzureisen."

Brief vom 3. Juli:

„Unter uns gesagt, theurer Heinzen, haben Struve und Hecker einen dummen Streich gemacht. Fickler ist ja heute frei, und waren s i e wirklich ernstlich bedroht, so wäre es glorreicher und gewiß zweckmäßiger gewesen, im Ausschuß zu erscheinen und zu erklären: „Ficklers Gefangennehmung ist Hochverrath an der Souverainetät des Volks. Auch unsere Personen sind bedroht. Wir erklären daher, daß wir hier in diesem Saale, in dem Heiligthum der Nation, so lange wachen, schlafen, essen, trinken u. s. w. werden, bis die Nation vollständig im Parlamente vertreten ist und über uns ihr Urtheil ausgesprochen hat. Nur todt wird man uns vorher von hier wegbringen!" — Wer, frage ich, hätte es gewagt, nach solcher Apostrophe die Republikaner anzutasten? Und hätte man sie gefangen gesetzt, ja gehenkt, ihr Fall wäre Deutschlands Triumph gewesen. Dafür haben sie ohne Plan, ohne Vorbereitung einen Kampf begonnen, der vom Anbeginn auf keinen Succeß rechnen

konnte. Es konnte ja jedes Kind wahrsagen, daß man nicht Badenser, sondern andere Truppen gegen die Republikaner schicken werde. Was Dich anbelangt, so halte ich Dein Auftreten für edel, denn Du kamst zu spät, um die Sache rückgängig zu machen."

Am 16. Juli schreibt Tyssowski:

„Deine Rüge gegen Hecker hat hier einen fürchterlichen Sturm hervorgebracht. Deine besten Freunde sind Dir gram deswegen. Ich sagte mehreren, daß sie ärger sind, als die Despoten, da sie einen freien Mann nicht seine Meinung aussprechen lassen, aber man sagte mir, das schade der guten Sache, säe Uneinigkeit und Mißtrauen u. s. w. Es ist etwas daran, gewiß ist es aber, daß derlei Ausfälle der „Schnellpost" und namentlich persönlich Dir schaden. Doch ich vermuthe, Du hattest wichtige Gründe zu thun was Du thatest und ich durfte nicht Deinen Zensor spielen. Uebrigens warst Du nicht der erste, der Anlaß zum Streite gab. Vor Deinem Artikel erschien ein Brief Heckers und Gundies in der „Staatszeitung"; ich dachte, die „Staatszeitung" hätte uns einen Streich gespielt. Dein Aufsatz hat mir die Sache aufgeklärt. Aber unsere Republikaner können es nicht begreifen, wie Du und Hecker auf zwei Wegen gehen könnt, und somit ist die Aufregung hier ungeheuer. Die „Staatszeitung" reibt sich die Hände. Du bist zu weit um zu antworten. Ich kann nicht antworten, weil ich von der Sache nichts verstehe, und so freut sich der Esel, daß der Löwe krank ist, und glaubt unterdessen den König spielen zu können. Ich kann nur ewig jammern: warum bist Du nicht hier, wenn Du nicht in Frankfurt

sein kannst? Einen dritten Platz für Dich kenne ich nicht."

Aus einem Brief vom 4. August:

„Beiliegend schicke ich Dir ein Pamphlet, welches unsere Setzer (Steinlein und Hofmann) gegen Deine Feinde (in der „Staatszeitung") geschleudert. Ich kann nichts dergleichen thun, obschon es mein Herz erleichtern würde, denn das Volk stinkt vor Schmutz und ich fürchte aussätzig zu werden wenn ich es berühre."

„Ich erwähne der Skandalgeschichte bloß, um dir noch einmal zu wiederholen, daß ich trotz Vettern und Tanten und Basen und Philistern und großen und kleinen Dummköpfen, und trotz Mißgeschick und was da kommen und nicht kommen mag, Dein unveränderlich treuer und Dich herzlich liebender Freund bleibe. Der schurkische „Philadelphia Demokrat" hat auch ein Pasquill auf Dich veröffentlicht. Ich schickte es Dir durch B. Schreibe; kommt Dein Brief nach verkaufter „Schnellpost", so lasse ich ihn in anderen Blättern publiziren und wenn ich ihn in's Englische übersetzen sollte. Außer mir hast Du immer noch Tausende wahrer Freunde hier. Die Hunde, die Dich anbellen, werden noch Deine Füße lecken."

In einem anderen Briefe schrieb Tyssowski, er wolle lieber in den Urwald gehen und die Schweine hüten, als sich länger mit dem gemeinen teutschen Gesindel in New-York herumstreiten. Er bestand daher darauf, die „Schnellpost" müsse verkauft werden, da er nicht die Kraft hatte, seine Stellung zu behaupten, und ich suchte aus mehrfachen Gründen das Blatt so lang wie möglich festzuhalten. Aber zuletzt mußte ich nachgeben und die „Schnellpost"

wurde für einen Spottpreis verkauft, ohne daß ich einen Heller dafür erhielt, da ich dem früheren Verkäufer noch einen Theil des Kaufgeldes schuldig war. Bei meiner Zustimmung zu dem Verkauf konnte ich mich nicht enthalten, Tyssowski meine Unzufriedenheit über seine Schwäche zu erkennen zu geben. Darauf schrieb er mir am 27. August einen Brief, den letzten, den ich erhalten und in dem folgende merkwürdige, prophetische Stellen vorkommen:

„Genug von dieser Angelegenheit, die mich anekelt, daß mir der Anblick von Zeitungen unleidlich wird. Wie ich von Dir persönlich denke, darüber lies die „Schnellpost" nach und glaube mir, daß ich vielleicht der Einzige in Amerika bin, der Dir noch das Wort redet, oder, was bedeutungsvoller ist, das Wort zu reden wagt. Gieb Acht, Freund! Das Jahr 1848 hat viele große Namen umgebracht. Ich wünschte nicht dich auf der Liste zu sehen. Du hast Amerika ganz und gar nicht studirt, hier wird Alles nur gekauft und du — hast noch Geld gefodert! Da ist das Räthsel. — Du wirst mir wieder Inkonsequenz vorwerfen. Du erhieltest ja Geld, oder man verspricht es dir wenigstens. Ach, könntest Du Alles lesen und hören, womit diese Sendungen begleitet waren, Du mögtest es den Leuten ins Gesicht zurückschmeißen, auch wenn Du dabei verhungern solltest."

Ja, Tyssowski hatte Recht: ich hatte Amerika nicht studirt. Kein Mensch hätte mich damals überzeugt, daß die Teutschen hier so bodenlos schlecht und gemein werden könnten wie ich einen so großen Theil derselben durch beispiellose Erfahrungen kennen lernen sollte.

Ein sehr gescheidtes Sprichwort sagt: „Die Abwesenden haben Unrecht". Bloß wenn man „auf längere Zeit" abwesend, nämlich zum Besuch in „jener Welt" ist, darf man hoffen, Gerechtigkeit zu finden. Eine diensteifrige und gut dirigirte Verleumdung kann einen wehrlosen Abwesenden in einigen Wochen in einen Ruf bringen, den er später nicht in zehn Jahren niederzuleben vermag, namentlich wenn die Organe der Verleumdung sich nie zu einem Widerruf verstehen, wie das hier die Regel zu sein pflegt. Auf die Gelegenheit, sich während meiner Abwesenheit zu rächen, lauerten vor Allen Diejenigen, die ich während meiner Anwesenheit nicht nach ihren Erwartungen als große Männer behandelt hatte, und unter diesen standen obenan: der noble „Editor" der „N. Y. Staatszeitung", des ersten teutschen Sklavenhalter-Blattes, und ein versoffener Bierbrauer, der als spezieller Freund des Herrn Hecker auftrat. Die Gelegenheit, einem Groll Luft zu machen, den sie früher nicht zu äußern wagten, verschaffte meinen Feinden der badische Putschmacher. Wie aus dem Briefe Tyssowski's zu ersehen, war der Hüninger „Publizist", schon ehe ich über ihn etwas veröffentlicht hatte, gegen mich in der „Staatszeitung" aufgetreten und zwar in Kompagnie mit dem amerikanischen Konsul in Basel, Gundie, einem Manne, den ich nie gesehen und mit dem ich nie etwas zu schaffen gehabt habe. Der elende Hecker hatte ihn also zur Unterschrift verleitet, um durch eine amerikanische Autorität seinem Angriff Kredit zu geben, und der ehrlose Konsul hatte sich zum Zeugen gegen einen Menschen hergegeben, den er gar nicht kannte. Einige Zeit nach Veröffentlichung dieses Manifestes, wovon ich nichts wußte, erschienen in der „Schnellpost" die früher zitirten

Bemerkungen, worin ich die Verstandlosigkeit, Dünkelhaftigkeit und Schwäche des badischen Popanzes in der gelindesten Weise darstellte. Jene Bemerkungen aber gaben das Signal zum Kampf und die Hauptanführer desselben waren die verkommensten Pöbelgrößen und Bierphilister New-Yorks, unterstützt von den beleidigten Aristokrätlern wie den bekämpften Kommunisten. Sie traten für ihren „Freund" Hecker auf — Herr Hecker hat überall derartige noble „Freunde" — und trafen mich in die Achillesferse indem sie stets darauf hinwiesen, daß ich Unglücklicher nichts thun könne ohne — Geld und merkwürdiger Weise immer Geld brauche wo ich keins habe. „Heinzen hält sich — so schrieb man in der „Staatszeitung" — für den wahren Messias, aber nur und nur mit Geld kann er erlösen! — —" Jetzt hatte man die wahren Stichworte gefunden: „Hecker" und „Geld" schrie jetzt jeder Hallunke und er schrie um so lauter, je weniger Geld er selbst hergegeben oder je mehr er — auf meinen Namen gesammelt und versoffen hatte! Zieht man dabei nun noch den Eindruck der in Teutschland verpfuschten Revolution in Betracht, die man gern auf meine Rechnung geschrieben hätte, bedenkt man ferner, daß Hr. Hecker später noch ein zweites Manifest gegen mich erließ, worin er mich auf die infamste Weise verleumdete, und dann persönlich in Amerika gegen mich, den Abwesenden, wirkte, so kann man sich vorstellen, wie das Gesindel in New-York über mich herfiel und wie leichtes Spiel es hatte, den Abwesenden zu diskreditiren, der kein Organ mehr zur Verfügung hatte und von allem Verkehr mit Amerika abgeschnitten war.

Sic transit gloria. Als ich zum zweiten Mal in New-

York landete, war nicht bloß alle Sympathie für mich, sondern auch alles Interesse für die Revolution erstorben. Ich täuschte mich darüber nicht lang, traute mir aber zu, in kurzer Zeit wieder eine angemessene Stellung erringen und mir eine entsprechende Wirksamkeit mittelst der Presse sichern zu können. Um einen Grund zu legen und mir die ersten Mittel zum Präludiren zu erwerben, kündigte ich gleich in den ersten Tagen einen Vortrag über die Revolution und die Ursachen ihres Untergangs an. Das war ein Thema, welches, wie ich dachte, alle Diejenigen interessiren mußte, die früher so emphatisch der Revolution das Wort geredet hatten. Zu dem Vortrag fanden sich — richtig gezählt — 32 Zuhörer ein, die mir, 25 Cents die Person, akkurat $8 einbrachten. Herr Lievre hatte mir den Saal des Shakespeare-Hotels gratis eingeräumt, sonst würde meine Einnahme sich auf Null reduzirt haben.

Das war ein ermuthigender Anfang. Sollte ich unter meinen Landsleuten noch weitere Versuche machen? Sollte ich amerikanische Hülfe annehmen?

Eine Dame aus einer der bekanntesten und reichsten Familien New-Yorks hatte in Genf eine meiner Freundinnen kennen gelernt und war durch deren Berichte so warm für mich interessirt worden, daß sie, von meiner Reise nach Amerika unterrichtet, ihren Verwandten, namentlich ihrem Bruder (dem Schriftsteller Tuckermann) an's Herz gelegt hatte, mich bei meiner Ankunft sofort aufzusuchen und mir in Allem behülflich zu sein. Ich war kaum ein Paar Tage im Shakespeare-Hotel, so suchte mich dort Herr Tuckermann auf und lud mich, im Sinne seiner Schwester handelnd, auf die freundlichste Weise zu sich ein. Da bot sich eine Hülfe. Sollte ich sie annehmen? Der

Mensch soll nicht gegen seine Natur handeln. Ich konnte mich nicht einmal entschließen, den Besuch des noblen Amerikaners nur zu erwiedern, weil er darin eine Bereitwilligkeit zur Annahme seiner Freundlichkeiten hätte erblicken müssen, und trug lieber den Vorwurf der Unhöflichkeit, als den Druck einer fremden Wohlthat. Mein Gefühl hatte mir schon früher gesagt, daß die Amerikaner einen Fremden, namentlich wenn er arm ist, nur von dem Standpunkt einer eingebildeten Superiorität aus protegiren. Ueberdieß wußte ich, daß man sich nur für mich interessirte weil man mich nicht kannte und in mir nur den revolutionairen Flüchtling sah. Hätte man gewußt, daß ich ein Antichrist u. s. w. war, man wäre mir schwerlich entgegengekommen und da ich nur als Das gelten wollte, was ich war, hätte ich die guten Absichten meiner Protektoren nur durch eine unangenehme Enttäuschung belohnen können.

Also mit den Amerikanern war es auch nichts. Sollte ich unter die Indianer des Urwaldes gehen? Ich machte es einstweilen, wie in London, ich wechselte, um nicht die Reste meines großen Vermögens im Wirthshause zu verzehren, rasch das Quartier, wandte mich wieder in die Einsamkeit, wo ich mit dem Schicksal unter vier Augen verkehren konnte, und fand am Ende von Hoboken ein möblirtes Zimmer für ein Paar Dollar.

Versetze dich dorthin, freundlicher Leser. Was wirst du nun beginnen? Es ist trübes Oktoberwetter, die Blätter rascheln von den Bäumen, der Winter ist vor der Thüre und in deinem Innern meldet er sich auch. Bei guter Oekonomie ist dir das Brod noch ein Paar Wochen sicher. Aber dann? Nur nicht verzweifelt, mein Freund! Lassen

dich die Menschen im Stich, so wende dich an die Natur. Du siehst dort das Hobokener Wäldchen, den Lieblingsspaziergang der New-Yorker im Sommer, dem sie den verlockenden Namen „Elysäische Felder“ gegeben haben. Jenes Wäldchen besteht zur Hälfte aus Nußbäumen, die eben beladen sind mit reifen Nüssen. Nimm einen Sack in die eine Hand, deinen kranken Jungen an die andere und wandere hinaus in die elysäischen Felder. Dort nimst du einen möglichst schweren Stein und schleuderst ihn mit Macht an diejenigen Stämme, an denen du mit einem solchen Mahner nicht vergebens anzuklopfen hoffen darfst, und jedes Mal wird ein ganzer Regen von Hickory-Nüssen auf dein sorgenvolles Haupt herabrasseln. Sind sie in den Sack gefüllt, so wiederholst du das Experiment an anderen Bäumen und in einer halben Stunde wirst du eine ganze Last nach Hause schleppen können. Auf diese Weise erreichst du mehrere sehr wichtige Zwecke gleichzeitig: du hast eine gesunde Leibesbewegung, du hast eine zerstreuende Unterhaltung für dich und deinen Kleinen, du bringst etwas zum Beißen nach Hause und die Nußschaalen sind vortrefflich zu benutzen beim Anzünden des Ofens.

Das war in Hoboken meine Hauptbeschäftigung. Aber die Hickory-Nüsse sind so wenig unerschöpflich wie die Cents, das nahende Ende des Monats bringt zugleich das Ende deiner Zahlungsfähigkeit mit sich und du wohnst hier nicht bei einer Familie Hunter.

Da trat zwischen mich und das drohende Verhängniß ein anderer Schutzengel. Herr Wagenitz, der früher die „Schnellpost“ vorschußweise für mich angekauft hatte, brachte mir die beruhigende Botschaft, daß er eine unbe-

nutzte Dachstube habe und sie mir zur Verfügung stelle. Ich nahm dieß Anerbieten lieber an, als eine fremde Protektion. Das Umpacken hielt mich nicht auf, denn ich hatte so wenig Möbel wie „der Herr", der „nicht wußte, wohin er das Haupt legen sollte". Ich aber wußte dieß besser, als der Herr. Von einem Paar alter Betttücher wurde ein Sack zusammengenäht und dieser Sack, mit Hobelspänen angefüllt, die sich im Keller des Herrn Wagenitz fanden, war Monate lang das Bette für mich und die Meinigen auf dem platten Boden. Aber ich fand nicht bloß ein Quartier, ich fand auch „Verdienst". Herr Wagenitz trieb damals ein Geschäft mit Goldleisten, die in seinem Hause angefertigt wurden. Ich erlernte das Belegen der Leisten mit Goldschaum und brachte es zu einem Verdienst von $3 die Woche, wovon ich mit den Meinigen Monate lang gelebt habe, ohne „Gesundheit und ein froh Gemüth" zu verlieren, wovon die frommen Leute singen.

Ohne die Mittel, ein eigenes Blatt zu gründen, hätte ich damals nur als Redakteur eines Parteiblattes durch die Presse thätig sein können. Aber dazu war ich nun einmal von Hause aus verdorben und ich wollte lieber Handwerker bleiben, als meinen Geist verkaufen. Trotz dem Umschwung, der damals in der Stimmung und Gesinnung der Teutschen, namentlich in New-York, eingetreten war, gab es natürlich noch immer Leute, die sich wunderten, mich nicht geistig thätig zu sehen, und mich auf dem öffentlichen Kampfplatz vermißten. So geschah es denn, daß ein Freund meines Styls, der gehört hatte, daß ich ein Wochenblatt zu gründen wünsche, sich freiwillig bereit erklärte, die Kosten der Probennummer zu übernehmen. Ich ließ also die erste Nummer des „Völkerbund" erschei-

nen. Der Name zeigt, daß ich noch immer nicht daran verzweifelte, in Amerika für die europäische Freiheit wirken zu können. Da ich mich nicht entschließen konnte, mit meinem Blatte betteln zu gehen oder Hausirer damit umherzusenden, wie es hier Mode ist, begnügte ich mich, es zu annonciren und bekannten Personen und Zeitungen zuzusenden. Ich erwartete, daß alsdann Diejenigen, die sich dafür interessirten, sich von selbst melden und durch Vorauszahlung mich zur Fortsetzung des Blattes in Stand setzen würden. Ich wollte schon damals beginnen, was ich später mit dem „Pionier“ endlich durchgesetzt habe. Aber ich hatte mir zu viel zugetraut, indem ich mich von dem hiesigen bettelhaften und gemeinen Geschäftsgang unabhängig machen wollte. Es wäre mir dieß nur gelungen, wenn ich die Mittel gehabt hätte, mindestens ein halbes Dutzend Nummern zu publiziren und dadurch das Blatt allgemeiner bekannt zu machen. Der Erfolg der ersten Nummer reichte auf dem eingeschlagenen Wege nicht hin, die Kosten der zweiten zu sichern, und ich mußte die Feder abermals niederlegen.

Da bot mir der damalige Besitzer der „Schnellpost“ — sie hatte seit meiner Abreise von Amerika drei Mal den Eigenthümer gewechselt — die Redaktion seines Blattes an. Obschon es mit den Finanzen desselben so kümmerlich wie möglich bestellt war, nahm ich das Anerbieten mit Freuden an, um nur wieder in geistige Thätigkeit zu kommen, natürlich nur unter der Bedingung, daß ich vollständig unabhängiger Herr über Tendenz und Inhalt sei. Ich redigirte das Blatt vom Ende Januars 1851 ab und zwar sofort in der unabhängigsten und radikalsten Weise, fest entschlossen, lieber auf's Neue die Feder wegzuwerfen,

als mir den mindesten Zwang anzuthun oder anthun zu lassen.

In der amerikanischen Freiheit irgend eine Rücksicht bei der geistigen Thätigkeit zu nehmen, oder in irgend einem Punkt meine Ueberzeugung zu verleugnen, erschien mir schon damals als eine unmögliche Herabwürdigung. Ich begann daher sogleich ohne lange Einleitung den offenen Kampf gegen jede Dummheit und jede Gemeinheit, griff die Sklaverei an wie die Pfafferei und verfocht die Weiberemanzipation eben so wohl wie den Atheismus. Das Alles waren damals unerhörte Dinge. Daß namentlich ein Teutscher etwas Anderes sein konnte und sollte als „Demokrat", d. i. Mitglied und Bedienter der Sklavenhalterpartei, und daß ein Einwanderer sich unterstehen sollte, hier, in dieser „glorreichen Republik", an diesen „gastlichen Gestaden" Neuerungen zu predigen, erschien unseren Landsleuten im Allgemeinen als Wahnsinn oder Verbrechen und meine Erfahrungen bewiesen, daß man dadurch nicht bloß seinen Ruf und die materielle Existenz, sondern auch seine persönliche Sicherheit auf das Spiel setzte. Wo damals in den New-Yorker Kneipen Heinzen das erste Wort war, da war das zweite „Aushauen" und „Todtschlagen". Natürlich ließ ich mich durch nichts abschrecken und je mehr man mich anfeindete und bedrohte, desto schonungsloser und trotziger trat ich meinen Feinden entgegen. Diese Menschen mußten zum Anhören der Wahrheit gezwungen werden und sie ließen sich zwingen. Ich war entschlossen, an diese Aufgabe mein Leben zu setzen. Ich müßte die halbe „Schnellpost" abdrucken, wollte ich dem Leser ein Bild von den Kämpfen geben, die ich täglich zu bestehen hatte. Ich begnüge mich,

den Geist und die Gesinnung, womit ich an's Werk ging, darzulegen durch Reproduzirung des folgenden Schreibens, das ich an einen jungen Journalisten richtete. Ich hatte ihn eingeladen, für die „Schnellpost“ mitzuwirken. Aber, abgeschreckt durch die Rohheit, Verkommenheit und Gemeinheit der teutschen Presse und ihres Publikums, verzweifelte er von vorn herein und fürchtete, sich „wegzuwerfen“, wenn er vor einem solchen Publikum die Feder führte. Meine Antwort, abgedruckt in der „Schnellpost“ vom 14. Februar 1851, war folgendes Sendschreiben:

„In Ihrem Schreiben, lieber Herr Landsmann, spricht sich eine verzeihliche, aber nicht zu rechtfertigende Verzweiflung aus. Bedenken Sie, daß, wo wir die Gelegenheit haben, unter Menschen durch Vernunftmittel zu wirken, jede Verzweiflung eine Verzweiflung an uns selbst wird. Mögen unsere Landsleute in Amerika sein wie sie wollen, so lang wir unter ihnen die Gelegenheit zum Reden finden, so lang müssen wir die Hoffnung des Erfolgs in ihnen wie in uns selbst suchen. Nur diejenige Lage ist zum Verzweifeln, wo ein geistig strebender Mensch, das Herz voll Groll und den Kopf voll Stoff, gezwungen ist, zu verstummen. Mag es für den Bildhauer nicht gleichgültig sein, ob er Marmor oder Granit als Material für seinen Meißel findet; ist er ein wahrer Künstler, den der Drang des Schaffens beseelt, so wird er sich eher bequemen, seine Ideale in Granit auszuformen, als den Meißel wegwerfen und aufhören, Künstler zu sein. Mag dieser Vergleich hinken wie alle Vergleiche; so weit darf ich ihn festhalten, daß ich Ihnen versichere, nicht alle unsere Landsleute in Amerika bestehen aus Granit, und selbst die granitenen haben nicht alle aufgehört Menschen zu sein.

Wenn Sie glauben, sich „wegzuwerfen" indem Sie zu dem teutsch-amerikanischen Publikum reden, so begehen Sie im Grunde nur eine Schwäche. Noch nie hat ein Mitarbeiter an dem Reformations- und Revolutionswerk der Menschheit sofort dankbare Zuhörer und entsprechende Anerkennung gefunden. Hätte er sie gefunden, er wäre als Revolutionair überflüssig gewesen. Wer von der einen Seite für die Idee der Schönheit, der Freiheit, der Humanität wirken will, kann nicht auf der anderen den Kampf mit der Gemeinheit, der Sklavengesinnung und der Rohheit umgehen wollen. Im Gegentheil, er muß ihn aufsuchen, er muß im feindlichen Lager aufräumen, er muß die Bollwerke zertrümmern, hinter welchen Dummheit, Gemeinheit und Schlechtigkeit der Vernunft das ihr bestimmte Gebiet streitig machen. Bedenken Sie, was hat geschehen müssen, um da drüben das teutsche Volk so weit umzuwandeln, daß es die Vorprüfung der Revolution bestehen konnte! Es hat sie aber bestanden, es hat in ein Paar Jahren mehr gelernt, als manches andere Volk in Jahrzehnten, und es wird seinen sehr erklärlichen Rückfall in seiner ganzen Bedeutung erkennen und in nicht langer Zeit vergessen machen. Darauf vertraue ich und sollte ich mich mit diesem Vertrauen begnügen müssen, bis man mich begräbt.

Wohlan, auch hier in Amerika haben wir keinen hinreichenden Grund, alles Vertrauen auf das teutsche Element aufzugeben. Hier ist Freiheit für die Gemeinheit, die Dummheit, die Rohheit, hier ist aber auch Freiheit für den Gesinnungsadel, die Intelligenz und die Humanität. Der wird sich nie täuschen, der darauf vertraut, daß die Vernunft eine zwingende Kraft hat, welcher endlich jeder Wi-

verstand weichen muß; Der aber wird überall entmuthigt werden, der glaubt, das Reich der Vernunft durch einen coup de main erobern zu können. Wille und Ausdauer, das sind die Alliirten, die ihr zur Seite stehen müssen, sonst ist sie ohnmächtig trotz ihrer Allmacht. All das wüste Getümmel, womit Verkennung, Vorurtheil, Hohn, Verdammung, Verlästerung, Verleumdung, Verfolgung den strebenden Menschen umgiebt und ihn abzuschrecken sucht, darf ihn keinen Augenblick irre machen, keinen Augenblick das Ziel seinem Blick entrücken. Er wird es erreichen, wenn er will, und ward ihm nicht die genügende Zeit zugemessen, bis an's Ende vorzudringen, er wird, wie der Entdecker neuer Länder, den Nachfolgern den Weg gezeigt haben für die weitere Entdeckung. Wie kein Versuch der Länderentdecker, so geht auch keine Vorarbeit der Wahrheitskämpfer verloren. Und wo wir mit gewöhnlichen Mitteln nicht ausreichen, da müssen wir nicht bedenklich sein, kräftigere anzuwenden, und wo die wohlwollende Hand nicht angenommen wird, da schlagen wir mit dem Knittel drein und suchen Die als Feinde unschädlich zu machen, die nicht als Freunde uns wollen wirken lassen. Das kann sich natürlich nur auf Solche beziehen, die durch ihre Fähigkeit oder ihre Stellung Bedeutung genug haben, um direkt oder indirekt auf dem Weg zum Bessern als Hindernisse gelten zu können. Das in jeder Weise untergeordnete Gezücht, das sich unter einander selbst auffrißt, wenn man es in Ruhe läßt, kann man vollständig ignoriren. Schon aus ökonomischen Gründen gönnt man ihm seine ekelhafte Existenz, denn man könnte das Geld für Schuhsohlen nicht aufbringen, wollte man jedem Hunde, von dem man hier angebelfert wird, einen angemessenen

Fußtritt versetzen. Ich brauche Ihnen daher, lieber Herr Landsmann, nicht erst den Trost in Erinnernng zu bringen, den Goethe in die Worte faßt:

„Jeder dieser Lumpenhunde
Wird vom and'ren abgethan:
Sei nur brav zu jeder Stunde,
Keiner hat dir etwas an!“

Von der anderen Seite werden Sie aber auch überzeugt sein, daß der Göthe'sche Vers, den Sie zitiren („das Beste, was du wissen kannst, darfst du den Jungens doch nicht sagen“), auf die „Schnellpost“, so lang ich sie redigire, keine Anwendung finden kann. Meine erste Bedingung bei Uebernahme der Redaktion war: vollständige Unabhängigkeit in Bezug auf Inhalt und Tendenz des Blattes. Nur unter dieser Bedingung kann und sollte ein ehrenhafter Mann eine Redaktion übernehmen. Seien Sie versichert, daß ich sie mir nicht einschränken lasse. Die „Schnellpost“ soll und wird den „Jungen“ wie den Alten „das Beste sagen, was sie wissen kann“, je nachdem Zeit und Gelegenheit es mit sich bringen. Allem, was der teutsche Radikalismus da drüben gelehrt und gewollt hat, soll und wird die „Schnellpost“, sofern sie es für theoretisch richtig und für praktisch ausführbar hält, unter unseren hiesigen Landsleuten Bahn zu brechen suchen. Sie wird den amerikanischen Teutschen den Schimpf ersparen helfen, daß sie hier auf freiem Boden nicht zu sagen oder nicht zu hören wagen, was sogar im alten Teutschland längst unter Zensur und Geisteknebelei jeder Art gelehrt und zum Gemeingut aller aufgeklärten Menschen gemacht werden konnte.

Ich komme jetzt zu unserem eigentlichen Thema, der teutsch-amerikanischen Journalistik. Erlauben Sie mir, die Besprechung dieses Thema mit den beherzigenswerthen Worten eines französischen Schriftstellers zu beginnen: „man muß die Fehler der Menschen, um sie zu bessern, nicht bloß tadeln, sondern auch erklären.“

Es ist genug anerkannt, daß das Leben in Nordamerika sich der Natur der Dinge nach, selbst unter günstigeren Elementen der Einwanderung, einstweilen vorzugsweise materiell entwickeln mußte, weil diese Entwickelung mit der Ueberwältigung einer unkultivirten Natur begann und noch zu neu war, um Grundlage der Kultur genug absetzen zu können für das frische Aufsprossen geistiger Vegetation.

In dieses materielle Leben nun, gegründet vorzugsweise von den in Gläubigkeit befangenen Abkommen eines schon materiell gesinnten Volkes, traten die früheren teutschen Einwanderer mit der Gefügigkeit gewesener Unterthanen, mit der Schüchternheit geduldeter Fremdlinge und mit der Dienstfertigkeit gewinnsuchender Unternehmer hinein. Nicht bloß als vorgefundene Herrn des Landes, sondern auch als Träger einer fremden Landessprache und als Gelegenheitsmacher der Spekulation, mußten die englischen Amerikaner den eingewanderten Teutschen imponiren und Muster werden. Dieß fügte sich um so leichter, da den früheren teutschen Einwanderern im Durchschnitt eine geistige Richtung ganz fremd war. Landleute, Gewerbsleute, Kaufleute — das waren vorzugsweise die teutschen Einwanderer. Religiöser und politischer Druck führte ihnen aber nach und nach auch geistige Elemente zu und manche Männer, namentlich aus den Zeiten der Burschen-

schaftsverfolgungen, vertreten, wenn auch vielleicht zu viel amerikanisirt und zu wenig den neuesten Richtungen des teutschen Geistes folgend, noch jetzt als geachtete Förderer die teutsche Bildung in den Ver. Staaten.

Aus dem Vorstehenden geht sehr natürlich die Erklärung der Nothwendigkeit hervor, daß die teutsche Zeitungspresse bei ihrem Erstehen in Amerika eine klägliche Erscheinung sein mußte, da ihr einerseits nur amerikanische Muster vorschwebten, andererseits die geistigen Kräfte zur Leitung fehlten. Verunglückte Kaufleute u. s. w., die früher nie an Zeitungschreiberei gedacht, waren ihre Gründer und Leiter. Sie war berechnet auf die bescheidensten geistigen Bedürfnisse und die handwerksmäßigste Art, Geld zu verdienen. Daher dieses planlose Durcheinander von Annoncen, Anekdoten, Feuerberichten, Todtschlagsgeschichten, Weltgeschichten, Lokalgeschichten u. s. w.; daher dieses wohlfeile Abklatschen alter Literaturerscheinungen ohne Tendenz und ohne Auswahl.

Auf diesem Wege wurde die teutsche Zeitungspresse noch mehr, als die englisch-amerikanische, ein bloßer Gewerbs- oder Marktartikel. Wie der Schuster einen Schuh anmißt, je nach dem Fuß des Käufers, so maß man Zeitungen an nach dem Standpunkt des Lesers. Nicht die Gesinnung, nicht die Ueberzeugung, nicht das Streben nach Verbesserungen diktirte die Zeitungen, sondern nur die Berechnung der bequemsten Gewinnesart, welche den Leser nicht mit der Zumuthung belästigt, nachzudenken und sich für einen höheren Zweck zu interessiren, sondern welche ihm das journalistische Futter gleichsam mundgerecht macht, um ihm das geistige Kauen und Verdauen zu ersparen. Die meisten teutschen Zeitungen in Amerika hatten noch vor drei Jah-

ren, wo ich sie zuerst kennen lernte, das Ansehen, als seien sie nur geschrieben fur westphälische Bauern, Dorfkrämer und alte Weiber.

Nachdem auf diese Weise einmal das Publikum durch die elendesten Schmierer dahin gebracht war, die Zeitungen nur als Gewerbsartikel und die Zeitungschreiber als Krämer anzusehen, denen man für Geld Bestellungen macht, mußte der nächste Schritt zu der übelangewandten „demokratischen" Foderung führen, daß eine Zeitung genau den Wünschen und dem Maß jedes einzelnen Abonnenten angepaßt werde. Früher zur Verzichtleistung auf die freie Geltendmachung seiner Persönlichkeit gezwungen, wollte der teutsche Philister sich hier auf dem freien Boden einmal recht entschädigen, und wozu war er denn hier „Demokrat" geworden, wenn er nicht einmal vorschreiben konnte, wie viel alte Mode, Geistlosigkeit, Gemeinheit und Philisterei ihm von dem Herrn Zeitungschreiber für das Abonnementsgeld geliefert werden sollte? Jeder Abonnent wurde Redakteur en Chef, jeder Pfefferdutenkrämer eine kritische Instanz ohne Appellation, jeder Linienzieher hatte den wahren Maßstab der Publizistik in Händen. Daß die Gesinnung nicht beliebig aufgegeben, die Ueberzeugung nicht für Geld geändert, der Geist nicht für Abonnentengunst verleugnet werden kann, das leuchtet einem teutschen Philister, der für Geld Alles feil sieht und feil bietet, nicht ein. Und da er „Demokrat" ist, so schmeißt er die Zeitung in die Ecke, wenn sie nur ein einziges Mal seine Nerven nicht nach den Regeln des alten Schlendrians berührt, und straft den Zeitungschreiber um so und so viel Groschen für zu wenig verleugnete Ueberzeugung und zu viel produzirte Intelligenz. So weit ist man in Teutschland noch nicht

in der Demokratie gekommen. Dort hält man eine Zeitung, wenn man im Allgemeinen mit ihr zufrieden ist und etwas aus ihr lernt; hier halten die Philister sie nur, wenn sie ihnen nichts zu denken gibt und sich als gehorsame „demokratische" Magd gut aufführt.

So fand ich den Zustand der Dinge vor drei Jahreu und so ist er zum großen Theil noch jetzt.

Der zuerst einen würdigeren Ton und einen besseren Gehalt in die teutsch-amerikanische Presse brachte, war der im Jahr 1847 verstorbene W. von Eichthal, ein gebildeter, wohlwollender und edelgesinnter Mann, wenn auch ohne besondere Fähigkeiten und Energie. Er gründete und erhielt mit großen Opfern die „Deutsche Schnellpost", gegeschmäht und verfolgt auf die brutalste Art von dem Brodneid und der Gemeinheit handwerkender Konkurrenten.

Als ich vor drei Jahren in den Besitz der „Schnellpost" kam, suchte ich durch Konsequenz und Energie durchzusetzen, was Eichthal nicht gekonnt und nicht gewagt hatte. Die Aristokraten, das ist die teutschen Affen der amerikanischen Geldaristokraten, und die eingefleischten Philister straften mich in ihrem Zorn durch Aufkündigung des Abonnements. Aber für jeden abgegangenen Aristokraten traten drei Demokraten, für jeden Philister drei Menschen an die Stelle, und ich habe schon damals die Probe gemacht, daß es in Amerika, wenn auch sehr zerstreut, ein empfängliches und bildungsfähiges Publikum gibt, welches sich die Mühe nimt, Menschen von Ueberzeugung anzuhören, wenn sie in anständiger Sprache mit ihm reden. Die Probe vollständig zu machen, wurde ich gehindert durch meine Rückkehr nach Europa in Folge der Februarrevolution.

In den letzten Jahren nun hat sich nicht nur die teutsch-amerikanische Presse im Allgemeinen bedeutend gehoben, sondern auch das Publikum ist durch die Erziehung der Zeit und die revolutionaire Einwanderung mit geistigen Elementen so weit versetzt worden, daß seine Empfänglichkeit um ein Bedeutendes gesteigert sein muß. Diese Empfänglichkeit zu benutzen und immer mehr zu steigern, so wie das Bewußtsein der bedeutenden Mission zu wecken, welche die Teutschen durch Bildung und Geist in der Union zu erfüllen haben, dieß ist unsere Aufgabe. Mag der Sturm der Revolution auch manchen jener Gesellen an den hiesigen Strand geworfen haben, welche ihre Gesinnungstaufe im Straßenkoth erhalten; es sind von der anderen Seite eine Menge tüchtiger und edler, zum Theil ausgezeichneter Kräfte hierher verschlagen worden, welche nur einen Boden der Vereinigung zu finden brauchen (und sie finden ihn jetzt in mehreren besseren Zeitungen), um Ungewöhnliches zu wirken und die große Zukunft des teutschen Elements in Nordamerika vorzubereiten.

Wenn Sie, lieber Herr Landsmann, dieß Alles berücksichtigen, so werden Sie zugeben, daß die Gefahr, sich durch publizistisches Wirken „wegzuwerfen", hier geringer ist, als die Gefahr, durch Schweigen eine schöne Gelegenheit zu geistigen Thaten zu versäumen.

Es versteht sich von selbst, daß ich durch diese Expektorationen weder Sie noch Andere zur Mitwirkung an der „Schnellpost" bereden will. Das muß jetzt Sache des eigenen Antriebs sein, nachdem man in Stand gesetzt ist, zu überblicken, was die „Schnellpost" will. Das aber darf ich Allen zurufen, welche zum geistigen Wirken im Stande sind: wenn wir auf einem freien Boden unter

fünf Millionen Landsleute nichts leisten, so liegt die Schuld an uns, nicht an den fünf Millionen."

Das vorstehende Sendschreiben beweis't u. A., daß ich meine Thätigkeit als Journalist wieder mit der größten Bereitwilligkeit begann, allen Denen die Hand zu reichen, die aufrichtig im Geiste der Freiheit an dem von mir begonnenen Werk der geistigen Regeneration des amerikanischen Teutschthums mitwirken wollten; daß ich zur Anerkennung jedes Anderen geneigt war, der als Mitkämpfer Anerkennung verdiente, und daß ich nicht die Absicht haben konnte, Menschen als Feinde zu behandeln, die mir Gerechtigkeit wiederfahren ließen und nicht meinen Charakter herabsetzten. Wenn mein späteres Auftreten einen weniger versöhnlichen Sinn kund gab, so war dieß die natürliche Folge der jahrelangen schändlichen Anfeindungen, die durch kein entsprechendes Parteiergreifen von anderer Seite kontrebalancirt wurden, so daß ich, fast immer allein gelassen und stets zum persönlichen Frontmachen gegen alle Welt genöthigt, in vielen Fällen Freunde von Feinden gar nicht mehr unterscheiden konnte. Wo soll man aufhören, seine Feinde zu suchen, wenn die Freunde gar keine öffentliche Meinung haben oder zu haben wagen? Und wer will nicht lieber riskiren, sich Alles zum Feind zu machen, als geduldig seine Ehre und sein Recht preisgeben? Im Gefühl meines Rechts und im Bewußtsein meines guten Willens mußte ich nicht bloß auf Diejenigen losschlagen, die mich angriffen, sondern endlich auch mitunter auf Diejenigen, die mich ruhig angreifen ließen, die mich wie einen für vogelfrei Erklärten dem Pöbel preisgaben, während die elendesten Humbugger und die

nichtsnutzigsten Spekulanten von aller Welt selbst gegen die gerechtesten Angriffe in Schutz genommen wurden. Und weshalb? Weil man wußte, daß sie den Pöbel für sich, wenigstens ihn nicht beleidigt hatten. Man sage was man wolle, es steht noch immer so in der Welt, daß, wer den Pöbel gegen sich hat, ein wahrer Herkules sein muß, wenn er sich nicht verloren geben will. Wer aber mag ihn für sich haben, wenn er Achtung vor sich selbst hat?

Doch genug davon. Da ich jetzt alle Welt zum Freund habe und von ihr mit Liebenswürdigkeiten überhäuft werde, ist es unzart und unpolitisch, sie zu viel an frühere Sünden zu erinnern.

Unter meiner Redaktion begann die, in jeder Beziehung verkommene „Schnellpost“ wieder aufzuleben und Fortschritte zu machen. Allein ihre Verhältnisse waren zu sehr zerrüttet, als daß sie ohne Zuschüsse hätte im Gang gehalten werden können. Da der damalige Besitzer keine Mittel hatte, um solche Zuschüsse zu machen, war er gern bereit, das Blatt um billigen Preis zu verkaufen, als sich mir zu seiner Fortführung ein Kompagnon anbot, der sich anheischig machte, außer dem geringen Kaufpreis auch den Betrag einer kleinen Mortgage aufzubringen, die auf dem Inventar des Unternehmens haftete und in einigen Monaten fällig war. So wurde ich also auf's Neue Miteigenthümer der „Schnellpost“. Ich traf mit meinem Kompagnon das Uebereinkommen, daß er unabhängig den geschäftlichen und ich eben so unabhängig den editoriellen Theil übernehmen sollte. Allein dieß Uebereinkommen erwies sich als eben so wirkungslos wie es nothwendig war. Der Geldpunkt war auch hier der nächste Differenzpunkt. Mein Kompagnon, ein Bremer Kaufmannssohn,

konnte sich nicht von der Einbildung losmachen, daß er, weil er das geringe finanzielle Kapital geliefert, mehr müsse zu sagen haben, als ich, der ich bloß das geistige lieferte. Er versuchte daher schon nach kurzer Zeit, bestimmend auf die Redaktion einzuwirken, und je entschiedener er dabei abgewiesen wurde, desto mehr schien er sich in der Einbildung seiner vertragswidrigen Befugniß zu bestärken. Die Hauptveranlassungen zu seinen Einmischungen gab sein Umgang mit Leuten aus denjenigen Kreisen, worin sich die teutschen Aristokrätler bewegten. Natürlich erregte die radikale „Schnellpost" in diesen Kreisen, die noch dazu stock-„demokratisch" waren, den größten Anstoß und dort mußte mein Kompagnon täglich die mißliebigste Kritik über „sein" Blatt hören.

Die Mißhelligkeiten bezogen sich übrigens nicht bloß auf meine anstößige Redaktion, sondern sie wurden zuletzt auch durch andere Anmaßungen genährt. Es erwies sich nämlich, daß mein Kompagnon entweder seine Mittel überschätzt hatte, oder nicht gesonnen war, die übernommenen Verbindlichkeiten zu erfüllen. Als der Termin zur Ablösung der Mortgage heranrückte, zog er sich zurück, nachdem er vorher vergebens versucht hatte, mich aus dem Unternehmen, das ich erst wieder im Gang gebracht, hinauszutreiben und über dasselbe zu seinem Vortheil zu verfügen. Ich stand also jetzt allein, als Geschäftsführer wie als Redakteur, und da ich durchaus mittellos war — das Blatt hatte erst eben wieder begonnen einen Ertrag abzuwerfen oder seine Kosten zu decken —, drohte der Inhaber der Mortgage, die „Schnellpost" öffentlich versteigern zu lassen. Als ich in solcher Lage abermals um die Früchte meiner Anstrengungen gebracht und zur Unthätigkeit ver-

urtheilt werden sollte, erwachte denn doch in einigen honneten Leuten das Ehrgefühl und die alte Sympathie wieder und es entstand der Plan, entweder die „Schnellpost“ zur Sicherung meiner Wirksamkeit anzukaufen, oder ein neues Blatt zu gründen, das ich unabhängig redigiren sollte. Den Anstoß gab wieder ein schlichter und braver Bürger, J. Schulz, auf dessen Veranlassung sich eine Gesellschaft bildete, welche die Leitung der Sache in die Hand nahm. Da das Druckerei-Material der „Schnellpost“ alt und abgenutzt war, gab man kurz vor dem zum Verkauf derselben angesetzten Tage dem Plan zur Gründung eines neuen Blattes, das als ihre Fortsetzung erscheinen sollte, den Vorzug. Man schaffte rasch eine Druckerei an und nachdem am 1. September die letzte Nummer der „Schnellpost“ erschienen war, wurde am 2. als deren Fortsetzung die „New-Yorker Deutsche Zeitung“ den alten Abonnenten zugestellt.

Der Inhaber der Mortgage, ein roher Geldphilister, hatte darauf gerechnet, daß er mich oder die in meinem Interesse handelnde Gesellschaft zwingen könne, ihm die „Schnellpost“ unter seinen Bedingungen abzukaufen, und im brutalsten Ton pekuniairer Ueberlegenheit jeden Antrag auf Verlängerung des Termins abgewiesen. Für dieß Verfahren erhielt er seine Strafe. Nachdem er zu seinem Schrecken am 2. September, dem zum Verkauf der „Schnellpost“ angesetzten Tage, die „N. Y. Deutsche Zeitung“ erblickt hatte, begegnete er mir in aufgeregtem Zustande auf der Straße und fragte in gebieterischem Ton: „Wo haben Sie meine Abonnentenliste?“ Ich antwortete ihm in gleich liebenswürdiger Weise: „Die geschriebene Liste liegt bei den Typen, welche Sie können verkaufen

lassen, aber die Hauptliste steckt hier (auf meine Stirne zeigend) und darauf, Herr, haben Sie keine Mortgage." Beim Verkauf erhielt er für die alten Typen ein Spottgeld, für die Abonnentenliste aber (die übrigens nicht einmal zu dem ihm verschriebenen Inventar gehörte) gab ihm kein Mensch einen Cent, da neben meinem neuen Blatte kein anderes auf einen einzigen meiner Abonnenten rechnen konnte. Und damit war die „Schnellpost" begraben für immer.

Das neue Blatt war so vollständig mein Organ, als wäre ich der Eigenthümer gewesen, da man mir kontraktlich sogar das Recht zugestand, seine Tendenz bei etwaigem Austritt auch für die Zukunft durch die Wahl meines Nachfolgers zu sichern. In pekuniairer Beziehung hatte ich die bescheidensten Bedingungen gestellt, weil ich die Kosten nicht zu meinem Vortheil erhöhen wollte. Für die übrigen Bedürfnisse hätte das proponirte Geschäftskapital von $5000 vollkommen ausgereicht, da ich die „Schnellpost" in ihren verschiedenen Ausgaben schon auf 3000 Abonnenten gebracht hatte. Ich hätte, über einen Theil jener Summe verfügend, in Europa wie in Amerika die fähigsten Mitarbeiter engagiren und aus der „Deutschen Zeitung" das beste und reichhaltigste Blatt der teutschen Presse machen können. Aber auch um diese schönen Hoffnungen sollte ich und die radikale Leserwelt betrogen werden. Sie scheiterten abermals an dem elenden Geldpunkt. Statt $5000 nämlich brachte man in New-York nur $1300 zusammen und gleichzeitig beging man den Mißgriff, diese ganze Summe sofort in die Druckerei zu stecken, so daß für das Betriebskapital beinah gar nichts übrig blieb. Ein Betriebskapital war aber für den Anfang nicht bloß des-

halb nöthig, weil die „Schnellpost" zu ihrer Erhaltung schon alle erreichbaren Abonnementsgelder hatte einziehen müssen, sondern auch deshalb, weil die „Deutsche Zeitung", in größerem Format erscheinend, ziemlich bedeutende Mehrkosten verursachte. Sie hätte daher, bis wieder die Abonnementsgelder fällig wurden, aus eigenen Mitteln zehren müssen und diese Mittel blieben aus, da das auswärtige Publikum in ihrem Erscheinen den Beweis zu erblicken glaubte, daß ihre Existenz schon gesichert sei. Später war es nicht mehr möglich, die Lücke zu füllen, und so mußte ich die „Deutsche Zeitung", das hoffnungsreichste Unternehmen, an dessen Spitze ich je gestanden, abermals zu Grunde gehen sehen (4ten Dez. 1851), nachdem ich sie 3 Monate nothdürftig zu erhalten gesucht. Besaß ich nur $200, so konnte ich wenigstens ihr Wochenblatt, das schon $1500 Abonnenten hatte, auf eigene Rechnung fortführen; aber ich besaß vielleicht nicht 200 Cents und konnte es nicht über mich gewinnen, irgend Jemanden um jene geringe Summe anzusprechen, da Niemand sich gedrungen fühlte, sie von selbst anzubieten. Von meinen verunglückten Unternehmungen in Amerika hat mir keine mehr Bedauern verursacht, als der Untergang der „New-Yorker Deutschen Zeitung".

So war ich also jetzt wieder außer Thätigkeit, nachdem ich beinah ein Jahr lang durch fortwährende Kämpfe mir und den radikalen Ideen in der Hoffnung Bahn zu brechen gesucht hatte, daß meine Stellung endlich eine gesicherte sein werde. Alles war wieder vergebens geschehen, bloß weil mir das große Verdienst fehlte, Besitzer einiger hundert Dollar zu sein. Besaß ich sie, so hatte ich Beruf und Recht, für Freiheit und Wahrheit zu kämpfen;

ohne sie war ich weniger berechtigt und befähigt, als der roheste Schmierer eines „demokratischen" Käseblattes.

Es wäre mir nichts übrig geblieben, als wieder Goldleisten zu machen, wenn nicht der Verkäufer derselben, Herr Wagenitz, auf den Plan gekommen wäre, ein Wochenblatt unter meiner Redaktion zu gründen. So entstand der „Janus" mit dem Beginn des Jahres 1852.*)

---

*) Beiläufig bemerkt, führte mich durch den „Janus" das Schicksal auch wieder mit meinem unvermeidlichen Gustav zusammen. Herr Wagenitz bezog ein Haus in der William Str., worin auch ich ein Paar Stuben miethete, und als dritten Bewohner fanden wir darin — Gustav Struve. Beim Einziehen hinderte uns im Hausgang ein ungeheures Schild von etwa 30 Fuß Länge und 3 Fuß Breite, das auf dem Boden mit der Aufschrift gegen die Wand gestellt war. Wir kehrten es um und lasen darauf mit Schrecken in drohend-riesigen Buchstaben: „Deutscher Zuschauer". Das Schild, wodurch Gustav das ganze Universum auf einen Blick von seinem journalistischen Unternehmen in Kenntniß setzen zu wollen schien, war so polizeiwidrig riesenhaft ausgefallen, daß er es an der Front des Hauses gar nicht anbringen konnte und daher im Hausgang unverzinslich deponiren mußte. Also der „Deutsche Zuschauer" und der „Janus" unter einem Dach! Aber die „Vorsehung", die Gustav unter ihren speziellen Schutz genommen, fügte es auch, daß die beiden journalistischen Brüder in einem Rahmen vereinigt wurden. Sie wurden beide in derselben Druckerei gesetzt und, da sie gleiches Format hatten, wurde der Satz für beide in dieselben eisernen Rahmen gespannt. Bei dieser Operation vergaß, einer Fügung der Vorsehung gemäß, der Drucker, beim Druck des „Janus" die letzte Zeile des „Zuschauer" herauszunehmen und so erschien denn die erste Nummer meines Blattes mit folgendem Kopf: „Redigirt von K. Heinzen", aber mit folgendem

Herr Wagenitz hatte das Bedürfniß, das Seinige zur Förderung der radikalen Sache zu thun. Hätte er mehr Mittel besessen, so würde es mir sicher gelungen sein, in Verbindung mit ihm ein größeres Unternehmen auf die Beine zu bringen; so mußten wir uns mit einem Wochenblatt begnügen. Dasselbe konnte von vorn herein auf die Mehrzahl der Abonnenten des Wochenblattes der „Deutschen Zeitung" rechnen und bedurfte daher nur geringer Mittel zum Beginn.

Während der „Janus" fortfuhr, die radikalsten Prinzipien nach jeder Richtung zu propagiren und die Schlechtigkeit der hiesigen Parteipolitik, namentlich der „demokratischen", zu bekämpfen, benutzte er gleichzeitig die Wahlkampagne von 1852, um den Teutschen mit seinem Beispiel auf dem praktischen Wege voranzugehen, indem er sich der Freesoil-Partei unter dem Kandidaten Hale an-

---

Schwanzstück: „Herausgeber und Verleger Gustav Struve".

Die Vorsehung hat sehr wohl gewußt, was sie durch diesen Streich anrichtete. In späteren Jahrhunderten wird sich die Literatur über den Schreiber des „Janus" zanken wie über den Verfasser von „Junius' Briefen" und da man alsdann des „Zuschauers" sich nicht mehr ganz deutlich erinnern wird, wohl aber des Kugelregens bei Stauffen und seines berühmten Jupiter pluvius, wird ihm unfehlbar der Ruhm der Autorschaft zufallen. Ich lege zwar hiermit Protest ein, aber man weiß, wie es damit geht: dergleichen ist in einigen Jahrhunderten vergessen und im Jahr 3000 nach Christus und 1151 nach der Schlacht bei Stauffen wird die Literaturgeschichte schreiben: der berühmte „Janus", verfaßt von Gustav Struve, Herausgeber und Verleger.

schloß. Es glaubte natürlich kein Mensch an den Sieg derselben und es galt nur, durch ihren Vorgang einer mächtigeren Freiheitspartei der Zukunft Bahn zu brechen und unseren Landsleuten zum Abfall von der „demokratischen" Gelegenheit zu geben. Ich sagte schon damals die Entstehung der Partei voraus, welche sich später die republikanische nannte, glaubte aber natürlich, daß sie entschiedener ausfallen und an den Standpunkt der Freesoil-Partei anknüpfen werde.

Im Sommer 1852 machte ich, während die laufenden Redaktionsgeschäfte durch einen Stellvertreter besorgt wurden, eine Reise durch die Hauptstaaten der Union, um Vorträge zu halten, deren Ertrag ich für die Revolution bestimmt hatte. Der Endertrag bestand aber bloß in Schulden für die Reisekosten und einer mehrmonatlichen Krankheit. Doch Das nur nebenbei. Jene Reise gab mir hauptsächlich Gelegenheit, den Geist der Rohheit und Brutalität kennen zu lernen, der damals noch die Mehrzahl unserer Landsleute auch im Innern des Landes beseelte und ihnen einfache Gewaltthat als natürliches und berechtigtes Mittel gegen abweichende Parteimeinungen anrieth.

In den meisten Orten wählte ich für meine Vorträge ein Thema, welches an eine lokale Beziehung oder Eigenthümlichkeit anknüpfte. So sprach ich in Philadelphia über „die Bruderliebe". Der Vortrag war von — 36 Personen besucht. Ein zweiter hatte sogar 13 Zuhörer. Nach dem Schluß desselben aber brachte ein ganzes Regiment mir ein Ständchen, bei welcher Gelegenheit sie vielleicht hundert Dollar versoffen. Für solche Windbeuteleien haben unsere Landsleute immer Interesse und Geld.

Weniger bruderlieblich, als in Philadelphia, erging es mir schon in Cincinnati. In dieser Schweinestadt oder „Porkopolis“ sprach ich über „das Pork“. Es hatten sich auch eine Anzahl „Demokraten“ eingefunden, die neugierig waren zu hören, was denn solch ein radikaler Apostel über ihr Schweinefleisch zu sagen habe. Als es aber zum Vorschein kam, daß das Pork, welches in dem Vortrag eingesalzen wurde, das „demokratische“ war, verließen sie unter mastodontischem Gepolter den Saal und nach dem Schluß des Vortrags bot mir eine Anzahl der Anwesenden, welche die dortigen Zustände kannten, eine Sicherheits-Eskorte nach meinem Quartier an.

Noch komischer ging es in Dayton zu. Ich hatte gehört, daß die Stadt eine lebhafte Industrie habe, und kündigte daher einen Vortrag über „Wunder der Industrie“ an. Derselbe enthielt einen satyrischen Bericht über die Objekte, welche auf der damals vorbereiteten New-Yorker Industrie-Ausstellung figuriren würden, und unter jenen Objekten zeichneten sich aus: die teutschen Affen der Amerikaner, die Büsineßpolitiker, die „demokratischen Zitisens“ u. s. w. Nach dem Vortrag fragte mich der Dr. Brodbeck, bei dem ich logirte, und ein anderer Arzt, woher ich diese genaue Personalkenntniß der teutschen Lokalgrößen von Dayton habe, und waren erstaunt zu hören, daß mir zu meinen Portraits Niemand dort gesessen hatte. Ich hatte eben Figuren gezeichnet, wie sie damals überall vorhanden waren und zum Theil noch jetzt vorhanden sind. Der ehemalige Justizrath und Flüchtling Groneweg, der dem Vortrag ebenfalls beigewohnt, nahm mich am nämlichen Abend mit auf seine benachbarte Farm, wohin er mich schon früher eingeladen hatte. Von dort zurückgekom-

men erfuhr ich, daß in der Nacht nach dem Vortrag die Daytoner Größen, die ich unbewußt so genau portraitirt hatte, sich in Gesellschaft einer Anzahl anderer Rowdies vor dem Hause des Dr. Brodbeck eingefunden hatten, um mich in allem Ernst — todtzuschlagen. Als sie mich nicht fanden, setzten sie voraus, ich habe Wind von ihrem Komplott gehabt und mich bei Zeiten aus dem Staube gemacht.

In Chicago besuchte mich an dem Tage, wo mein Vortrag gehalten werden sollte, ein Beamter und theilte mir mit, es sei ein Komplott im Gange, mein Auditorium durch einen „Mob" auseinander zu treiben. Er fragte mich, ob er auf dem Lokal die Ver. St. Flagge solle aufhissen und die Polizei avertiren lassen, um es zu schützen. Mir kam Das höchst komisch vor, ich wies den Schutz der „Flagge" und Polizei zurück wie in Cincinnati die Sicherheits-Eskorte und kein Mensch hat den Vortrag zu stören gewagt. Zur Vorsicht hatte ich freilich ein Pistol in der Tasche. Das war teutsche Redefreiheit in der Republik.

Ganz anders erging es mir in Toledo. Die gewöhnliche Phrase, womit man mich auf meiner Reise in den Bann that, lautete: „er ist an die Whigs verkauft". In Toledo nun war beschlossen worden, dem an die Whigs verkauften schlechten Kerl solle gar nicht erlaubt werden zu sprechen, man müsse ihm sofort mit Gewalt zu Leibe gehen. Es haus'te dort zu jener Zeit ein ausgesuchtes Korps von Rowdies und Todtschlägern, die natürlich alle die eifrigsten „Demokraten" waren. Ich kam Abends an und wurde von Denen, die mich eingeladen hatten, von der Eisenbahn in ein Kaffeehaus geführt. Kaum hatten wir dort einige Minuten bei einem Glase Wein gesessen, als sich vor der

Thüre eine Bande von Kerlen sammelte, die mit Mäulern, alten Kesseln und sonstigen Instrumenten eine furchtbare Katzenmusik begannen. Da sie dazwischen stets meinen Namen riefen, ging ich hinaus und hielt folgende Ansprache an sie: „Meine Herrn, ich höre aus Ihren Zurufen, daß die Ehrenbezeigung, die Sie hier aufführen, mir gelten soll. Zu meinem Bedauern bin ich nicht musikalisch genug, um die Tonsprache, in welcher Sie reden, gehörig würdigen zu können. Dagegen verstehe ich mich ziemlich auf meine Muttersprache. Sollten Sie ein Anliegen an mich haben, so wählen Sie aus Ihrer würdigen Mitte ein Komite, das Teutsch versteht, und senden Sie es mir herein. Ich werde dann sehen, was wir zu thun haben". Damit drehte ich ihnen den Rücken und schlug die Thüre zu. Mein Auftreten machte sie eine Zeit lang stutzig. Dann aber begann die Musik von Neuem und zwar mit erhöhter Anstrengung. Als sie mich aber durch das Fenster ganz ruhig mich unterhalten und Wein trinken sahen, verloren sie zuletzt die Geduld und da sie noch nicht zu dem Entschluß kommen konnten, mich anzugreifen, begannen sie sich unter einander zu prügeln, daß Einer von ihnen durch die Scheiben stürzte. Damit endigten an diesem Abend die Empfangsfeierlichkeiten. Am nächsten Abend sollte ich in einem großen Garten, der eine Viertelstunde von Toledo an einem Walde lag, meinen Vortrag halten. Den Garten kultivirte einer der besten Freunde meines Blattes, welcher denselben für die Gelegenheit illuminirt und eine Tribüne darin errichtet hatte. Man hatte mir gesagt, daß es dort etwas absetzen werde, und gerathen, den Vortrag anderwärts und an einem anderen Tage zu halten. Als ich die Freisinnigen auffoderte,

gleich mir ein Pistol zu sich zu stecken und um jeden Preis das Recht der Redefreiheit zu schützen, entgegnete man mir, ich kenne Toledo nicht, man dürfe diesen Leuten nicht auf solche Weise entgegentreten u. s. w. Kurz, ich mußte mich auf mich selbst verlassen. Als ich in den Garten kam, fand ich ihn von Hunderten gefüllt, von denen aber nicht der vierte Theil gekommen war, meinen Vortrag anzuhören. Der Geist, der die Mehrzahl beseelte, war der Geist der frechsten Pöbelrohheit und des Whyskey. Die „demokratischen" Leithämmel hatten Alles auf die Beine gebracht, was die Faust gegen das Wort zu gebrauchen bereit war und den Schnappsgeist dem Menschengeist vorzog. Man ließ mich den Vortrag ruhig beginnen; kaum aber hatte ich ein Paar Minuten gesprochen, so begannen in dem benachbarten Walde und in den entfernteren Theilen des Gartens die „demokratischen" Präludien mit Mäulern, alten Kesseln und sonstigen Instrumenten. In dem Maße, in welchem sich die Töne verstärkten, vermehrten sie sich in meiner Nähe und endlich gingen sie in einen solchen allgemeinen Lärm über, daß man sich von einer Armee von Indianern umgeben glauben konnte, und mir das Sprechen völlig unmöglich wurde. Ich wartete ab, bis die Ruhe wieder hergestellt war, und appellirte dann an die „demokratischen Prinzipels", zu welchen man die freie Rede zu rechnen pflege. Sobald ich aber den Vortrag fortzusetzen begann, erneuerte sich der „demokratische" Lärm. Dabei liefen die Hetzer hin und her und die Schnappsflaschen zirkulirten immer lebhafter. Ich foderte sodann diejenigen honneten Leute der Versammlung, welche die freie Rede schützen wollten, auf, an meine Seite zu treten. Kein Mensch wagte es zu thun. Darauf

foderte ich Diejenigen, die meinen Vortrag zu Ende hören wollten, auf, mir in das Haus des Herrn Gartenbesitzers zu folgen. Kein Mensch folgte mir. Nach einiger Zeit benachrichtigte man mich, die Aufregung sei so groß und allgemein, daß an Herstellung der Ruhe und an Fortsetzung des Vortrags nicht mehr zu denken sei, und lud mich ein, nach Hause zu gehen. Es war ein solches Treiben in dem Garten, daß man mich in der Aufregung gar nicht bemerkte, obschon ich mitten durch die Menge ging. Einige Zeit nach meiner Entfernung aber wurde der besoffenen Bande das Signal gegeben, mir zu Leibe zu gehen und mich aus dem Hause zu holen. Als man mich nicht fand, suchte dieser wahnwitzige Pöbel ein anderes Opfer fur seine selbstgemachte Wuth und sie fanden es in einem unschuldigen Neger, den die Neugier in den Garten gelockt hatte und den jetzt statt meiner die ganze Heldenschaar wie eine Bande von Kannibalen verfolgte. Man schoß nach ihm und würde ihn getödtet haben, wenn er sich nicht über einen Zaun gerettet hätte. Und weshalb all dieser Lärm und all diese Wuth? Bloß weil ich „nicht sprechen sollte" und „an die Whigs verkauft" war.

Dieses brutale Attentat gegen die Redefreiheit verursachte namentlich unter den Amerikanern eine große Aufregung. Wir ließen ein Plakat in den Straßen anschlagen, welches die Rowdies angemessen brandmarkte und den Vortrag auf den nächsten Tag in einem Lokal der Stadt ankündigte, Entree $1. Dieß Mal war die Versammlung gerüstet und es waren mehrere bewaffnete Amerikaner, die von dem Vortrag kein Wort verstanden, bloß zu dem Zweck anwesend, etwaige Angreifer gebührend zu züchtigen. Dieß Mal wußten aber die Rowdies, woran sie waren,

und sie ließen den an die Whigs verkauften schlechten Kerl ruhig sprechen.

In solcher Weise konnte damals auch in den freien Staaten ein Teutscher sein Leben durch die eigenen Landsleute verlieren, bloß weil er kein „Demokrat" d. i. kein Knecht der Sklavenhalter war.

Ich führte die Redaktion des „Janus" fort bis zum Ende des Jahres. Dann sollte auch er wieder sterben und zwar an derselben Krankheit, woran seine Vorgänger gestorben waren. Herr Wagenitz war zu nachläßg bei Eintreibung der Abonnementsgelder gewesen, so daß seine Liste mehrere hundert Dollar Rückstände aufwies. Die Existenz des „Janus" war gesichert, wenn seine Abonnenten regelmäßig vorauszahlten, aber es war unterlassen worden, sie dazu mit Konsequenz anzuhalten, und da Herr Wagenitz nicht im Stande war, die Rückstände durch eigene Zuschüsse zu ersetzen, beschloß er, das Unternehmen fallen zu lassen. Ich konnte den „Janus" auf eigene Rechnung fortführen, wenn ich $30—40 zur Verfügung hatte, um die nächsten Druckkosten zu bezahlen. Aber kein Mensch bot sie mir an und erbetteln wollte ich sie nicht und so mußte ich auch dieses Blatt, das ich mit besonderer Vorliebe geleitet hatte und an dem sich ausgezeichnete Mitarbeiter betheiligten, zu Grunde gehen sehen.

Nach dem Untergang des „Janus" kam wieder eine der härtesten Zeiten, die ich erlebt habe. Wenn man Rückblicke auf solche Perioden der Noth und Sorge thut und die Mittel zusammenzurechnen sucht, womit man sich damals durchgeschlagen, begreift man gar nicht mehr, wie man sie hat überstehen können. Ich suchte, da es auch keine Goldleisten mehr zu machen gab, thätig zu sein durch

Publikation von Brochüren, so weit ich die Druckkosten konnte geborgt erhalten, und durch Vorträge, so weit ich ein Publikum finden konnte. Das Alles bot aber nur für kurze Zeit eine kümmerliche Aushülfe. Teutsches Publikum und Vorträge! Auf einer "lecturing tour" verirrte ich mich auch nach Albany. Es war mir für meinen Vortrag die glänzend beleuchtete Stadthalle gratis eingeräumt worden. Als ich sie zur bestimmten Stunde betrat, waren meine einzigen Zuhörer in spe meine zwei Begleiter, nämlich ein teutscher Schullehrer und ein Amerikaner, der Teutsch verstand. Später ergab es sich, daß noch drei Landsleute sich bis an die Thüre des Lokals gewagt, dort aber verstohlen gewartet hatten, bis das übrige „Volk" kommen würde. Und da kein „Volk" kam, gingen sie, wie ich, nach Hause ohne daß der Vortrag hatte Statt finden können. So stand es damals mit öffentlichen Vorlesungen.

Um wohlfeiler zu leben, verlegte ich meine Wohnung nach Süd-Brooklyn, wo ich zur Beruhigung Greenwood Cemetery in der Nähe hatte. Der Hausherr war ein Engländer und seine Frau eine fromme Irländerinn. Sie waren ganz gute und freundliche Leute, aber nach einiger Zeit kündigten sie mir, zu ihrem Bedauern, an, daß sie ihr Haus verkauft hätten und deshalb ihre Stuben nicht weiter vermiethen könnten. Ich zog daher wieder nach New-York. Später erfuhr ich, daß der angebliche Hausverkauf eine fromme Lüge war, durch welche die Irländerinn ihre geängstigte Seele beruhigte. Sie hatte nämlich erfahren, daß ich ein Atheist war, und von dem Augenblick ab war ihre Ruhe dahin. Sie erzählte weitläufig, welche Angst vor mir und für mich sie ausgestanden und was für grau-

enhafte Gespenstergeschichten sie hatte erleben müssen. So hatte sie jede Nacht deutlich gehört, wie der Teufel durch das Söllerfenster mich besuchte und mit mir Berathungen hielt, um die Menschheit zu verderben. Die gute Frau! Wäre ich der Teufel selbst gewesen, ich hätte nichts zum Verderben der Menschheit thun können, denn ohne "cash" kann sogar der Gottseibeiuns nichts zu Stande bringen.

Aber lachen kann er, wenn die Menschheit es ihm zu toll treibt. Denke Dir, lieber Leser, es passire dir Folgendes. Du hast jede Möglichkeit erschöpft, auf eine ehrliche Weise Geld für das tägliche Brod aufzutreiben. Betteln kannst du nicht und Werthgegenstände zum Verkauf hast du so wenig wie Geld. Du hältst nochmals Familienrath und kommst endlich zu dem harten Entschluß, Alles, was die Familiengarderobe irgend entbehren kann, in's Pfandhaus zu bringen. Das ist zwar im Grunde keine Handlung, die das Licht zu scheuen hat, aber du wählst doch aus Bescheidenheit zu ihrer Vollbringung die dunkle Abendstunde. Man stiehlt sich also, alle drei Schritte sich ängstlich nach etwaigen Bekannten umsehend, vor das Pfandhaus, schaut nochmals vorsichtig umher und, da sich kein verdächtiger Zeuge blicken läßt, huscht man hinein. Man packt seine Werthgegenstände aus und verlangt von dem bebrillten Wohlthäter für seine letzte Habe eine bescheidene Summe. Aengstliche Erwartung. Der Wohlthäter examinirt die Habe, wirft sie vor dich hin und spricht: „Für solche Lumpen kann ich nichts geben". Das ist das Resultat des schweren Entschlusses, zu dem du erst nach langen Berathungen und Ueberlegungen gelangen konntest. Mit sichtlichem Weltschmerz packst du deine „Lumpen" zusammen und eilst nach Hause, als habest du ein

Verbrechen begangen. Dann aber ändert sich plötzlich deine Stimmung und du brichst in ein homerisches Gelächter aus über die mißlungene Heldenthat und diese wunderbare Welt.

Endlich eröffnete sich mir wieder eine Aussicht auf journalistische Thätigkeit. Der Herausgeber des „Republikaner" in Cincinnati bot mir, unter Zusicherung völliger Unabhängigkeit, die Redaktion seines Blattes an und das Uebereinkommen war schon kontraktlich abgeschlossen. Da schrieb er mir, der frühere Redakteur, der wegen eines Schusses auf einen Verleumder im Gefängniß saß, habe Aussicht auf Begnadigung und werde unglücklich sein, wenn er alsdann seine Stelle nicht wiedererlangen könnte. Nachdem ich ihn von der eingegangenen Verpflichtung entbunden hatte, wurde mir ein anderes Anerbieten von Louisville aus gemacht, wo ich die Redaktion des „Herold des Westens" übernehmen sollte. Ich schlug sie aber aus, da ich in keinem Sklavenstaat wohnen zu wollen erklärt hatte und mich durch die bloße Noth diesem Vorhaben nicht konnte untreu machen lassen.

Unter diesen Umständen mußte ich auf andere, als journalistische, Unternehmen sinnen und ging auf das Anerbieten eines Freundes des „Janus" ein, der sich anheischig machte, mir ein Kosthaus einzurichten und mir gleich zum Beginn ein halbes Dutzend freisinnige Kostgänger zu verschaffen. Ich gedachte in dem Hause zugleich ein Lesekabinet einzurichten und allmälig Mittel und Gelegenheit zur Erneuerung meiner literarischen Thätigkeit zu finden. Damals war aber die Einladung von Louisville in dringender Weise wiederholt worden und da ich jetzt eine freie Wahl hatte, ich auch die Verbindlichkeiten scheute, welche

ich mir durch Uebernahme des Kosthauses auflud, entschied ich mich endlich für Louisville.

Meine Feinde in Louisville, speziell Herr Dietsch, der frühere frankfurter „Marat“, der dort ein teutsches Menschenhändlerblatt redigirte, hatten meine erste abschlägliche Antwort in ihrer Weise dahin ausgelegt, daß ich nicht wage, in einem Sklavenstaat aufzutreten. Ich kann versichern, daß ich die zweite Einladung nicht annahm um diesen Menschen meinen Muth zu beweisen. Zu solcher Dummheit oder Schwachheit hätten sie mich nicht gebracht. Aber ich wollte wenigstens die Probe machen, was sich in einem Sklavenstaat thun lasse, doch gleichzeitig meinen früher geäußerten Abscheu, dort zu leben, nicht verleugnen. Deshalb schickte ich zur Publikation in dem von mir zu redigirenden Blatte ein Schreiben voraus, worin ich jenen Abscheu in den stärksten Ausdrücken aussprach und erklärte, daß ich mit Sklavenhaltern nicht dieselbe Luft athmen möge, geschweige denn mit ihnen individuell in irgend freundlichem Verkehr stehen könne, aber meiner Zwecke wegen mich überwinden und nach Louisville kommen werde. Als Herr Dietsch dieß Schreiben im „Herold des Westens“ las, glaubte er, es sei durch die Dummheit des Eigenthümers hineingekommen, und säumte nicht, es sofort zu übersetzen und den englischen Sklavenhalterorganen zuzusenden. Diese schlugen großen Lärm darüber und erklärten, einen Menschen meiner Art dürfe man gar nicht in Louisville hineinlassen. Marat Dietsch und Konsorten freuten sich schon auf den Spaß, mich aus der Stadt treiben oder todtschlagen zu sehen. Man ließ mich aber nicht bloß „in Louisville hinein“, sondern man ließ mich auch grade so schreiben, wie ich in New-York und Boston

geschrieben habe, und kein Mensch hat den Versuch gemacht, mich todtzuschlagen. Man ließ mich sogar die bekannte Louisviller Plattform, die so viel Lärm gemacht hat und deren Hauptfoderung die Abschaffuug der Sklaverei war, aufstellen und trotz den Drohungen mit einem „Mob“ ließ man mich dieselbe mit wackern Gesinnungsgenossen in offener Versammlung berathen und zur allgemeinen Annahme vorlegen. Die Sklavenhalter sind in gewissem Sinn auch Menschen und wo sie Andere entschlossen sehen, ihr Recht zu behaupten, haben sie so gut Respekt wie andere Leute. Daran aber zweifle ich nicht, daß ich wäre todtgeschlagen worden, hätte ich einige Zeit später, zur Zeit der großen Fremdenhetze, noch in Louisville gelebt. Zum Unglück wußte ich ihre Zeit nicht genau voraus und konnte daher Niemanden den Gefallen thun, mich lebendig braten zu lassen wie das bei jener Gelegenheit Anderen passirt ist.

Als ich Morgens früh vom Schiff in Louisville hineinfuhr, sah ich an mehreren Häusern und Bretterverschlägen mit großen Buchstaben angeschrieben: “Slaves for sale”. Den Eindruck, den diese Aufschriften auf mich machten, werde ich nie vergessen. Es war mir, als drücke die ganze Atmosphäre auf mich. In der That glaubt man in den Sklavenstaaten eine Art Kirchhof- oder Kerkerluft einzuathmen und ich bilde mir ein, ich würde, mit verbundenen Augen in einen Sklavenstaat geführt, an der Luft merken können, wo die Grenze ist.

Den „Herold des Westens“ redigirte ich etwa drei Monate bis zum 3. Dezember 1853, in welcher Zeit er 500 neue Abonnenten gewann. Da fand ich plötzlich, als ich Morgens mich nach dem Redaktionslokal verfügen wollte,

die Druckerei abgebrannt. Sie war in der vergangenen Nacht angezündet worden. Den Thäter hat die gerichtliche Untersuchung nicht ermittelt.

So war also auch das fünfte journalistische Unternehmen, an dem ich mich betheiligte, zu Grabe gegangen. Ehe ich es zu etwas Dauerndem bringen konnte, sollte erst das halbe Dutzend voll gemacht werden, und dieß geschah durch den „Pionier“.

Der „Pionier“ verdankt seine Existenz dem Interesse, welches die freisinnige teutsche Bevölkerung von Louisville an meiner Wirksamkeit nahm. Sie hat, nach Verhältniß, mehr dafür gethan, als irgend eine andere. Schon früher gab man dort die Absicht kund, mich zum Eigenthümer des „Herold des Westens“ zu machen, weil ich, obschon kontraktlich durchaus unabhängig disponirender Redakteur, die Einmischungen des bornirten und rohen Typenbesitzers, dem das Blatt angehörte, beständig abzuwehren hatte. Als aber dieß Blatt nothgedrungen zu erscheinen aufgehört hatte, wurde sofort der Plan entworfen, mich zur Herausgabe eines neuen in Stand zu setzen. Man sammelte rasch die nöthigen Gelder zur Anschaffung einer kleinen Druckerei, die man mir nach und nach abzuzahlen gestattete, und schon mit Neujahr 1854 begann der „Pionier“ zu erscheinen. Sein Betriebskapital bestand, nach Bezahlung der Druckerei, in $25 und die Kosten der ersten Woche betrugen $60. Dennoch gelang es, ihn in die Fahrt zu bringen.

Trotz meiner günstigen lokalen Stellung konnte ich mich auf die Dauer in Louisville nicht wohl fühlen. Von der einen Seite fehlte es an aller Anregung und an allen Ressourcen, von der anderen ward mir der Druck der

Sklavenhalter-Atmosphäre durch die Gewohnheit nicht leichter und da meine Wirksamkeit im Staat Kentucky auf die Paarhundert nicht-„demokratischen" Teutschen beschränkt war und blieb, kämpfte ich nur auf einem verlorenen Posten. Ich hatte gezeigt, was sich dort thun ließ, ich hatte ein Beispiel aufgestellt, ich hatte eine freiheitliche Bewegung von einem Sklavenstaat ausgehen lassen, die sich über das ganze amerikanische Teutschthum, bis nach Texas hinunter, ausdehnte, und damit glaubte ich Alles gethan zu haben, was dort zu thun irgend möglich war.

Trotz aller lokalen Erbärmlichkeit und Theilnahmlosigkeit erschien mir immer New-York als der geeignetste Ort für meine journalistische Residenz, weil sich dort die meistrn Anregungen und Hülfsquellen zusammenfinden. Auch stralt jedes Licht, das dort aufgesteckt wird, rascher und wirksamer nach den übrigen Theilen des Landes aus. Ich beschloß daher, mit dem „Pionier" nach New-York überzusiedeln, nachdem ich in Louisville etwa ein Jahr gelebt hatte. Doch hatte ich mich in meinen Mitteln verrechnet und kam auf meiner Umzugsreise nur bis Cincinnati, wo der „Pionier" vom November 1854 bis zum Ende des Mai 1855 erschien. In Cincinnati fand ich ein wenig ergiebiges Feld, so daß es mir nicht gelingen wollte, die Mittel zur Ausführung meines New-Yorker Projekts herauszuschlagen. Ein zufällig durchreisender Freund des „Pionier" aus New-York kam zu Hülfe. Er hatte eine kleine Summe für ein projektirtes teutsch-englisches Blatt bestimmt, das unter meiner Leitung erscheinen sollte, und da dasselbe nicht zu Stande kam, gab er jene Summe dem „Pionier" als Reisegeld. So kam ich wieder nach New-York, wo der „Pionier" vom 25. Juni 1855

bis zum Schluß des Jahres 1858 forterschien, nachdem er mit Ach und Krach die große „Krisis“ des Jahres 1857 überstanden hatte.

Gegen Ende des Jahres 1858 wurde von Boston aus in mich gedrungen, daß ich den „Pionier“ hierher verlegen möge. Ich selbst hatte mich früher schon mit diesem Plan beschäftigt, da ich ein günstiges Vorurtheil für die Bostoner Bevölkerung hegte und zugleich an ein mögliches Zusammenwirken mit den amerikanischen Radikalen dachte, die hier ihren Hauptsitz haben. Es wurden mir in geschäftlicher Beziehung die günstigsten Aussichten eröffnet und ich zog also nach Boston. Die Erfahrung hat gelehrt, daß diese Aussichten illusorisch waren, doch habe ich meine Uebersiedlung nicht bereut, da ich Boston als die zivilisirteste Stadt Amerika's kennen gelernt habe.

Was der „Pionier“ gewollt und geleistet, mag er selbst berichten. Er hat schon zwanzig Jahre lang gekämpft und er wird wohl das Vierteljahrhundert voll machen. Wann hat jemals so lange Zeit ein Blatt existirt, das in der radikalsten Weise die Wahrheit vertreten und über Personen und Dinge ohne eine einzige der Rücksichten, welche sonst auch der freiesten Presse Fesseln anzulegen pflegen, mit unabhängigster Ueberzeugung geurtheilt hat? Der „Pionier“ hat, wie seine Vorgänger, für das freie Wort nie andere Schranken anerkannt als die der Wahrheit und ist hinter seiner Erkenntniß nie mit dem Ausdruck derselben zurückgeblieben. Mag sein Beispiel zeigen, daß auch die äußerste Freiheit möglich, wenn man entschlossen ist sie zu behaupten, und daß durch sie die Welt nicht zu Grunde geht, wenn sie sich fern hält von der Lüge.

XI.

Schlußbemerkungen.

Ohne sofortige gründliche Aufräumung unter den Vertretern und Stützen der gestürzten Gewaltherrschaft kann eine Revolution niemals durchdringen. Dazu aber sind sehr selten alle nöthige Vorbedingungen vorhanden. Ein Volk in Masse ist niemals reif für die Revolution, die es eben macht, denn die Revolution ist nicht das bloße Zersprengen getragener Ketten. Die Unerträglichkeit der Herrschaft, die es zur Abwerfung seines Joches treibt, hat nur diese negative Wirkung, sie kann das Volk nicht gleichzeitig auch befähigen, sich über die Sicherung der zu erringenden Freiheit klar zu werden und es dazu ohne Weiteres in Stand setzen. Die Empörung gegen einen bisherigen Zustand kann einem durch Gewalt niedergehaltenen Volk nicht auch sofort die nöthige Einsicht zur Gründung eines neuen bringen. Sie kann es nur entfesseln, aber Entfesselung ist noch nicht Belehrung und Befreiung. Die nämliche Reaktion, die es zur Revolution reizt, hindert es auch, sich im Voraus über deren Zwecke zu verständigen

und über die Mittel, diese Zwecke zu erreichen. Rathlos und ohne Voraussicht vertraut es sich daher im Rausch des augenblicklichen Sieges über seine vermeintlich unschädlich gemachten Unterdrücker immer zunächst der Führung Derjenigen an, welche unter der gestürzten Gewaltherrschaft sich einen Namen an der Spitze der offiziellen Opposition gemacht hatten, und dieß sind nothwendig — da sie sonst in solcher Stellung nicht möglich gewesen wären — Männer der Halbheit und Unentschiedenheit, wenn nicht gradezu unehrliche Spekulanten. Die natürliche Folge ist dann, daß solche Führer, statt ihren Einfluß und ihre Stellung zur sofortigen vollständigen Niederbrechung der einstweilen gelähmten Reaktionsmacht zu benutzen, zaghaft oder gewaltlüstern mit deren Vertretern sich in Unterhandlungen und Kompromisse einlassen. Die Reaktion kommt dieser willkommenen Hülfe mit scheinbar aufrichtigen Konzessionen entgegen, wird dadurch in Stand gesetzt, ihre Kräfte allmälig wieder zu sammeln, und sobald sie hinlänglich erstarkt ist, beseitigt sie diejenigen der früheren Opponenten, die sie nicht als bekehrte Gehülfen weiter zu benutzen für rathsam hält, und entfaltet dann als entschiedene Kontrerevolution rücksichtlos den früheren Gewaltapparat, um das Volk wieder in das alte Joch zu schmieden. Es werden zwar unterdessen wirkliche Revolutionaire hervorgetreten sein, die fähig und berufen wären, ein solches Schicksal durch Unschädlichmachung der alten Reaktion abzuwenden. Aber ohne ganz besonders günstige Umstände wird ihnen dieß nie gelingen. Sie haben jetzt den Kampf, außer mit der versteckt operirenden Reaktion, auch mit der an's Ruder gelangten früheren Opposition aufzunehmen, die unterdessen bewußt oder unbewußt zur Verrätherinn

geworden, aber noch einen mächtigen Halt in dem bethörten Volke hat, und es wird ihnen nicht Zeit gelassen, zur Durchführung dieses Kampfes einen hinreichenden Anhang in den unterdessen wieder apathischer gewordenen Massen zu gewinnen. Ueberdieß pflegen die, durch keine vorherige Einigung und Organisation verbundenen Führer durch Eifersucht, Rivalitätssucht und Meinungsverschiedenheit ein gemeinsames, energisches Handeln zu erschweren, oder unmöglich zu machen. Dieß ist namentlich dann der Fall, wenn gewissenlose Demagogen, an denen es in revolutionairen Zeiten niemals fehlt, von gemeinen Leidenschaften beseelt und an gemeine Leidenschaften appellirend, sich mit der durch die Revolution entfesselten Pöbelhefe in den Vordergrund drängen und die nach geordneten Zuständen verlangende Bevölkerung dahin bringen, eine Reaktion als einziges Mittel der Rettung vor wüster Anarchie zu betrachten.

Dieß ist der Verlauf des Prozesses, den Revolutionen, ohne besonders günstige Wendungen, durchmachen werden, um die anfänglich erregten großen Hoffnungen später im Blut des verrathenen Volks zu ersticken und auf dem leichenreichen Kirchhof der Kontrerevolution zu begraben.

Jenem Prozeß einen anderen Verlauf zu sichern, jenen Vereitelungszirkel zu durchbrechen und den Weg des Fortschritts abzukürzen, gibt es nur ein Mittel: zeitige Bildung einer entschiedenen Partei, welche, über Zweck, Mittel und Führung einverstanden, möglichst rasch die zunächst an die Spitze gelangende alte Opposition verdrängen kann und, eben so feindlich, wie dieser, der Pöbeldemagogie gegenüberstehend, nach vollständiger Unschädlichmachung der alten Reaktion die Elemente der Anarchie nie-

behält, um alsdann das Volk in freien Institutionen auf demokratischem Wege sein Schicksal selbst bestimmen zu lassen. Eine solche Partei kann in unseren Tagen nur eine republikanische sein, die zugleich alle s. g. sozialen Reformen durchzuführen entschlossen ist, welche auf gesunden Prinzipien beruhen, nicht auf utopische Schwindeleien hinauslaufen und unter den gegebenen Verhältnissen praktisch möglich sind.

Wer meine revolutionairen Schriften gelesen, wird gefunden haben, daß ich stets, den dargestellten revolutionairen Prozeß vor Augen, auf Bildung einer Partei der angegebenen Art hinzuwirken bemüht gewesen bin. Deshalb habe ich fortwährend die Kommunisten eben so bitter bekämpft wie die Konstitutionellen und die ehrgeizigen „großen Männer“ eben so schonungslos gegeißelt wie die Verräther. Wenn dabei der Erfolg nicht meinen Bemühungen entsprochen hat, werde ich mir darum wenigstens nicht den guten Willen bestreiten lassen. Diejenigen, die nicht durch blindes Vorurtheil oder persönlichen Haß jeder Gerechtigkeit unzugänglich geworden, werden Manches aus den Erlebnissen und Erfahrungen eines Flüchtlings lernen können, welcher der revolutionairen Idee das Sinnen und Trachten eines halben Lebens geweiht hat. Nachdem das teutsche Volk mit dem Schwert, womit es die Franzosen niedergeschlagen, zugleich sich selbst revolutionair entmannt hat, erwarte ich nicht, noch eine teutsche Revolution zu erleben. Sollte sie aber in nicht langer Zeit zum Ausbruch kommen, so sage ich, wenn die gegebenen Rathschläge nicht befolgt werden, ihr Schicksal mit der größten Bestimmtheit voraus: sie wird zu Grunde gehen durch die „Nationalliberalen“ und „Fortschrittler“ einerseits, die Kommunisten

andrerseits und durch den Mangel einer entschiedenen, ehrlich, energisch und umsichtig geführten republikanischen Partei, welche, beide im Schach haltend, durch Ausrottung der alten Reaktion eine friedliche und gesunde Entwicklung in einem demokratischen Staatswesen sichern könnte.

Nun noch ein Paar persönliche Bemerkungen. Ich habe den Bericht über meine Erlebnisse zugleich zu einer Abrechnung mit einem Theil meiner Feinde benutzt. Kein von affektirten Zimperlichkeiten freier Beurtheiler wird Das einem Mann übel deuten, der im Bewußtsein eines rechtlichen Strebens und der ehrlichsten Absichten ein halbes Menschenalter hindurch nicht bloß mit den schändlichsten Verfolgungen der offiziellen Gewalt und in Folge derselben mit der gemeinen Noth des Lebens zu kämpfen, sondern auch als Zugabe ein unablässiiges Bemühen abzuwehren hatte, ihn durch die infamsten Ungerechtigkeiten und systematische Verleumdungen moralisch zu vernichten. Sich selbst Gerechtigkeit gegen Feinde zu verschaffen, kann nur dann ein Unrecht sein, wenn es auf Kosten der Wahrheit geschieht. Wer sich auf die Gerechtigkeit Anderer verläßt, kann als exemplarischer Schuft in die Grube fahren, wenn er auch der ehrlichste Mann der Welt war, und seine Feinde, vor seinem Protest gesichert, schreiben ihm auf den Grabstein, was sie ihm früher auf den Rücken schrieben. Ich schmeichele mir, kein christlicher Kretin mit den beiden disponiblen Backen, sondern ein natürlich disponirter Mensch zu sein, der, wenn er einen ungerechten Schlag auf die eine Backe erhält, statt ihn ruhig hinzunehmen, lieber dem Gegner einen Schlag auf beide Backen zurückgibt. Ein gesunder Mensch soll in persönlichen wie in allgemeinen Affairen sich nicht scheuen zu zeigen, daß er die Galle

auf dem rechten Fleck hat wie das Herz. Der unchristliche Gallensack, der sich gegen Unrecht wehrt, wird der Menschheit mehr nützen, als der christliche Herzbeutel, der Alles duldet, und nur Herz und Galle zusammen in richtigem Verhältniß sichern ein richtiges Handeln.

Die Verleumdungen, womit man mich verfolgt hat, könnten mir wirklich Gegenstand eines besonderen Studiums werden. Ich habe früher immer geglaubt, die Verleumdung brauche einen wirklich vorhandenen Stoff, den sie bloß zu Uebertreibungen, Entstellungen und Zuthaten benutze. Das ist irrig. Die Verleumdung ist ein Originalgenie, sie ist eine wirkliche Erfinderinn und sie erfindet immer das Gegentheil von Dem, was sie findet. Sie wäre nicht Verleumdung, wenn sie auch nur theilweise an Das glaubte, was sie sagt. Je ehrlicher und gewissenhafter du bist, desto sicherer verdächtigt sie dich als Betrüger; bist du mäßig, so wird sie dich zum Schlemmer machen; bist du ökonomisch, so wirst du zum Verschwender; hältst du auf Wahrheit, so bringt sie dich als Lügner in Verruf; bist du unbestechlich, so verschreit sie deine Käuflichkeit; verachtest du äußere Auszeichnungen und Stellungen, so bist du vom Teufel des Ehrgeizes besessen. Kurz, wo man weiß, daß ein Mensch verleumdet wird, da hat man alle Ursache anzunehmen, daß grade im Gegentheil von Dem, was ihm nachgesagt wird, seine Hauptstärke und Tugend liege.

Merkwürdiger Weise drehten sich die Verleumdungen, die man gegen mich in's Werk setzte, fast immer um Geld. Niemand ist weniger zum Geldmenschen gemacht, als ich; Keiner kann den „goldenen Dreck" mehr verachten, als ich; Keiner hätte mit dem Wenigen, das mir zu Zeiten zur Ver=

fügung stand, besser hausgehalten und mehr geleistet, als ich; Keiner hat durch den Geldmangel, trotz aller Arbeit, bitterer zu leiden gehabt, als ich. Stets aber gellte mir das „Geld" um die Ohren, das die Verleumdung auf meine Rechnung schrieb. Was ich that und strebte, hatte bloß den Zweck, Geld zu machen; wo ich etwas wollte oder leistete, wurde nicht gefragt, was ich wolle oder leiste, sondern, woher ich das nöthige Geld genommen, oder woher ich es nehmen werde, und wo ich am Vollständigsten von allen Mitteln entblößt war, sollte ich immer das meiste Geld verschwendet haben. Wo man aber meine Mittellosigkeit anerkannte, da vergrößerte man sie sogar, bloß um mir allerlei Schändlichkeiten andichten zu können, wodurch ich ihr abzuhelfen suchen sollte. Und Das thaten Menschen, die mir früher nachgerühmt hatten, ich könnte ein Millionair sein, wenn ich meine Grundsätze modifizirt hätte! Trotz allen Miseren würde mich dieses ewige Geldgeschrei, das eine so pikante Ironie auf meine wirkliche Lage und Gesinnung bildete, haben amüsiren können, wenn mich nicht der niedrige, erzgemeine, nur dem filzigen, schmutzigen und bettelhaften Teutschthum eigene Zug, der sich darin ausspricht, so gründlich angeekelt und wenn ich nicht die Auflösung des Räthsels dieser gemeinen Nachrednerei in der edlen Absicht gefunden hätte, dem verhaßten Menschen, der schonungslos aller Welt die Wahrheit sagte, möglichst alle Mittel zum Wirken abzuschneiden. Herr Kinkel hat im Jahr 1852 unter den amerikanischen Teutschen 30,000 Dollar zusammengehumbugt, womit er in aller Geschwindigkeit die teutsche Revolution fertig machen wollte. Als er nach London zurückgekehrt war, meldete er, er habe das zum Revolutioniren zusammengelogene

Geld „auf der Bank verzinslich deponirt". Dabei blieb es und mit dem Geld blieb auch die „Revolution" deponirt. Er rührte keinen Finger für sie. Als der Humbugger nach etwa fünfzehn Jahren auf mein Betreiben genöthigt wurde, über das Geld Rechenschaft abzulegen, war das deponirte Kapital nebst Zinsen auf ein Paartausend Dollar zusammengeschrumpft. Ich beschuldige Herrn Kinkel nicht — denn ich weiß es nicht —, daß er die Gelder gestohlen oder für seine Person verwendet habe, aber er hat Mittel, mit denen sich eine langjährige Agitation unterhalten, oder ein revolutionaires Organ in London gründen ließ, auf die gewissenloseste Weise verschleudert und sein Revolutionsgerede war reine Schwindelei. Es fiel indeß außer mir Niemanden ein, Herrn Kinkel als Schwindler an den Pranger zu stellen, denn er war ein unschuldiger Schönredner und hatte Niemanden durch Wahrheiten beleidigt. Man setze in Gedanken mich an die Stelle dieses Deponirers und man wird versucht sein, sich sofort die Ohren zuzuhalten, um nicht durch das zu erwartende Geschrei betäubt zu werden. Ihren „großen Männern" verzeihen die edlen Teutschen Alles, sogar offene Schwindelei und Verrath. Herr Kinkel blieb ihnen ein gefeierter Freiheitsheld trotz der verzinslichen Deponirung und den Verräther Brentano empfingen sie trotz den Füsiladen zu Mannheim und Rastatt, die auf seine Rechnung kommen, mit einem Fackelzug, als er nach Amerika kam, dann machten sie ihn als Herausgeber einer Zeitung zu einem reichen Mann und der große Hecker blieb sein „Freund". Das Alles mag ganz christlich sein, sogar mehr als christlich; aber wie können Menschen erwarten, mit Achtung behandelt und frei zu werden, die solche Vir-

tuosität im Götzenmachen entwickeln und so frevelhaft liederlich mit der Gerechtigkeit umgehen?

Um übrigens auf das Geldgeschrei zurückzukommen, so liegt darin eine Methode, die ihre Wirkungen kennt. Das erfährt am Ueberzeugendsten, wer nach Amerika verschlagen worden. Wenn es der Reaktion gelingt, einen teutschen Revolutionair nach Amerika zu treiben, so hat sie ihn unschädlich gemacht. Hat ein europäischer Revolutionair Geld, so geht er nicht hierher oder bleibt nicht hier; hat er keins, so gelingt es grade ihm am Wenigsten, hier etwas zu erwerben. Je mehr Revolutionair, desto weniger Geld und — point d'argent point de révolution Es gibt keinen Gedanken, in dem sich mehr Bitterkeit und mehr Demüthigung vereinigt, als den, dem Despotismus die Satisfaktion gönnen zu müssen, daß er dich trotz allem deinem Willen und aller deiner Freiheit zu wirken unschädlich gemacht hat wie einen Säugling, bloß weil du — kein Geld hattest und erwerben konntest. An diesem Gedanken zwanzig Jahre zu nagen, ist eine härtere Probe, als zwanzig Bataillen mitzumachen. Wenn irgend Jemand mich beerben will, so vermache ich ihm den unbenutzt gebliebenen guten Willen, welcher den Despoten seit zwanzig Jahren auch nicht einen Tag Ruhe gelassen hätte, wenn er die nöthigen pekuniairen Mittel besaß. Diesen Willen unverwerthet hinterlassen zu müssen, ist ein schlechter Trost. Zwar sagt man, daß, was der Mensch gewollt, nicht, was günstige Umstände ihn vollbringen ließen, seinen Charakter ausmache oder ihm den Stempel aufdrücke. Trotz Dem bin ich uneigennützig genug, die Bethätigung dieses Charakters durch Ausführung meines „letzten Wil-

lens" jedem Anderen zn gönnen, den die Umstände dazu in Stand setzen.

Auch meine bittersten Feinde werden, wenn sie dieses Buch gelesen haben, nicht behaupten, daß meine Anstrengungen und Kämpfe durch zu viel Erfolge und zu glänzende Trophäen belohnt worden seien. Sie werden vielleicht zu ihrer Befriedigung berechnen können, wie viel ich habe ungethan lassen müssen, was ich unter günstigeren Umständen hätte vollbringen können. Wenn sie Psychologen sind, könnten sie sogar auf die Frage kommen, was mich eigentlich aufrecht erhalten und sogar meinen Humor konservirt habe trotz diesen langjährigen Entbehrungen, Sorgen, Nöthen, Miseren, Mühen, Kämpfen, Verkennungen, Herabsetzungen, Verfolgungen, Enttäuschungen und entmuthigenden Erfahrungen jeder Art? Diese Frage wünschte ich namentlich von frommen Leuten beantwortet zn sehen. Ich frage sie, ob sie geblieben wären, was ich geblieben bin, wenn sie Das für Religion und Reaktion durchgemacht hätten, was ich im Kampf für das Gegentheil durchgemacht habe? Würde ihr „Gott" ihnen die Stütze gewährt haben die ich in mir selbst gefunden? Wohlgemerkt: sie hätten a l l e i n stehen, oder auf ein Häuflein von Freuden beschränkt sein müssen wie ich. Es ist, wie Fürsten und Pfaffen, Geldbrotzen und Schwindler uns alle Tage zeigen, keine Kunst, selbst als Vertreter einer schlechten Sache sich aufrecht zu erhalten, wenn man, mit Mitteln reichlich versehen, sich auf eine breite Genossenschaft stützen und allerseits an sichere Sympathien anlehnen kann; noch weniger ist es eine Kunst, als Mann der Freiheit den Kopf emporzurichten, wenn man durch Popularität getragen, durch eine äußere Stellung gehoben und durch die

Unterstützung einer Partei ermuthigt wird. Aber es ist nicht ganz so bequem, ohne Popularität und ohne Mittel und ohne Stellung und ohne Partei als Vertreter verhaßter Grundsätze sich ein Leben lang durch alle Teufel durchzuschlagen, ja grade von der „eigenen Partei" am Schändlichsten behandelt zu werden und doch ungebeugt der Nämliche zu bleiben. Was hat mich dazu in Stand gesetzt, ihr frommen Leute? Nichts Anderes, als der Wille, ehrlich Das ganz zu sein was ich war; nichts Anderes, als das Bewußtsein eines freien, von allen kleinlichen Rücksichten unabhängigen Menschen; nichts Anderes, als die Treue gegen mich selbst; nichts Anderes, als die W a h r h e i t. Eignet euch die nämliche Ehrlichkeit an und ihr werdet euch erhoben fühlen über Alle, denen sie fehlt, und das Vertrauen, welches ihr in die Wahrheit eurer Sache setzt, wird euer Selbstvertrauen um so mehr erhöhen und befestigen, je mehr ihr dafür zu kämpfen habt. Weil ich mir selbst treu geblieben, bin ich aufrecht geblieben. Hätte ich meine Ueberzeugung verleugnet, wäre ich irgendwo zum Verräther an ihr geworden, hätte ich mich in schwächlicher Nachgiebigkeit und Versöhnlichkeit zu Konzessionen auf Kosten meiner Grundsätze und meines Charakters bestimmen lassen, so war es mit meinem ganzen Simsonsbewußtsein dieser Philister-, Pharisäer- und Sklavenwelt gegenüber vorbei. Die Untreue gegen eure Ueberzeugungen, eure Konzessions- und Kompromißsucht, eure Unaufrichtigkeit und Unwahrheit, kurzum die L ü g e — sie ist die Delila, die euch das Haar abschneidet, euch immer mehr zu Feiglingen und Schwächlingen macht und euch dann in der Verzweiflung an euch selbst auf die Seite des Unrechts treibt oder am „Altar Gottes" auf die Kniee

wirkt. Euer geistiges Leben ist vergiftet von den verwes'ten Leichen eurer besten Gedanken, die ihr nicht an's Licht zu setzen wagt und ungeboren in eurem Gehirn sterben laßt, um die Wechselbälge fremder Lügen an ihre Stelle zu adoptiren. Lernt von einem freien Menschen wahr sein und ihr lernt gesund bleiben und glücklich sein. Verderbt es mit aller Welt, nur nicht mit euch selbst indem ihr sagt was ihr nicht glaubt und verleugnet was ihr sagen mögtet. Gäbe es keine Heuchler und Lügner, so gäbe es auch keine Unglückliche. Ohne Wahrheit gibt es keine Freiheit und ohne Freiheit kein Glück.

Es wäre eine Lüge, wollte ich behaupten, daß sich in die Erinnerung an meine Vergangenheit keine Bitterkeit mische, zumal wenn ich bedenke, um wie Manches, das ich zu vollbringen gedachte und im Stande gewesen wäre, mich fremde Bosheit und unverschuldete Mittellosigkeit betrogen haben. Dennoch würde ich, könnte ich jene Vergangenheit wiederholen, mich unbedenklich den nämlichen Verfolgungen und Miseren nochmals aussetzen, wenn dieß der einzige Preis wäre zur Sicherung des Bewußtseins, das mich für Alles entschädigt, des Bewußtseins nämlich, unter allen Umständen, ohne Rücksicht auf persönlichen Vortheil oder Nachtheil, ein ehrlicher, entschiedener und konsequenter Verfechter der Wahrheit, der Freiheit und der Menschenrechte gewesen zu sein. Wer etwas Besseres werden kann, möge es sagen und er wird in mir seinen eifrigsten Schüler finden.









